1817
d 12

Mühlbach.

P. o. gen. 1817 d (I, 2

Bedingungen. Mühlbach

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lese-geld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

21265.

Friedrich der Große
und sein Hof.

Historischer Roman

von

L. Mühlbach.

Die Verfasserin behält sich das Recht vor, eine englische Uebersetzung dieses Romans herauszugeben.

[1. Folge]

Zweiter Band.

Berlin, 1853.

Verlag von Otto Janke.

BIBLIOTHEK
STAATS-
UND STADT
MUENCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Friedrich der Große und sein Hof.

KÖNIGLICHE
BIBLIOTHEK
BERLIN

I.

Im Garten zu Monbijou.

Die ersten Tage der Aufregung waren vorüber. Der junge König hatte sich auf einige Tage in die Einsamkeit und Stille des Schlosses in Charlottenburg zurückgezogen, während seine Gemahlin, noch immer im Kronprinzlichen Palais zu Berlin verweilend, mit bangem Herzen einer Einladung ihres Gemahls harrte, um ihm nach Charlottenburg zu folgen. Aber der junge König schien für nichts Anderes mehr Sinn und Gedanken zu haben, als für seine Königspflichten. Er arbeitete und studirte unausgesetzt und selbst die Flöte mußte verstummen und den Acten und Rescripten weichen. Berlin hatte sich einige Tage der Etiquette gefügt und sich einen Trauerschleier übergeworfen, unter dem es bis zur Huldigungsfeier des neuen Königs sein lachendes Antlitz verbergen wollte.

Alles hatte ein ernstes, feierliches Aussehen und doch waren alle Herzen freudenvoll und doch blickte Jeder mit glückstrahlendem Antlitz hinüber zu dem Königsschloß und meinte schon den Lichtstrahl der neuen Zeit aus seinen Fenstern und an seinen dunklen, schweigenden Mauern erglänzen zu sehen. Das Königsschloß stand in diesem Moment öde und leer; der König, wie gesagt, war nach Charlottenburg gegangen, die junge Königin weilte noch im Kronprinlichen Palais und die verwittwete Königin Sophie Dorothea hatte sich mit den Prinzessinnen Ulrike und Amalie in das Lustschloß Monbijou zurückgezogen. Jedermann war gespannt und erwartungsvoll, Jedermann hoffte für sich Einfluß und Ehre, Macht und Größe! Der Küchenjunge und das Kammermädchen, sowie der Kammerherr, die Gräfin, die Fürstin, ja sogar die Königin, träumten von Tagen des Glanzes und kommender Herrlichkeit! Sophie Dorothea war zu lange ein unterdrücktes, ein zitterndes Weib gewesen; es gelüstete sie, endlich einmal Königin zu sein, herrschende, gebietende, einflußreiche Königin! Ihr Sohn würde ihr ohne Zweifel all' die Macht und das Ansehen bewilligen, welches ihr Gemahl ihr verweigert hatte, ihr Sohn würde der Tage der Thränen, der Schmer-

zen und Erniedrigungen gedenken, welche sie um ihn erduldet hatte und jetzt, da es in seiner Macht gegeben, mußte er glänzend vergelten, was sie für ihn gethan! Jede ihrer Thränen mußte sich jetzt in flammende Brillanten, jede erlittene Demüthigung in eine Staffel der Macht und Größe verwandeln. Der junge König hielt das Scepter in Händen, aber er mußte auch seine Mutter es zuweilen mitanfassen lassen, und wenn es seinen jugendlichen Händen allzugewichtig sein sollte, so war die Königin bereit, es zuweilen statt seiner zu tragen und zu regieren, während ihr schwärmerischer Sohn die Flöte blies oder Gedichte schrieb, oder mit seinen Freunden philosophirte. Friedrich war allerdings nicht geschaffen zu herrschen, er war ein Dichter, ein Philosoph, ein Schwärmer, der von einem Utopien träumte und von Idealen, welche sich niemals verwirklichen konnten. Für ihn mußte das Regieren eine Last sein, und die schmetternden Trompeten und Fanfaren seiner Krieger eine unmelodische Störung seiner harmonischen Phantasieen. Aber glücklicher Weise war seine Mutter da, seine Mutter, welche bereit war, für ihn zu regieren, für ihn die schweren Lasten und Sorgen des Königthums auf ihre Schultern zu nehmen und mit seinen Ministern

zu arbeiten, während der König vielleicht irgend eine poetische Epistel an Voltaire schrieb! Und warum sollte sie nicht regieren und herrschen können und Gesetze machen? Gab es nicht in allen Ländern Beispiele von edlen, erhabenen Frauen, welche glorwürdig und ruhmvoll ihre Völker regiert hatten? War nicht England stolz auf seine Elisabeth, Schweden auf seine Christine, Spanien auf seine Isabelle, Rußland auf seine Katharina, hatte nicht in Preußen schon die Königin Sophie Charlotte eine so bedeutungsreiche und ruhmvolle Stellung eingenommen? Warum sollte Sophie Dorothea nicht dasselbe und mehr noch erlangen können als ihre Vorgängerin, als Sophie Charlotte?

Das dachte die Königin, als sie in den Schattengängen des Gartens von Monbijou auf- und abwandelte und mit stolzem Lächeln den süßen Schmeichelworten des Grafen Mannteuffel lauschte, der ihr eben das Condolenzschreiben der Kaiserin von Oesterreich überbracht hatte.

Ihro Majestät die Kaiserin schreibt heute außerordentlich zärtlich und liebevoll, sagte die Königin Wittwe mit einem feinen Lächeln.

Sie hat also nur heute denjenigen Gefühlen einen Ausdruck gegeben, welche sonst immer für Ew. Ma-

jestät in ihrem Herzen wohnen, sagte Graf Mannteuffel ehrerbietig.

Die Königin wiegte lächelnd ihr Haupt und zerpflückte eine von den Rosen, vor deren blühendem Strauche sie eben standen. Die Häuser Hohenzollern und Habsburg sind sich niemals gewogen gewesen, sagte sie sinnend. Es scheint, es liegt nicht in ihrer Natur sich einander zu lieben.

Das sagten die großen Familien der Capuleti und Montechi auch, bemerkte Graf Mannteuffel lächelnd, und doch mußte der Haß der Väter sich endlich in der Liebe der Kinder auflösen.

Aber wir sind noch nicht bei den Kindern, sondern wir stehen noch bei den Vätern! rief die Königin stolz, denn sie gedachte eben daran, wie sehr ihr Gemahl von dem Hause Oesterreich hintergangen und betrogen sei, sie gedachte daran, daß er auf seinem Sterbebette seinem Sohne Friedrich die Pflicht auferlegt hatte, ihn zu rächen an dem Hause Oesterreich.

Verzeihen, Majestät, wenn ich zu widersprechen wage, sagte Graf Mannteuffel lächelnd. Wir sind doch schon bei den Kindern angelangt und wenn wirklich zwischen den Vätern ein beklagenswerther Zwist bestanden, so hat die Liebe der Kinder ihn ausgesöhnt,

denn des jungen Königs Gemahlin ist eine Nichte, und zwar eine heißgeliebte, des österreichischen Kaiserhofes.

Sie war es indessen schon, Herr Graf, als mein Gemahl den Kaiser in Böhmen besuchte und man es der Etiquette nicht gemäß hielt, daß der Kaiser dem Könige von Preußen die Hand darreiche *). Sie war es schon, als der Wiener Hof alle seine Versprechen und alle unsere gerechten Ansprüche mißachtete und sich weigerte, an Preußen zu geben, worauf Preußen unzweifelhafte Erbansprüche hatte!

Sie war es aber noch nicht, als Oesterreich durch seine energischen und eindringlichen Vorstellungen dem damaligen Kronprinzen Friedrich das Leben rettete. Denn Ew. Majestät wissen es wohl, daß damals dieses so theure Leben bedroht war!

Es war bedroht, aber es würde gerettet sein auch ohne Oesterreichs Beihülfe, denn neben Friedrich stand seine Mutter und diese Mutter war die Schwester des Königs von England.

Und die Königin schleuderte einen so stolzen, ver-

---

*) Seckendorf's Leben. Theil 3, S. 45.

ächtlichen Blick auf den Grafen, daß dieser unwillkührlich die Augen niederschlug.

Sophie Dorothea sah es und lächelte. Sie hatte einen Triumph gehabt, jetzt wollte sie wieder milde und versöhnlich sein.

Reden wir nicht mehr von vergangenen Zeiten, sagte sie daher freundlich. Der Tod meines Gemahls hat für mich einen trüben Trauerflor über die Vergangenheit ausgebreitet und ich muß mein Auge von ihr abwenden, damit mein Sohn, der junge König, nicht in meinen Augen immer nur Thränen sehe. Nein, ich will immer jetzt nur in die Zukunft schauen, denn meine Ahnung sagt mir, daß diese Zukunft für Preußen eine glanzvolle, ruhmreiche und gesegnete sein werde.

Möchte sie es auch für ganz Deutschland sein, Majestät, rief der Graf. Damit sie es werde, müssen die Häuser Hohenzollern und Habsburg der alten Zwistigkeiten vergessen und in Liebe und Eintracht zu einander stehen!

Habsburg beweise uns erst, daß es uns in Liebe und Eintracht die Hand reichen will, sagte die Königin. Es zeige uns in Thaten, nicht in Worten seine Theilnahme, seine Gerechtigkeit, seine Anerkennung.

Oesterreich ist bereit dazu, Majestät, es fragt sich nur, ob Preußen die Hand Oesterreichs auch ergreifen und an derselben den Ring der Liebe befestigen will.

Die Königin warf ihr Haupt so rasch zu ihm um, daß sie noch den scharfen, lauernden Blick des Grafen auffing. Oesterreich schmiedet also wieder Heirathspläne, sagte sie mit einem bitteren Lachen. Es hat noch nicht genug an dieser Einen Ehe der Kaiserlichen Nichte, es sehnt sich nach einer Wiederholung dieses Meisterwerkes. Aber dieses Mal, Herr Graf, giebt es kein Küstrin und kein Gefängniß, aus dem man um jeden Preis sich retten möchte, und dies Mal wird man, bevor man sich entscheidet, die Ankunft aller Couriere abwarten können!

Und die Königin, den Grafen mit einem leisen Kopfnicken verabschiedend, winkte den, ihr von ferne folgenden Hofdamen und ging mit ihnen eine Seitenallee hinunter.

Graf Mannteuffel blickte ihr lange und mit gedankenvollen, ernsten Mienen nach, immer noch wie gebannt auf der Stelle stehend, wo die Königin ihn verlassen hatte.

Sie ist stolzer und entschiedener wie jemals, murmelte er endlich vor sich hin. Das ist ein Zeichen,

daß sie von Einfluß sein wird und sich ihrer Bedeutung bewußt ist. Und was die Königin da von den Courieren sagte, so ist das ohne Zweifel eine Anspielung auf jenen Courier, der damals am Tage der Verlobung des Kronprinzen um eine Stunde zu spät die Einwilligung Englands brachte. Ah! Es sind also wieder Couriere unterwegs, und einer davon ist sicherlich nach England gesandt! Wir müssen also zur That schreiten, wir müssen alle Wasser unserer Diplomatie springen lassen, und der Courier aus England muß wieder wie damals eine Stunde zu spät kommen.

Ganz nahe bei ihm ertönte eben ein lautes fröhliches Lachen und eine weiche melodische Stimme sagte: Nein, Graf, Sie werden mich niemals an Ihre Liebe glauben machen! Sie sind viel zu blond, um wirklich lieben zu können.

Blond! rief eine männliche Stimme mit dem Ton des Entsetzens. Sie lieben also das blonde Haar nicht, während ich bisher sehr stolz auf mein blondes Haar war. Aber ich will es mir jetzt schwarz färben lassen, werden Sie dann an meine Liebe glauben?

Die Dame antwortete wieder mit einem fröhlichen Lachen, das gleichsam einen Wiederschein auf das Gesicht des lauschenden Grafen Mannteuffel warf.

Es ist meine Bundesgenossin, die Frau von Brandt, flüsterte er lächelnd. Sie kommt mir in diesem Augenblicke sehr erwünscht, und ich werde ihr zärtliches Tête à Tête mit dem Grafen Voß auf einen Moment unterbrechen müssen.

So sprechend eilte Graf Mannteuffel rasch die hohe verschnittene Allee hinunter, von deren entgegengesetzter Seite die Stimmen ertönt waren und trat dann durch das in der dichten Laubwand angebrachte Thor in die nächste Allee, in der sich Frau von Brandt mit ihrem schmachtenden Liebhaber befand.

Graf Mannteuffel näherte sich der Dame mit dem vollkommen gut gelungenen Ausdruck freudigen Staunens, und äußerte seine Ueberraschung seine schöne Freundin hier im Garten der Königin Wittwe zu finden.

Ihro Majestät erzeigte mir die Ehre einer Einladung für einige schöne Sommerwochen, sagte Frau von Brandt. Sie wußte, daß der Arzt mir den fortgesetzten Aufenthalt in freier Luft als ein nothwendiges Heilmittel meiner schwankenden Gesundheit empfohlen hat, und da die Königin das innige Freundschaftsband kennt, welches mich mit ihrer Hofdame Fräulein von Pannewitz vereint, war sie so gnädig

mir in Monbijou einige Zimmer als Sommeraufenthalt anzubieten. Da habe ich Ihnen jetzt mit einer Genauigkeit, als ob Sie mein Beichtvater wären, die Ursache meines Hierseins erklärt, und es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen meinen Cavalier hier vorzustellen. Es ist der Graf Voß, ein edler Ritter sans peur et sans reproche, bereit, für seine Dame, zwar nicht gerade sein Leben, aber doch seine blonden Haare zu lassen!

Oh, hüten Sie Sich, mein lieber Graf, sagte Mannteuffel lachend, hüten Sie Sich, daß diese schöne Spötterin Sie nicht wirklich die Farbe Ihrer Haare wechseln macht, und Ihnen ihr schönes Blond in das sehr ehrwürdige, aber weniger schöne Grau verwandelt. Sie ist Zauberin und Diavolezza genug, um das zu können und ich versichere Sie, daß in der Geschichte meiner grauen Haare die schöne Frau von Brandt eine sehr bedeutende Rolle spielt.

Ach, es muß immer doch sehr schön sein, um Frau von Brandt graue Haare zu bekommen, sagte der junge Graf mit einem Pathos, der seine beiden Zuhörer lachen machte. So oft ich meine grauen Haare dann betrachtete, würde ich an sie denken und bei jedem weißen Haar, das meinem Bart entfiel

würde mir Frau von Brandts Bild vor die Seele treten.

Und der junge Graf starrte mit entzückten Blicken in das Leere und seine lächelnden Lippen flüsterten leise, unverständliche Worte.

Er ist in einem Anfall seiner verliebten Extase, flüsterte Frau von Brandt. Er hat die Manie ein Sonderling sein zu wollen, und schwärmt jetzt für den Gedanken sich wie Petrarca in eine Laura zu verlieben. Lassen Sie ihn schwärmen und uns ein wenig von unsern Angelegenheiten sprechen! Aber sein Sie kurz, damit Niemand uns überrasche, denn man beargwöhnt Sie, mein lieber Graf und meine eigene Unschuld wäre gefährdet, wenn man mich in vertraulichem Zwiegespräch mit Ihnen sähe.

Ah, es ist sehr schön und sehr erbaulich, die reizende Frau von Brandt mit der Angst eines sechszehnjährigen Mädchens von Ihrer gefährdeten Unschuld sprechen zu hören! sagte Graf Mannteuffel. Aber wir wollen diese Unschuld berücksichtigen und kurz sein. Zuvörderst also, wie stehen unsere Angelegenheiten mit der jungen Königin?

Barometerstand: naßkalte, thränenreiche Witterung, stürmisch an Hoffnungen, aber dürr an Blüthen.

Wenig Sonnenschein, desto mehr dunkle Wolken und dann und wann ein Orkan aufbrausenden Gefühls.

Das will sagen: die Königin fürchtet noch immer von ihrem Gemahl verschmäht zu werden?

Sie fürchtet nicht mehr es zu werden, denn sie ist schon verschmäht. Der König wohnt in Charlottenburg und ladet die Königin nicht zu sich ein. Als Gemahl verschmäht er seine Gemahlin, ob er als König sie auch als Königin verschmäht, das kann zur Zeit noch Niemand wissen!

Niemand? Auch Frau von Morien nicht?

Auch diese nicht! Der König scheint sie, seit er König ist, ganz vergessen zu haben. Seit jenem unglücklichen Quiproquo mit dem Gedicht in Rheinsberg scheinen seine Gluthen sich plötzlich verkühlt zu haben, und er spricht so harmlos und unbefangen und gleichgültig mit ihr, wie mit jeder andern Dame. Niemals mehr verstohlene Worte, heimliche Händedrücke, verliebte Seufzer. Die arme Morien aber verzehrt sich in Liebeskummer und weint sich die schönen Augen trübe, denn seit sie verschmäht wird, liebt sie leidenschaftlich!

Und das ist unglücklicher Weise nicht das Mittel um dieses stolze Herz, welches ihr entflattern will,

sich wieder einzufangen, sagte Graf Mannteuffel achselzuckend. Mit Thränen und Schmachten verliert sie ihren Einfluß und erndtet nur Verachtung. Sie, welche eine Meisterin in der Liebe und in der Coquetterie sind, Sie sollten das wissen und Ihre schöne Schülerin besser unterrichten! Nun aber kommt die wichtigste Frage: wie steht es mit der Braunschweigschen Heirath des Prinzen August Wilhelm?

Frau von Brandt seufzte. Sie sind also wirklich unerbittlich? Sie haben kein Mitleid mit dieser edlen großherzigen und keuschen Liebe zweier Kinder, die so unschuldig und rein sind wie der Himmel, die Sterne und die Blumen, denen sie täglich von ihrer Liebe und ihren ganz überirdischen Freuden erzählen?

Und Sie haben also kein Mitleid mit den Brillanten, die sich sehnen auf Ihrem schönen und stolzen Busen zu ruhen, parodirte sie Graf Mannteuffel, kein Mitleid mit der reizenden Villa, welche Sie Sich kaufen könnten, um in Ihrem eigenen Garten der frischen Luft zu genießen? Sie wollen durchaus nicht von allen Damen des Hofes um den köstlichsten Cachemir, den jemals die Webestühle Cachemirs geliefert haben, beneidet werden? Sie wollen —

Halten Sie ein, Graf Teufel, denn Sie sind in

der That mehr ein Teufel als ein Mann, und Sie führen meine arme Seele in Versuchungen, denen sie unterliegen muß. Nun denn, ich nehme meine Bestimmung an, ich bin die Schlange, welche an dem Busen der armen Laura ruht und ihren Giftstachel in ihre Liebe bohrt, um sie zu tödten. Ach, wenn Sie wüßten, Graf, welche Vorwürfe mir zuweilen mein Gewissen macht, wenn ich diese so heiligen und keuschen Bekenntnisse ihrer Liebe vernehme, wenn sie mir erröthend und zitternd erzählt von den jungfräulichen Geheimnissen ihres Herzens und sich Trost und Rettung vor ihrer eigenen Schwäche suchend, in meine Arme flüchtet. Denken Sie doch, Graf, daß diese beiden Kinder sich lieben, ohne jemals den Muth gefunden zu haben, es einander zu bekennen, denken Sie doch, daß Laura bis jetzt den grausamen Muth gehabt hat, des Prinzen Seufzer und verstohlene Worte nicht verstehen zu wollen, daß sie sogar es vermag, ihm ein kaltes und abstoßendes Gesicht zu zeigen, während sie doch nachher Nächte lang weint über ihre eigene Härte.

Wenn die Sachen so stehen, dann muß man vor allen Dingen vermeiden, daß es zu einer Erklärung unter diesen seltsamen Liebesleuten komme, dann müssen

Sie all' Ihren Einfluß auf die junge Dame dahin wenden, daß sie durch einen heroischen Act diesen Roman beschließe und in den Augen des Prinzen die heilige Märtyrerin ihrer Liebe bleibe.

Und worin zum Beispiel sollte dieser heroische Act bestehen?

In einer Heirath, Gnädigste!

Aber wo wollen wir gleich einen Mann finden, dem dieses arme Lamm geopfert werde?

Dort steht Einer, sagte Graf Mannteuffel, auf den Grafen Voß hindeutend, der noch immer damit beschäftigt war, Verse in sein Portefeuille zu schreiben und die übrige Welt ganz vergessen zu haben schien.

Frau von Brandt lachte laut. Der soll die schöne Pannewitz heirathen?

Nun ja, fragte der Graf ernsthaft, sucht er nicht eine Laura?

Ja, aber Sie vergessen, Graf, daß er mich in diesem Augenblick für seine Laura hält und so jammervoll seufzt und winselt, als nur je Petrarca es gethan.

Um so leichter werden Sie ihn dazu bewegen, Ihnen dies Opfer darzubringen, um so größer wird

er sich fühlen, wenn er, Ihnen entsagend, das Mädchen annimmt, welches Sie ihm zur Gattin bestimmten!

Hören Sie, sagte Frau von Brandt, den Graf fast erschreckt ansehend, Sie sind fürchterlich, und fast könnte es mir vor Ihnen grauen, denn Sie haben ein Herz von Stahl in Ihrer Brust, und ich glaube, Sie kennen gar kein menschliches Mitleid!

Es giebt höhere und edlere Rücksichten, denen alle diese kleinlichen, menschlichen Regungen sich unterordnen müssen. Wenn es sich darum handelt, Deutschland, ja vielleicht ganz Europa die Ruhe und den Frieden zu erhalten, kann es nicht darauf ankommen, ob ein Paar Menschenherzen gebrochen, oder eine Liebe zu Grabe getragen wird. Aber sehen Sie, der Graf hat sein Gedicht vollendet, und steckt seine Schreibtafel ein. An's Werk also, meine schöne Bundesgenossin! Sie müssen heute Ihr Meisterstück vollenden. Und damit Sie es so bald wie möglich können, verlasse ich Sie. Leben Sie wohl, und auf baldiges Wiedersehen!

Er küßte der schönen Frau die Hand und eilte dann leichten Schrittes die Allee wieder hinab. Frau von Brandt aber näherte sich dem jungen Grafen, der wieder in Gedanken verloren zur Erde starrte. Sie

legte leise ihre Hand auf seine Schulter, und flüsterte halb zärtlich, halb vorwurfsvoll: Schwärmer, wo waren Sie jetzt?

Bei Ihnen, sagte der Graf, der unter der Berührung ihrer Hand erbebte und erblaßte. Ja, bei Ihnen war ich, edelste und theuerste der Frauen, bei Ihnen mit meiner Seele, meinen Gedanken und meiner Sehnsucht, und da dieser lästige, schwatzhafte und aufdringliche Mensch mich hinderte, Ihnen mündlich Alles das zu sagen, was ich empfinde, so benutzte ich die Zeit seines Hierseins, um Ihnen das wenigstens aufzuschreiben, was ich verschweigen mußte!

Aber Sie dachten nicht daran, sagte sie mit zärtlichem Vorwurf, daß Sie mich dadurch compromittirten, daß Sie dadurch diesem schwatzhaften Grafen Manteuffel die beste Gelegenheit gaben, aller Welt zu erzählen, in welchem Verhältniß ungenirter Vertraulichkeit wir zu einander stehen. Denken Sie doch nur, Ihre Schreibtafel zu nehmen und unbekümmert, daß eine Dame und ein fremder Cavalier an Ihrer Seite sind, zu schreiben!

Allerdings, man wird wieder schreien, daß ich ein Sonderling bin, sagte Graf Voß mit einem albernen, wohlgefälligen Lächeln.

Aber man wird hinzufügen, daß dieser Sonderling der Frau von Brandt sehr wenig Achtung und Ehrfurcht bezeige, daß er also mit ihr in einem sehr innigen und nahen Verhältniß stehen müsse! Ach, der Ruf einer Frau ist so leicht verletzt, er ist wie der Flügel eines Schmetterlings, sobald ein Finger ihn berührt, und auf ihn hindeutet, ist ihm der Glanz abgestreift und er wird trübe. Und doch haben wir armen Weiber nichts als unsern Ruf und unsere unbefleckte Tugend! Es ist der einzige Schild, die einzige Waffe, die wir gegen die Rohheit und Grausamkeit der Männer besitzen, und Ihr sucht sie uns doch zu entreißen, um uns dann entehrt und gedemüthigt unter Eure Füße treten zu können.

Mein Gott, mein Gott, Sie weinen, rief der Graf, auf seine schöne Geliebte blickend, in deren Augen wirklich ein paar sehr wohlgelungene, glänzende Thränen blinkten. Sie weinen? Ich muß ein sehr großer Verbrecher und Sünder sein, wenn ich Sie weinen mache!

Nein, ein sehr edler, aber ein sehr unvorsichtiger Mann sind Sie, sagte Frau von Brandt unter Thränen lächelnd. Sie verrathen der Welt, was außer Gott und uns Niemand wissen sollte.

Mein Himmel, was verrathe ich denn? rief der arme geängstigte Graf.

Sie verrathen, daß wir uns lieben! flüsterte Frau von Brandt, indem sie einen glühenden Liebesblick auf ihren Liebhaber heftete.

Wie? Sie sagen, daß wir uns lieben? rief er außer sich vor Entzücken. Sie gestehen also ein, daß nicht ich allein es bin, welcher Sie liebt?

Ich gestehe es ein, indem ich zugleich damit unsere Trennung ausspreche!

Niemals! Nein, niemals! Keine Macht der Erde soll uns nun noch trennen! sagte er, ihre Hand ergreifend und sie mit Küssen bedeckend.

Doch giebt es eine Macht, welche ein Recht dazu hat. Diese Macht ist mein Gemahl! Er ahnt bereits meine Gefühle für Sie und er wird unerbittlich sein, sobald seine Ahnung zur Gewißheit wird.

So werde ich ihn fordern, ihn erschießen, und dann Sie im Triumph als meine Gemahlin auf mein Schloß führen.

Aber wenn nun unglücklicher Weise mein Gemahl Sie erschösse?

Mich? Ja, wenn er mich erschösse. Daran habe ich nicht gedacht! murmelte Graf Voß erbleichend.

Das wäre allerdings ein sehr unglücklicher Zufall. Wir wollen also das Schicksal nicht auf die Probe stellen, und ein anderes Mittel ersinnen. Ah, ich weiß schon Eins! Ich entführe Sie!

Sie wiegte traurig lächelnd ihr Haupt. Der Arm des Königs reicht sehr weit, sagte sie, und die Rache meines Gemahls würde uns überall ereilen.

Aber was fangen wir nur an? rief der Graf verzweiflungsvoll. Wir lieben uns, und können einander nicht besitzen, und müssen uns verzehren in Entsagung und Liebesschmerz. Oh, oh, muß ich denn wirklich ein Schicksal erleben, wie Petrarca, soll mein ganzes Leben auch weiter nichts sein, als ein fortgesetztes Klagelied um meine Geliebte? Giebt es kein Mittel dies abzuwenden?

Frau von Brandt legte ihre Hand mit einem leisen, zärtlichen Druck in die seine. Es giebt ein Mittel, flüsterte sie. Ein Mittel, durch welches wir nicht bloß meinen Gemahl, sondern die ganze Welt sicher machen, ein Mittel, welches wie einen verhüllenden Schleier über unsere Liebe gegen können, und welcher uns schützen soll gegen die sheit und Verleumdung der Menschen!

Sagen Sie mir die Mittel! rief er leidenschaft-

lich. Sagen Sie es mir, und wär's noch so schwer zu erhalten, und müßte ich es mit der Hälfte meiner Güter erkaufen, ich werde es thun, wenn ich mir dadurch meine Geliebte erwerben kann.

Sie neigte ihr Haupt näher zu ihm hin, und ihn ganz bezaubernd und umstrickend mit ihren fascinirenden, zärtlichen Blicken flüsterte sie: Sie müssen sich verheirathen, Graf.

Er stieß einen Schrei aus, und trat entsetzt einen Schritt zurück. Ich muß mich verheirathen? Sie wollen das? Und Sie sagen, daß Sie mich lieben?

Eben weil ich Sie liebe, Theuerster, und eben, weil Ihre Verheirathung die Bande der Etiquette zerreißen würde, welche uns jetzt von einander trennen. Sie müssen eine Dame meiner Bekanntschaft, vielleicht sogar eine Freundin von mir heirathen, dann wird Niemand, selbst mein Gemahl nicht, es auffallend finden, wenn wir in vertraulichem Verkehr mit einander leben, und unter dem Deckmantel der Freundschaft wird unsere Liebe selig und beglückte Tage feiern.

Ja, ich sehe es ein, es giebt kein anderes Mittel, seufzte der Graf. Ach, wäre ich doch nur erst verheirathet!

Oh, Sie undankbarer, treloser Mann! rief Frau

von Brandt mit dem Anschein der Entrüstung. Sie sehnen sich schon nach Ihrer Verheirathung und nach der jungen schönen Frau, in deren Armen Sie mich sehr bald vergessen werden.

Oh, Sie wissen es wohl, daß ich mich nur nach meiner Verheirathung sehne, weil ich Sie alsdann besitzen werde!

Beweisen Sie mir das, indem Sie mir schwören, ohne Weigerung die Dame zu heirathen, die ich Ihnen zuführen und bezeichnen werde!

Ich schwöre es Ihnen!

Sie schwören mir, keine andere Frau zu heirathen, als die, welche ich Ihnen bestimme? Sie schwören mir, allen Hindernissen, allen möglichen Kämpfen die Stirn zu bieten, grade auf das von mir bezeichnete Ziel loszugehen, und sich weder durch Bitten, noch durch Vorwürfe davon zurückhalten zu lassen?

Ich schwöre es Ihnen!

Auf Ihr Grafenwort?

Auf mein Grafenwort und mein altadliches Wappen! Zeigen Sie mir die Dame, welche ich heirathen soll, ich werde es thun, und müßte ich sie der ganzen Welt abtrotzen.

Aber wenn nun unglücklicher Weise diese Dame Sie auch nicht liebte?

Mein Gott, was habe ich darnach zu fragen! Liebe ich sie denn? Will ich sie nicht heirathen, nur, um Sie zu gewinnen?

Ah, mein Freund, rief Frau von Brandt freudig, jetzt sehe ich, daß wir uns ganz verstehen. Kommen Sie denn, damit ich Ihnen die Braut zeige, welche ich Ihnen bestimme!

Sie legte ihren Arm in den seinen und zog ihn mit sich fort. Ihr Auge leuchtete in einem trotzigen, wilden Glanze und mit hohnlächelnder Freude sagte sie zu sich selber: ich werde der schönen Laura einen reichen Grafen zum Gemahl geben, und ich werde für dies seelenverkäuferische Geschäft Brillanten und Cachemirs und die Dankbarkeit einer Kaiserin mir verdienen!

II.

Das Hoffräulein der Königin.

Die Königin Sophie Dorothea hatte inzwischen, nach ihrer Unterredung mit Graf Mannteuffel den Garten verlassen, sich in ihre Gemächer zurückgezogen und ihre Hofdamen auf einige Stunden beurlaubt, indem sie zugleich befohlen hatte, Niemanden, wer es auch sei, den Eintritt zu ihr zu gestatten. Sie wollte in ungestörter Muße überlegen und ihre Pläne entwerfen, denn sie fühlte, daß abermals Oesterreich bereit sei, ihrem Lieblingsproject einer englischen Heirath ihrer Kinder in den Weg zu treten und sie wollte daher ihre Waffen und ihre Streitkräfte zum Kampfe schärfen.

Die Hofdamen waren also jetzt auf einige Stunden frei, sie konnten sich auf einige Stunden ihren Neigungen, ihren Träumen oder ihrem eigenen Vergnügen überlassen.

Laura von Pannewitz hatte es abgelehnt, an der Spazierfahrt der übrigen Damen Theil zu nehmen. Ihr Herz verlangte nach Einsamkeit und Stille. Es war für sie ein süßes und seltenes Glück, ungestört und unbeobachtet den süßen und heimlichen Stimmen zu lauschen, welche in ihrem Herzen flüsterten und eine wunderbare Wonne über ihr ganzes Wesen ergossen. Es war so schön, von ihm zu träumen, sich seine Worte, sein Lächeln, sein Seufzen zu wiederholen, sich alle diese kleinen Nüancen und Zeichen zu vergegenwärtigen, welche so unbedeutend sind für den gleichgültigen Blick, so gewichtig und vielsagend für den Liebenden.

Er hatte ihr gestern geschrieben und sie — sie hatte den grausamen Muth gehabt, seinen Brief uner= öffnet ihm wieder zurück zu schicken. Aber indem sie es that, hatte sie unter strömenden Thränen das Papier an ihre Lippen, an ihr hochklopfendes Herz gedrückt und dann war sie auf ihre Kniee niedergesunken, um zu beten und zu Gott zu flehen, er möge ihr Kraft und Muth geben, ihr Herz zu ertödten und ihrer Liebe zu entsagen.

Seitdem war ein ganzer Tag vergangen und sie hatte ihn nicht wiedergesehen und keine Kunde von ihm erhalten. Oh, gewiß war er sehr traurig, sehr

ungehalten auf sie, gewiß wollte er sie niemals wiedersehen, und weil er ihr zürnte und sich von ihr fern halten wollte, hatte er, der sonst so zärtliche und aufmerksame Sohn es sogar versäumt, seiner königlichen Mutter den Morgenbesuch zu machen, den er bis jetzt noch niemals unterlassen hatte.

Laura hatte mit hochklopfendem Herzen, weinend vor Sehnsucht, Angst und Schmerz hinter der Gardine ihres Fensters gestanden und ihn erwartet, und zu Gott gebeten, ihn nur noch sehen, nur in der Ferne mindestens seine Stimme hören zu können. Aber der Prinz war nicht gekommen, und jetzt war die Zeit vorüber, in welcher er zu kommen pflegte, jetzt hatte die Königin sich in ihr Arbeitscabinet zurückgezogen und Jedermann den Eintritt untersagt.

Laura durfte also nicht hoffen, den Prinzen August Wilhelm heute noch zu sehen; wie sie das dachte, fühlte sie es wie ein Schwert durch ihr Herz gehen und eine wilde Verzweiflung bemächtigte sich ihrer. Sie stürzte auf ihre Kniee nieder und rang die Hände zu Gott empor, nicht mehr ihn anflehend um Kraft und Muth zur Entsagung, sondern Gott bittend um Mitleid und Erbarmen, um ein wenig Sonnenschein für ihre traurige, düstere und doch so reine Liebe. Aber

dann, vor ihrem eigenen Gebet erschreckend, war sie von ihren Knieen emporgeflogen, war sie hinübergeeilt in die Zimmer der Frau von Brandt, um sich an den Busen der Freundin zu flüchten vor ihren eigenen Gedanken und ihren eigenen Schmerzen.

Aber ihre Freundin war nicht dort, man sagte ihr, sie sei hinabgegangen in den Garten. Laura nahm Hut und Shawls und folgte der Freundin dorthin. Wie sie langsam diese schattigen verschnittenen Laubgänge hinab ging, wie sie ihre glühenden Wangen und ihre brennenden schmerzenden Augen sanft gekühlt fühlte von dem frischen Lufthauch, der von der Spree herüberwehte, empfand sie ein unendliches Wohlbehagen, eine erquickliche Ruhe und Stille in sich selber.

Laura vergaß ganz, daß sie gekommen, um die Freundin zu suchen, sie fühlte nur, daß dieser heitere Gottesfrieden der Natur sich wie ein kühlender Balsam auf ihre schmerzzuckende Seele legte, daß diese Einsamkeit mit tausend Stimmen des Trostes, der Hoffnung, der traurigen und doch glückesvollen Wehmuth zu ihr flüstere und sie scheute es diese friedvolle Stille durch irgend ein menschliches Wort, eine menschliche Erscheinung unterbrechen zu lassen.

Mit flüchtigem Fuß eilte sie daher in die dichtern

Laubgänge des Gartens, suchte sie die einsamsten und stillsten Plätze auf, um zu träumen, zu schwärmen und an den zu denken, dessen Bild doch immer in ihrem Herzen lebte, wie sehr sie auch bemüht war, es mit den Schleiern der Entsagung sich selber zu umhüllen.

Jetzt trat sie in das Gewächshaus ein, welches das untere Ende des Gartens begränzte, und welches die Königin Sophie Dorothea sich in den anmuthigsten und liebreizendsten Salon hatte umwandeln lassen, den außer ihr und ihren Damen Niemand sonst betreten durfte. Da waren künstliche Lauben von blühenden Myrthen und Orangen, in deren Mitte sich kleine Divans befanden, und zu erquicklicher Ruhe einladeten, da waren Grotten von Steinen aufgeführt, aus deren Ritzen sich die seltenen Pflanzen der Felsen und Gebirge hervorzwängten, da waren kleine Springbrunnen, die lieblich murmelten und plätscherten und eine angenehme Kühlung verbreiteten.

Laura ließ sich hochathmend auf einen dieser von Myrthen umrankten Divans nieder, und den Kopf zurückgelehnt an den Stamm des hundertjährigen Lorbeers, der die Rückwand der Laube bildete, schloß sie die Augen, um nichts mehr zu sehen, nichts außer

Ihm! Es war ein liebliches Bild, dieses junge Mädchen zu sehen, deren edles und schönes Antlitz von den Zweigen der Myrthen wie von einem blühenden Rahmen umrankt waren, und deren zugleich zarte und edle, volle und jungfräuliche Gestalt sanft zurückgebeugt an dem Stamm des Baumes lehnte, dem einst die zagende und keusche Liebesangst einer Jungfrau das Leben gegeben. Auch sie war eine Daphne, fliehend vor ihren eigenen Wünschen, fliehend vor der süßverlockenden Stimme des Geliebten, der für sie der Gott der Schönheit und Anmuth, der Gott des Wissens und der Künste war, ihr Gott Apollo, den sie anbetete und an den sie glaubte, den sie fürchtete, und vor dem sie floh, wie Daphne, nur weil sie ihn liebte! Denn das Weib flieht nur vor dem Mann, wenn sie ihn liebt, sie fürchtet nur den, der ihr gefährlich ist, nicht weil er mit seinen Bitten und Schmeichelworten sie verlocken könnte, sondern weil ihr eigenes Herz für ihn bittet und schmeichelt.

Laura saß noch immer mit geschlossenen Augen, süßträumend in der Myrtenlaube. Sie dachte und fühlte nur Ihn, und ihre Liebe war Gebet, ihr Gebet war Liebe. Sie hatte die Hände in ihrem Schoß gefaltet, ein köstliches, träumerisches Lächeln umspielte

ihre zarten Lippen, und unter den geschlossenen Augenliedern glitten ein paar Thränen langsam über die zarten, sanftgerötheten Wangen nieder. Sie betete eben zu Gott, daß er ihr Kraft geben möge, ihr eigenes Herz zu bezwingen, und ohne zu murren, und ohne sich selbst zu verrathen, den Schmerz, den Zorn, und endlich die Gleichgültigkeit des Prinzen zu ertragen. Doch fühlte sie, daß ihr Herz brechen würde, wenn er eines Tages sie aufgeben und vergessen könne, doch flüsterte eine verlockende Stimme ihr zu, daß es ein seligerer Tod sein müsse zu sterben nach einer Stunde des entzückensvollen, berauschenden, wenn auch sündigen Liebesglückes, als zu sterben an dem kalten Eiseshauch der Entsagung.

Aber Laura, in ihrer keuschen Jungfräulichkeit wollte diese verlockende Stimme nicht hören, sie wollte sie übertönen mit ihren Gebeten, und doch, indem sie betete, dachte sie immer noch mit erbebendem Herzen, welch' ein erhabenes und köstliches Glück es sein müsse, einmal des Geliebten Lippen zu küssen, einmal in sein Ohr das so lang verschwiegene, so lange begrabene Geheimniß ihrer Liebe zu flüstern und dann, seinen Kuß noch auf der Lippe, noch bestrahlt von seinen Augen hinzusinken und zu sterben! Den Himmel nur mit

dem Himmel vertauschend, die Seligkeit nur einlösend mit der Seligkeit!

Und immer süßere Träume, immer schmerzlichere Phantasien kamen über sie, schwerer und schwerer senkten sich ihre Augenlieder, schwerer drückte der Kummer auf ihrem Herzen und machte es todesmüde und wünschelos, und endlich, gleich den Jüngern am Oelberg, schlief sie ein vor Traurigkeit.

Tiefe Stille, lautloses Schweigen herrschte ringsumher. Plötzlich machten sich leise schleichende Tritte hörbar und am Eingang der künstlichen Felsgrotte erschien eine männliche Gestalt. Vorsichtig und scheu neigte er das Haupt vorwärts und sein neugieriger Blick spähete zwischen den, die Felsgrotte überhangenden Schlinggewächsen hinüber nach dem jungen Mädchen, das schlummernd an den Stamm des Lorbeers sich lehnte.

Es war Fritz Wendel, der Gärtner aus Rheinsberg. Die Königin Sophie Dorothea hatte gewünscht, ihre Treibhäuser und Gartenanlagen nach denen von Rheinsberg eingerichtet zu sehen und auf Befehl des jungen Königs waren einige der geschicktesten Gärtner von Rheinsberg nach Berlin gesandt, um die Einrichtungen des Gartens von Monbijou zu übernehmen.

Fritz Wendel gehörte zu diesen. Der Zufall war dem jungen Gärtner günstig gewesen und hatte ihn wieder in die Nähe Derjenigen gebracht, welche er liebte. Denn das kleine Hoffräulein Louise von Schwerin war nicht bloß der Liebling der Königin Elisabeth, sondern auch die Königin Sophie Dorothea liebte dieses so kecke und übermüthige, anscheinend noch so unschuldige und unbefangene junge Mädchen, das mit ihrem frischen heitern Lachen so oft die langweilige Hofetiquette unterbrach und ein wenig frisches, ungebundenes Leben in die steifen Formen des Hoflebens bringen durfte, eben weil ste ein Kind war, und man sie als ein Kind entschuldigte. Zudem hatte ihr unbesonnenes und übermüthiges Betragen in Rheinsberg dem kleinen Fräulein ein wenig die Gunst des jungen Königspaares verscherzt. Die Königin Elisabeth konnte es ihr niemals vergessen, daß sie durch Louise den Namen ihrer glücklichen Nebenbuhlerin erfahren, der König zürnte ihr im Stillen, weil durch sie das Geheimniß jenes Briefes an die Frau von Morien entdeckt worden war.

Louise von Schwerin war daher seltener bei der Königin Elisabeth, während die Königin Sophie Dorothea sie ganze Tage lang in ihrer Umgebung behielt,

und sich ergötzte an ihrem muntern, kindischen Wesen, und den übermüthigen Neckereien, mit denen sie die steife und förmliche Oberhofmeisterin und die ernsten und feierlichen Cavaliere und Hofdamen zur Verzweiflung brachte. Und das kleine Hoffräulein kam sehr gern und bereitwillig zu der Königin, denn Monbijou hatte für sie einen besondern Reiz, seit der schöne Gärtner Fritz Wendel dort war. Der Roman mit ihm war immer noch nicht zu Ende gespielt; diese geheimnißvolle und pikante Liebe hatte für das junge Mädchen noch immer ihren eigenthümlichen Zauber, und da sich für die „kleine Louise" noch kein anderer Anbeter finden wollte, ließ sie sich einstweilen die Anbetung und Vergötterung des jungen Gärtners gefallen, für den sie nicht die „kleine Louise", sondern die bezaubernde Fee, die Anmuth und Schönheit ausstrahlende Göttin war.

Fritz Wendel also war es, der sich am Eingange der Grotte zeigte, und mit spähenden Blicken nach dem schlafenden Hoffräulein hinüber blickte. Er war mit dem Ordnen der Gewächse und Blumen beschäftigt gewesen, wie er dies jeden Morgen in dem, seiner besonderen Aufsicht übertragenen Treibhaus zu dieser Stunde zu thun pflegte, weil dies die Zeit war, in welcher

die Königin niemals sich dorthin begab. — Mitten in seiner Beschäftigung war er durch das Eintreten des Hoffräuleins unterbrochen worden, und hatte sich in die Grotte geflüchtet, um dort unbemerkt zu warten, bis die Dame das Haus wieder verlassen würde. — Von seinem Versteck aus konnte er, hinter dichtem, hochaufschießenden indischem Farrenkraut verborgen, grade jene Myrtenlaube überschauen, in welcher die schöne Laura saß; jetzt, da er sah, daß sie eingeschlafen war, wollte er vorsichtig und leise die Grotte verlassen.

Lauschend stand er einen Moment noch an dem Eingang derselben und horchte aufmerksam auf die leisen, ruhigen Athemzüge des Fräuleins. — Sie schlief wirklich, er konnte es also wagen, leise auf den Zehen von dannen zu schleichen.

Ach, wenn sie es wäre, murmelte er leise, wenn sie es wäre, würde ich nicht so still von dannen gehen! Ich würde den Muth haben, zu ihren Füßen hinzustürzen, und sie in meine Arme zu schließen, während ich meine Lippen auf ihren Mund preßte, damit sie nicht aufschreien könnte vor Schreck. Aber diese da, fuhr er fast verächtlich fort, indem er einige Schritte vorwärts schlich, und sich nach dem Fräulein umwandte, gleicht ihr so wenig, sie ist —

Plötzlich verstummte er und wich scheu wieder nach dem Eingang der Grotte zurück. Es war ihm, als habe er Schritte vernommen, die sich dem Eingang des Gewächshauses näherten.

Richtig, da klappte die Thür der kleinen Vorhalle und jetzt — Fritz Wendel schlüpfte eiligst in die Grotte zurück und verbarg sich wieder hinter dem dichten Gebüsch von Farrenkraut.

In der Thür des duftigen Blumenzimmers stand jetzt ein junger Mann und schaute auch mit forschenden und spähenden Blicken rings umher. Seine hohe schlanke Gestalt war in die Uniform der Gardeoffiziere gekleidet, welche die Vorzüge seines schlanken, elastischen Körpers nur noch mehr hervortreten ließ. Der Stern auf der Brust und der Trauerflor um den Arm ließ ihn als einen der Prinzen des königlichen Hauses erkennen; sein schön geformtes, edles Antlitz trug den Ausdruck einer weichen, fast jungfräulichen Zartheit, der Blick seiner großen blauen Augen war so sanft und milde, daß diejenigen, welche ihn länger angeschaut, sich ganz unwillkührlich von einer, ihnen selber unerklärlichen Rührung ergriffen fühlten und ein ahnungsvolles Mitleid für diesen edlen und schönen Jüngling empfanden, der so milde und freundlich blickte und so

sanft und wehmuthsvoll lächelte, auf dessen hoher, reiner Stirn sich aber so viel Geist und Entschlossenheit zeigte, daß man wohl sah, er werde nicht immer sanft und zart sich fügen, sondern habe Muth und Kraft genug, seinen eigenen Willen zu verfolgen und seine eigenen Wege zu gehen. — So war der Prinz August Wilhelm, der Liebling des verstorbenen Königs, um dessenwillen der ältere Bruder Friedrich so viel hatte leiden müssen, weil Friedrich Wilhelm sich diesen zum Nachfolger erkoren und ihn auf den Thron setzen wollte mit Umgehung seines erstgebornen Sohnes.*) Aber des Prinzen eigene Neigungen hatten wenig den stolzen Wünschen seines Vaters entsprochen. August Wilhelm begehrte keines Thrones und keiner Erdengröße; seinem zarten, fast scheuen Sinn widerstrebte alles eigene öffentliche Schaugepränge, der Prunk der Hoheit hatte für ihn keinen Reiz und mit dem Gleichmuth eines echten Philosophen blickte er auf die Pracht und den Glanz der irdischen Herrlichkeit, die er niemals bewunderte und niemals beneidete. Aber wenn

---

*) Character Friedrichs des Zweiten, König von Preußen. Von Dr. Anton Friedrich Büsching, Ober-Consistorialrath ꝛc. Halle 1788. pag. 172.

diese Verachtung des äußern Glanzes bei seinem Königlichen Bruder Friedrich aus der Schärfe und überlegenen Kraft des Geistes hervorging, so entsprang sie bei dem Prinzen August aus der Tiefe des Gefühls, aus der Leidenschaft und Gluth der Empfindung, die ihn alles Andere vergessen und verachten ließ, außer dem Einen, — außer seiner Liebe.

Er war gekommen, um der Königin, seiner Mutter, den gewohnten Morgenbesuch zu machen, aber man hatte ihm den Befehl der Königin mitgetheilt, Niemand bei ihr einzulassen, und der Prinz selber hatte befohlen, daß man um Seinetwillen keine Ausnahme mache. Er habe Zeit zu warten und nur, wenn die Königin wieder sichtbar geworden, solle man ihn melden, und ihn aus dem Garten zurückrufen.

Mit solchem Befehl war er hinabgegangen in den Garten, und der Instinct der Liebenden hatte ihn in jenes Blumenhaus geführt, in welchem für ihn die köstlichste aller Blumen, in welchem Laura von Pannewitz sich befand. — Er ahnte gar nichts von ihrem Hiersein, er glaubte sie mit den andern Hoffräulein auf der Spazierfahrt begriffen und er hatte auch nur dieses stille friedliche Haus aufgesucht, um ungestört an sie zu denken und zu seufzen über eine Liebe, die

bei ihr so wenig Erwiederung gefunden und welche er dennoch nicht aus seinem Herzen zu bannen vermochte.

Nicht nach ihr also war es, daß er, in das Gewächshaus eintretend, spähend und forschend umherblickte. Er wollte nur sehen, ob er hier allein sei, ob Niemand ihn beobachten könne. Aber plötzlich zuckte er zusammen, und ein jähes Roth flog über sein Antlitz hin.

Er hatte die schöne Schlummernde unter dem Myrtengesträuch entdeckt. In dem ersten Schreck der Freude, des Entzückens wollte er zu ihr hinstürzen, um zu ihren Füßen niederzusinken, und sie zu wecken mit seinen Küssen, — rasch war er vorwärts geeilt, — dann aber blieb er zagend und unschlüssig stehen, und eine tiefe Wehmuth und Traurigkeit sprach aus seinen Zügen.

Sie wird mich doch nicht willkommen heißen, murmelte er, sie wird mich doch von sich stoßen, wie sie es gestern mit meinem Brief gethan! Sie liebt mich nicht, und also würde sie es mir niemals verzeihen, wenn ich ihren strengen keuschen Mund mit meinen Lippen entweihen wollte.

Er senkte sein Haupt auf seine Brust und seufzte tief und schmerzlich.

Aber ich, ich liebe sie, sagte er dann nach einer langen Pause, und richtete sein Haupt wieder entschlossen empor. Ich liebe sie, und ich will sie wenigstens anschauen, und sie anbeten können, wie es die Katholiken vor der Jungfrau Maria thun.

Und mit einem köstlichen, begeisterten Lächeln, welches sein ganzes Antlitz durchstrahlte, eilte er leisen, unhörbaren Schrittes vorwärts.

Nun, beim Himmel, murmelte Fritz Wendel in seinem Versteck, ich bin neugierig, was dieser Prinz dem schlafenden Fräulein zu sagen hat, und doch gäbe ich ein Jahr meines Lebens darum, wenn ich unbemerkt mich hier fortschleichen könnte, denn wenn der Prinz mich hier entdeckt, bin ich verloren!

Er kauerte sich tiefer in seinem Versteck zusammen, immer aber einen solchen Platz sich sichernd, wo er Alles sehen, Alles belauschen konnte, was da drüben in der Myrtenlaube sich begeben möchte.

III.

Prinz August Wilhelm.

Der Prinz war jetzt bis zu der Myrtenlaube gegangen, und mit angehaltenem Athem, mit freudestrahlenden Blicken betrachtete er die holde Schlummernde, dann sich ihr vorsichtig nähernd, kniete er vor ihr nieder und sah mit gefaltenen Händen, ganz berauscht, ganz glückestrunken zu ihr empor.

Madonna, meine Madonna, laß mich zu Dir beten, laß mich Dich anschauen, flüsterte er. Oh meine Madonna, erhöre endlich mein Flehen, und senke einen Strahl der Liebe in meine Brust!

Laura regte sich im Schlaf und murmelte einige unverständliche Worte. Der Prinz kniete regungslos vor ihr, und beobachtete jede ihrer Bewegungen, jedes Zucken ihrer Lippen. Es mußten keine glücklichen Träume sein, welche ihre Seele umgaukelten. Laura

ächzte und seufzte im Schlaf, sie stieß einzelne Worte der Klage, des gramvollen Jammer aus, und ihr Angesicht nahm einen so traurigen, schmerzdurchfurchten Ausdruck an, daß des Prinzen Augen sich mit Thränen füllten.

Sie leidet also auch, flüsterte er, weshalb mag sie leiden? Wer ist der selig Unglückselige, um den Laura solche Schmerzensseufzer ächzen kann?

Plötzlich schlug sie die Augen auf, und richtete sich empor. Ihr erstaunter, halb noch träumerischer Blick haftete auf dem Prinzen, der mit gefalteten Händen vor ihr kniete und flehend zu ihr emporsah. — Ein Zittern durchbebte ihr ganzes Wesen, wie das Meer erzittert, wenn der erste Strahl der Sonne es berührt. Ein süßes, seliges Staunen malte sich in ihren Zügen.

Mein Gott, träume ich noch immer? flüsterte sie, sich mit der Hand über die Stirn fahrend und die langen, dunklen Locken zur Seite streichend, als ob sie ihren Blick beschatteten, und sie am Sehen hinderten.

Träume ich denn? wiederholte sie, und blickte fragend, erstaunt rings umher.

Ja, Du träumst, flüsterte Prinz August, ihre Hände ergreifend, und sie an seine Lippen drückend,

ja du träumst Madonna, laß auch mich träumen und im Traume selig sein! Oh, entziehe mir nicht Deine Hand, zürne mir nicht. Laß uns Beide weiter träumen, nur eine kurze, selige Minute noch!

Aber sie machte heftig ihre Hände los, und erhob sich zürnend von ihrem Sitz. Groß und stolz stand sie vor ihm, ihre flammenden Blicke mit einem strengen, vorwurfsvollen Ausdruck auf den Prinzen geheftet, der noch immer vor ihr kniete.

Stehen Sie auf, mein Prinz, sagte sie ernst, es ziemt dem Bruder des Königs nicht, vor mir zu knieen, und es ziemt mir nicht, den Sohn der Königin, dessen arme, bescheidene Hofdame ich bin, vor mir knieen zu sehen! Stehen Sie also auf, und dann werden Sie wohl die Güte haben mir zu sagen, welcher Umstand mir die seltene und nicht erbetene Gunst verschafft hat, hier von Eurer Königlichen Hoheit aufgesucht zu werden! Aber nein, jetzt errathe ich Alles, und Sie sind mir keine Rechenschaft schuldig. Die Königin hat ohne Zweifel nach mir verlangt, und Ew. Königlichen Hoheit übernahmen es gnädigst die saumselige Dienerin zu rufen, welche hier im Garten schläft, während ihre Herrin sie ruft. Lassen Sie mich also eilen, zu ihr zu kommen!

Und Laura, welche schon das Erlöschen ihrer augenblicklichen, gewaltsamen Kraft empfand, welche mit Mühe noch die Thränen zurückhielt, die sich aus ihrem Herzen in ihre Augen drängten, Laura wollte rasch an dem Prinzen vorüber und von dannen eilen.

Aber er hielt sie zurück. Die Schüchternheit, welche ihn sonst so oft scheu und schweigend erscheinen ließ, war jetzt von ihm gewichen, er fühlte, daß er in diesen Moment seinem Schicksal gegenüber stand, daß die Entscheidung über seine ganze Zukunft auf dieser Stunde ruhe.

Nein, sagte er ernst und fest, die Königin hat Sie nicht gerufen, und sie bedarf Ihrer nicht! Bleiben Sie also mein Fräulein, und möge es Ihnen für einen Moment gefallen mir Ihre Gegenwart und Ihre Nähe zu gönnen.

Sein feierlicher Ton, seine entschlossene Miene machte sie erbeben, und entzückte sie doch. Ein süßer Schauer durchrieselte sie; ihre Mädchenseele beugte sich in Demuth und Furcht vor dem, der jetzt als Mann, als zürnender gebietender Mann, als der Beherrscher über ihr ganzes Dasein vor ihr stand. Sie hatte ihn immer nur demüthig und bittend, immer nur unterwürfig und gehorsam ihr gegenüber gesehen, jetzt war

sein Blick strenge, seine Stimme gebieterisch, und ihre Seele, welche die Kraft gehabt, dem flehenden Geliebten zu widerstehen, fand jetzt nicht den Muth, dem zürnenden und befehlenden zu widerstehen.

Bleiben Sie, fuhr er fort, nehmen Sie Ihren Platz dort wieder ein, und erlauben Sie mir zum ersten Male wahr und aufrichtig zu Ihnen zu sprechen!

Laura ließ sich gehorsam und zitternd wieder auf den Divan niedergleiten; der Prinz stand vor ihr und betrachtete sie mit einem traurigen Lächeln.

Sie haben mir gestern meinen Brief unerbrochen zurückgesandt, fuhr er fort, aber jetzt sollen Sie mich anhören, Laura, ich will es, und dem echten Manneswillen kann doch zuletzt kein Weib widerstehen.

Laura erzitterte und erblaßte. Sie fühlte, daß wenn er in diesem Moment ihr befohlen hätte, Alles zu verlassen, Alles hinter sich zu werfen, und unter ihre Füße zu treten, Alles, ihre Ehre, und ihren guten Namen, ihre Unschuld, ihre Jungfräulichkeit und ihr reines Gewissen, sie fühlte, daß sie treu und demüthig wie eine Sclavin seinen Befehlen gehorsamen, und ihm folgen, und ihm dienen würde ihr ganzes Leben lang.

Ja, Sie sollen mich hören, fuhr er fort. Ich

will endlich eine Entscheidung meines Schicksals, ich will endlich von Ihnen erfahren, ob Sie mich wirklich hassen, ob Sie wirklich diese so große, so reine und anbetungsvolle Liebe verachten, welche ich aus der Tiefe meines Herzens Ihnen darbringe, ich will endlich wissen ob Ihr edles, schönes Selbst wirklich ganz ohne Mitleid, ohne Sympathie für meine Leiden, meine Kämpfe, und meine Schmerzen ist. Ich sollte meinen, eine wirkliche und echte Liebe müßte wie die göttliche Musik des Arion die Kraft besitzen, die Steine reden, und die Blumen lebendig zu machen! Ach und doch hat meine Liebe nicht einmal die Kraft, das Herz eines edlen, gefühlvollen und großsinnigen Mädchens zu rühren. Was ist die Ursache davon? Weßhalb fliehen Sie mich? Das ist es, was ich jetzt wissen will! Geschieht es, Laura, weil Sie mich Ihrer Liebe nicht werth halten, weil Ihr Herz keine Regung für mich fühlt? Sind Sie kalt und strenge gegen mich, weil Sie mich für einen unbescheidenen Bettler halten, der lüstern nach einem Schatze verlangt, welcher einem Andern gehört, und den Sie verachten, weil er erbetteln möchte, was nur eine freie Schenkung Ihres Herzens sein kann? Oder ist Ihr Herz noch klanglos und kalt, hat der Sonnenstrahl der Liebe diese göttliche

Memnonssäule noch nicht berührt und sie erklingen gemacht? Oh, wenn es so ist, Laura, und wenn meine Liebe diese Kraft nicht hat, Ihr Herz zu wecken, dann schweigen Sie, und lassen Sie mich still von hinnen gehen! Ich werde dann suchen, mein Geschick zu ertragen oder zu sterben. Ich werde dann Niemand zu beneiden, Niemand anzuklagen haben, Niemand außer mir selber, dem Gott nicht die Macht gegeben, ein Herz zu rühren, und es sich zu erobern in Liebe. — Wenn aber dies nicht der Grund Ihrer Kälte und Ihrer Strenge ist, wenn es nur die eitlen Vorurtheile des Ranges und der Geburt sind, welche Sie von mir trennen, wenn Sie Sich nur von mir wenden, weil ich zu meinem Unglück der Bruder Ihres Königs bin, weil die Welt mit ihren Bedingnissen und ihren Gesetzen zwischen uns steht, oh, Laura, ich flehe zu Ihrem edlen, großmüthigen Herzen — wenn es nur dies ist, was uns trennt, dann sprechen Sie! Dann sagen Sie ein einziges Wort des Trostes, der Hoffnung, ein einziges leises Wort, und ich werde die ganze Welt bezwingen, ich werde alle Vorurtheile und alle Gesetze zerbrechen, und als elende Trümmer von mir schleudern, ich werde groß sein und stark wie Hercules, um den Weg zu reinigen und zu ebnen, den unsre Liebe gehen soll.

Denn groß und frei soll sie alsdann einher schreiten, Laura, nicht mit schamvoll gesenktem Haupt und nicht auf dunklen und geheimnißvollen Schattenwegen. Der ganzen Welt will ich Sie darstellen als meine Geliebte, und vor Gott und meinem König will ich Sie mein Weib und meine Gemahlin nennen! Sprechen Sie also, Laura, ist es so? Ist es nur, weil dieser Stern auf mein Kleid genäht ist, und weil man mich einen Königlichen Prinzen nennt, ist es nur deshalb, daß Sie mich fliehen? Oh, bin ich ein Prinz, so habe ich auch die Macht eines Prinzen, und glänzt ein Stern auf meiner Brust, so will das andeuten, daß ein Strahl der Himmelskraft in mir wohnt und mich vielleicht befähigt zu thun was recht und treu und ehrlich ist vor Gott und aller Welt. Sprechen Sie also, wenn es so ist! Ich beschwöre Sie mit der Angst einer qualvoll gemarterten Menschenseele; aber, wenn nicht, wenn Sie mich nur von sich stoßen, weil Sie mich nicht lieben, dann, ja dann schweigen Sie, und ich will gehen!

Ein langes peinliches Schweigen trat ein. Der Prinz beobachtete mit schmerzzuckenden, angstvollen Mienen das junge Mädchen, das gesenkten Hauptes, bleich und unbeweglich vor ihm saß.

Es ist also entschieden, seufzte er nach einer langen Pause. Leben Sie wohl, Fräulein, ich nehme mein Geschick an. Sie haben mein Urtheil gesprochen; möge Ihr Herz Sie nie der Grausamkeit und Härte anklagen!

Er neigte sich tief vor ihr, dann wandte er sich um, und ging langsam den Salon entlang.

Laura regte sich immer noch nicht, nur hatte sie ihr Haupt erhoben, und starrte ihm nach mit einem Blicke, der, hätte er ihn gesehen, den Prinzen sofort zu ihr zurückgeführt hätte, denn er sprach mehr als Worte und Betheurungen!

Jetzt stand der Prinz an der Ausgangsthür. Noch einmal wandte er sich zu ihr um, — ihre Blicke begegneten sich und wurzelten fest in einander.

Ein Zittern, ein heiliger Schauer durchrieselte ihre ganze Gestalt, und ihrer selber nicht mehr mächtig, Alles vergessend außer ihm, streckte sie sehnsuchtsvoll die Hände ihm entgegen, und flüsterte leise seinen Namen.

Mit einem Schrei des Entzückens stürzte der Prinz zu ihr hin, mit der hinreißendsten Gewalt der Leidenschaft schloß er sie fest in seine Arme, und Laura schmiegte sich an seine Brust, und ihr Antlitz überströmt

von Thränen, flüsterte sie: Gott sieht in mein Herz, er weiß, wie lange ich gekämpft und gerungen habe! Möge er erbarmungsvoller und mitleidiger sein, als die Menschen es sein werden! Sie werden mich Alle verdammen und verstoßen, mögen sie es! Ich werde an diese Stunde gedenken, und ich werde glücklich sein!

Und Du liebst mich also? fragte er, sie aus seinen Armen lassend, um sie mit seligen Blicken anzuschauen. Du liebst mich also?

Ja, sagte sie fest und entschieden, ich liebe Dich, und indem ich es Dir sage, nehme ich mein Geschick an, beuge ich mein Haupt, um hindurch zu gehen durch das Joch der Schmach und Schande!

Niemand soll es wagen, Dich zu schmähen, sagte er stolz. Von dieser Stunde an bist Du meine Braut, und eines Tages werde ich Dich als meine Gemahlin der ganzen Welt darstellen.

Sie schüttelte traurig lächelnd ihr Haupt. Laß uns jetzt nicht der Zukunft gedenken; möge sie schmerzvoll sein und trübe. Ich werde mich nicht beklagen. Ich nehme mein Kreuz auf mich, und indem ich es thue, preise ich mich glücklich und danke Gott!

Er küßte die Thränen aus ihren Augen fort, und

flüsterte in ihr Ohr süße und heilige Schwüre ewiger Liebe, und ewiger Treue. Sie trank seine Worte mit einem seligen Lächeln, und berauschte ihr Herz an dem Duft dieser Wunderblüthe, die mährchenhaft und strahlend in ihrem eignen Innern erblüht war.

Es war eine köstliche und heilige Stunde voll erhabener Entzückungen und seligen Vergessens. Aber plötzlich zuckte Laura in seinen Armen zusammen, und richtete ihr Antlitz von seiner Brust empor, um zu lauschen.

Draußen vernahm man Trommelwirbeln, und das rasche Heranrollen eines Wagens.

Der König! rief das junge Mädchen erbleichend.

Der König! murmelte Prinz August trübe, und er wagte nicht mehr, das junge Mädchen in seinen Armen zurückzuhalten.

Beide waren sie erwacht aus ihren kurzen, seligen Träumen, Beide erinnerten sie sich wieder der Welt, und der Menschen, und die Hindernisse, welche ihnen in der Extase ihres Glückes nur wie kleine, blumenumkränzte Abhänge erschienen waren, wuchsen jetzt riesengroß und eisig vor ihren Blicken empor.

Ich muß zur Königin! sagte Laura aufstehend. Ihre Majestät wird meiner bedürfen.

Und ich muß eilen, dem König entgegen zu gehen, seufzte der Prinz.

Eilen Sie, drängte Laura, auf deren Lippen das trauliche Du schon wieder erstarrt war. Eilen Sie, und lassen sie uns schnell auf verschiedenen Wegen nach dem Schlosse gehen!

Er nahm ihre Hand und drückte sie fest an seine Lippen. Lebe wohl, meine Geliebte, meine Braut, vertraue mir und bleibe stark und freudig in Liebe und in Hoffnung.

Leben Sie wohl, hauchte sie leise und wollte an ihm vorüber eilen.

Er hielt sie noch einmal zurück. Laura, werden wir uns hier wiedersehen? Wirst Du mir hier wieder eine Stunde des Glücks, des köstlichen Beisammenseins schenken? Ach, senke nicht schamvoll Dein Haupt, erröthe auch nicht! Dein süßes Geständniß hat diesen Raum hier zu einem Tempel der Liebe geweiht, und nur mit reinen und heiligen Gedanken werde ich immer Dir hier nahen.

Sie sah ihn mit ihren großen strahlenden Augen lange und schweigend in das schöne, sanftgeröthete Angesicht.

Wir werden uns hier wieder sehen, sagte sie, alle

Tage um dieselbe Stunde werde ich Dich hier erwarten! Jetzt eile, eile!

Beide verließen sie jetzt das Haus und eilten auf getrennten Pfaden dem Schlosse zu. Das Blumenzimmer war jetzt wieder einsam und öde, aber nur kurze Zeit, denn jetzt schlich Fritz Wendel aus der Grotte hervor mit glühenden Wangen und blitzenden Augen.

Ein stolzes Lächeln umspielte seine Lippen, eine höhnische Schadenfreude strahlte aus seinen Augen.

Das ist ein stolzes Geheimniß, was ich da entdeckt habe, sagte er leise vor sich hin, ein Geheimniß, welches mir bei ihr goldene Früchte bringen soll! Louise von Schwerin ist nicht weiter von dem armen Gärtner Fritz Wendel entfernt, wie das Fräulein von Pannewitz von dem Prinzen August Wilhelm, und wer weiß, ob es nicht eine größere Schande ist, die Geliebte eines Prinzen, als die eines Gärtners zu sein! Der Gärtner kann empor steigen, und ein Freiherr werden, so gut wie der Vater des Fräuleins von Schwerin, aber nimmermehr kann das Fräulein von Pannewitz eine Prinzessin und ihres Geliebten Gemahlin werden! Louise von Schwerin soll sich jetzt also nicht mehr schämen, den armen Gärtner Fritz Wendel

zu lieben. Ich werde ihr erzählen, was ich hier gesehen, ich werde sie dort in jene Grotte führen, um dem Rendezvous des Prinzen und seiner Geliebten zuzuhören, und während der Prinz seiner Laura von seiner Liebe erzählt, werde ich bei meiner Louise sein, eingehüllt in Dunkelheit und Einsamkeit, und dann —

Ein glühendes Roth überflog seine Wangen und der Athem ging keuchend aus seiner Brust hervor. Fliehend gleichsam vor seinen eigenen stürmischen und wilden Gedanken, eilte Fritz Wendel hinaus in den Garten.

IV.

Der König und der Sohn.

Laura hatte sich nicht getäuscht. Es war der König, dessen heranrollenden Wagen die Schloßwache von Monbijou mit dem Wirbeln der Trommeln begrüßt hatte. Es war der König, welcher kam, seiner Mutter in Monbijou den ersten Besuch zu machen.

Er war unangemeldet gekommen und die bestürzten und ängstlichen Gesichter der ihm entgegeneilenden Hofcavaliere sagten ihm, daß sein unerwartetes Kommen vielleicht mehr Verwirrung und Schrecken, als Freude erregen möchte. Mit einem milden Lächeln wandte er daher sich zu dem, ihn begleitenden Ober-Kammerherrn von Pöllnitz.

Gehen Sie zu Ihrer Majestät, und sagen Sie ihr, daß ihr Sohn Friedrich sie im Gartensalon er-

wartet, aber, daß er Zeit hat zu warten, bis es Ihrer Majestät gefällig ist!

Er winkte seinen zweiten Cavalier, dem Grafen Kaiserling, und ging, gefolgt von den Cavalieren der Königin in den Gartensalon.

Die Königin Sophie Dorothea empfing die Botschaft des Königs mit einem strahlenden, stolzen Lächeln. Sie hatte sich also nicht getäuscht, ihre stolzesten Hoffnungen sollten sich also erfüllen. Der junge König war immer noch ihr gehorsamer, unterwürfiger Sohn, sie war immer noch für ihn die regierende Königin, die zum Befehlen berechtigte Mutter. Nur der Sohn, nicht der König war zu ihr gekommen, von dem Prunk seiner Königswürde hatte er sich entkleidet, und ohne Hofstaat und ohne feierliche Anmeldung war er da, um demüthig, wie ein Supplicant ihres Kommens zu harren.

Ein stolzes triumphirendes Entzücken schwellte die Brust der Königin, eine glänzende Zukunft that sich vor ihr auf. Endlich jetzt sollte sie Königin werden, eine Königin, nicht nur dem Namen, sondern der That nach. Ihr Sohn war König von Preußen, und sie war die Regentin ihres Sohnes.

Und ihr ganzer Hof sollte Zeuge sein dieses ersten

Begegnens der Königin und ihres Sohnes, der ganze Hof sollte ihren Triumph sehen, und die Kunde davon weiter tragen von Haus zu Haus!

Sie wollte daher die zarte Bitte des Königs nicht verstehen. Er war einfach und ohne Ceremoniel gekommen als ihr Sohn, sie aber wollte ihn glänzend und der Etiquette gemäß empfangen, wie es einer Königin geziemt.

Sie berief ihre Kammerfrauen und legte ein langes schwarzes Schleppkleid an, sie ließ sich den sammtnen Hermelinverbrämten kleinen Schultermantel umlegen und heftete selber einige Brillanten in den schwarzen Schleier der über dem hohen Toupée ihres Haars befestigt war, dann befahl sie, die Prinzessinnen und diejenigen der Damen zu rufen, die im Schlosse anwesend seien, und es verdroß sie ein wenig, daß außer ihren beiden Töchtern nur das Fräulin von Pannewitz ihren Cortège bilden konnte, weil die Hoffräulein noch nicht von ihrer Spazierfahrt zurückgekehrt, und die beiden Cavaliere schon beim König im Gartensalon waren.

Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen, und unter Vortritt des Baron von Pöllnitz durchschritt die

Königin die Gemächer, um sich in den Gartensalon zu ihrem Sohn Friedrich zu begeben.

Der König stand am Fenster, und trommelte ungeduldig mit den schlanken Fingern an die Scheiben. Er fand daß seine Mutter sehr wenig Ungeduld zeige, den Sohn zu sehen, der im Eifer kindlicher Liebe hergeeilt war sie zu begrüßen. Er fing an, zu überlegen, welches die Gründe sein möchten, welche die Königin bewogen, so zu handeln und er war schon dahin gekommen, ihre Absicht zu verstehen, als die Thüre mit Geräusch geöffnet wurde, und der Ober-Kammerherr mit lauter und feierlicher Stimme verkündete: Ihre Majestät, die verwittwete Königin!

Ein leises spöttisches Lächeln umspielte einen Moment die Lippen des Königs, als er die Königin mit so feierlicher Miene und in so glänzender Hoftoilette einherschreiten sah, aber es verschwand schnell wieder und mit ehrfurchtsvoller Miene, den Hut in der Hand, das Haupt geneigt, schritt er der Königin entgegen.

Sophie Dorothea empfing ihn mit einem gnädigen Lächeln und reichte ihm ihre von Brillanten funkelnde Hand dar, die der König ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückte.

Ich heiße Ew. Majestät willkommen, sagte sie

mit bebender Stimme, denn es that ihrem stolzen Herzen wehe, ihrem Sohn den Titel Majestät geben zu müssen.

Der König errieth sie vielleicht. Mit einem sanften Lächeln zu ihr empor blickend sagte er: Nennen Sie mich immerhin Ihren Sohn, meine Mutter, denn Ew. Majestät gegenüber werde ich niemals etwas Anders sein, als Ihr dankbarer und gehorsamer Sohn!*)

Nun also, willkommen mein Sohn! rief die Königin mit dem unverstellten Ausdruck des Entzückens, indem sie mit einer raschen Bewegung ihre Arme um den Nacken ihres Sohnes legte, und seine Stirn küßte. Willkommen in dem bescheidenen Hause einer armen, traurigen Wittwe.

Ich hoffe, meine Mutter, Sie werden sich nicht nur als die traurige Wittwe, sondern auch als die gebietende Herrin und Mutter eines Königs fühlen, sagte Friedrich zärtlich. Ich wünsche daher, daß man Ew. Majestät nicht immer an die Vergangenheit erinnere, und nicht immer auf's Neue Sie und uns an den großen Verlust gemahne, den wir Alle erlitten haben, und den Gott unabänderlich über uns ver-

---

*) Preuß. Jugendjahre Friedrichs d. Gr. 391.

hängt hat. Ew. Majestät sind nicht bloß die verwittwete Königin, Sie gehören nicht bloß der Vergangenheit an, sondern mehr noch der Gegenwart. Ich bitte daher zu gestatten, daß man Ew. Majestät fortan nicht mehr die verwittwete Königin, sondern die Königin-Mutter tituliren möge.*) Sie, Herr Oberceremonienmeister von Pöllnitz haben dafür zu sorgen, daß der Hof meinen Willen erfahre, und sich darnach richte.

Die Königin hatte einen Moment ihre stolze, feierliche Haltung verloren; sie war wirklich gerührt, wirklich dankerfüllt. Die zarte Aufmerksamkeit des Königs hatte ihr Mutterherz getroffen, und die Liebe ließ für einen Augenblick ihre stolzen, herrischen Wünsche verstummen.

Ach, Sie verstehen es, mein Sohn, meine Thränen zu trocknen, und die trauernde Wittwe in eine stolze glückliche Mutter umzuwandeln, sagte Sophie Dorothea, ihrem Sohn mit einem innigen Liebesblick ihre beiden Hände entgegenstreckend.

Der König fühlte sich so glücklich über die reine und ungeheuchelte Zärtlichkeit seiner Mutter, daß er

---

*) Ebendaselbst.

in seinem großmüthigen und weichen Herzen sich sogleich bereit fand auf alle ihre Wünsche einzugehen, und jede ihrer Launen zu befriedigen.

Oh, sagte er, Sie haben nicht mir, sondern ich habe Ihnen zu danken, daß Sie so bereitwillig auf meine Wünsche eingehen. Auch will ich Ihre Königliche Großmuth noch länger auf die Probe stellen, und Ihnen noch einige andere Wünsche vortragen.

Bitten Sie immerhin, mein Sohn, sagte die Königin, zuvörderst aber erlauben Sie auch mir eine Bitte: Setzen wir uns!

Der König nahm ihre Hand und geleitete sie zu dem Lehnstuhl hin, der an einem der Fenster aufgestellt war, welches die schönste Aussicht über den Garten darbot. Die Königin setzte sich, der junge König stand mit ehrerbietig geneigtem Haupt, den Hut noch immer in der Hand haltend, vor ihr. — Sophie Dorothea sah es, und dieser neue Triumph entzückte ihr Herz noch mehr. Sie warf einen flüchtigen Blick hinüber nach den beiden Prinzessinnen, die sich mit dem eben eingetretenen Prinzen August Wilhelm in die nächste Fensternische zurückgezogen hatten, erstaunt auf diese Scene hinblickten, die so seltsam contrastirte gegen die rauhe, strenge und hausväterliche Ungeniertheit,

welche man bis dahin im Königlichen Familienkreise gewohnt gewesen. Sophie Dorothea las diese Gedanken und dieses Staunen auf den reinen und heitern Stirnen ihrer Kinder, sie fand einen Wiederschein dieses Staunens auf den Gesichtern der Cavaliere, ja sogar das Antlitz des routinirten, vielgewandten und vielgewanderten Höflins Baron von Pöllnitz verrieth dies-Mal ein wenig von seiner Ueberraschung und vielleicht auch von seinem Aerger, denn es lag eine Wolke auf seiner Stirn, und seine Augen waren düster und trübe.

Die Königin weidete sich einen Moment an diesem Anblick, dann wandte sie sich wieder ihrem Königlichen Sohne zu.

Ich bitte, lassen Sie Sich jetzt hören, was Sie Ihre Wünsche nennen, sagte sie, und was ich mit Freuden als Ihre Befehle entgegen nehmen werde.

Ich wünsche, daß Ew. Majestät die Gnade haben möchten, sich mit einem größern und glänzenderen Hofstaat zu umgeben, sagte der König. Für die Königin-Mutter sind zwei Hofdamen durchaus nicht genügend, denn wenn zufällig die Eine krank und die Andere verdrießlich ist, so hätten Ew. Majestät Niemand, der Sie ein wenig zerstreuen und erheitern

möchten und den Sie vielleicht gern um sich zu haben wünschten. Ich wollte daher vorschlagen, daß Ew. Majestät sich statt der Zweie, mit sechs Hoffräulein umgeben möchten.

Die Königin sah ihren Sohn mit einem zärtlichen Staunen an. Mein Sohn, sagte sie, Sie sind in der That ein Zauberer, denn Sie errathen alle meine Wünsche. Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von Herzen! Aber mein Gott, Majestät, fuhr die Königin fort, indem sie jetzt erst zu bemerken schien, daß der König noch immer mit dem Hut in der Hand gebeugt vor ihr stand, mein Gott, Majestät, Sie haben noch nicht Platz genommen.

Madame, sagte der König lächelnd, ich wartete auf Ihre Erlaubniß.

Er nahm einen einfachen Stuhl und setzte sich zur linken Seite der Königin. Sie nehmen also meinen Vorschlag an, meine Mutter? fragte der König.

Ich nehme ihn an und bitte Sie, mir diejenigen Damen zu bezeichnen, welche Ew. Majestät mir zu neuen Hoffräuleins bestimmten.

Nicht doch! Ew. Majestät hat ganz freie Wahl, und sobald Sie sich entschieden haben, bitte ich nur, es mich wissen zu lassen.

Ich fürchte nur, sagte die Königin sinnend, daß ich mit meinem vergrößerten Hofstaat in Monbijou sehr beschränkt leben werde und kaum Platz genug da sein wird, jeder der Hofdamen ihre besonderen Zimmer anzuweisen.

Auch dürfen Ew. Majestät nicht lange in diesem Hause wohnen, erwiderte der König lächelnd. Es ist groß genug zu einem vorübergehenden Sommer-Aufenthalt, aber durchaus nicht genügend für die Residenz der Königin-Mutter. Ich habe deshalb schon mit Knobelsdorf gesprochen, er ist schon dabei, nach meinen Angaben einen Plan zu entwerfen zu einem glänzenden und bequemen Palais für Ew. Majestät, und ich denke, daß der Bau desselben schon in den nächsten Wochen beginnen soll.

Die Königin erröthete vor Vergnügen und Lust. Alle ihre Wünsche schienen sich heute erfüllen zu wollen. Es kam nur darauf an, zu wissen, ob sich auch der größte derselben verwirklichen sollte, ob Sophie Dorothea nicht bloß die Königin-Mutter, sondern auch die Königin-Regentin war. Das war es, was sie heute noch erforschen mußte.

Sie reichte ihrem Sohn ihre beiden Hände dar und dankte ihm mit zärtlichen Worten für diesen neuen Beweis seiner Liebe und seines Wohlwollens.

Und doch sollte ich Ihren gütigen Vorschlag vielleicht nicht annehmen, fuhr sie seufzend fort. Der Tod meines Gemahls sollte mich an die Vergänglichkeit und Kürze des Lebens erinnern; vielleicht heißt es, das Schicksal herausfordern, wenn für mich jetzt noch ein großes stattliches Haus gebaut wird, während der Tod vielleicht schon für mich an dem kleinen bescheidenen Hause zimmert und es vielleicht früher vollendet hat, als das große Haus, welches nur von Menschenhänden gemacht wird.

Der König sah sie mit so erschreckten und angstvollen Blicken an, daß die Königin fast bereute, dem Gespräch diese empfindsame Wendung gegeben zu haben.

Es ist sehr grausam, meine Mutter, sagte er zärtlich, daß Sie mich die Freude, Sie zu sehen, nicht rein und ohne einen Wermuthstropfen genießen lassen! Aber ich sehe an Ihren rosigen Wangen und Ihrem heitern Lächeln, daß Sie mich nur ein wenig ängstigen wollten. Lassen wir die Baumeister und Maurer immerhin ihre Arbeit beginnen, Gott wird mir schon gnädig sein und mir noch lange die edelste und geliebteste der Mütter erhalten.

Er küßte der Königin die Hand und stand auf. Sophie Dorothea erschrack. Der König wollte sie

verlassen, und sie wußte noch nicht, wie weit ihr Einfluß reichen, oder wo er seine Grenzen finden möchte.

Sie wollen mich schon wieder verlassen, mein Sohn? fragte sie zärtlich.

Ich muß es, Majestät, denn ich höre schon von hier die Regierungsmaschine knarren und schreien, und ich muß eilen, sie wieder mit Oel zu versehen, und wieder in Trab zu bringen. Ach Madame, es ist in der That keine kleine Arbeit, König zu sein. Man muß sehr früh aufstehen, und sehr spät zu Bette gehen, um allen seinen Pflichten genügen zu können, und ich meine wahrhaftig, daß es sehr viel bequemer und angenehmer ist, regiert zu werden, als regieren zu müssen.

Die Königin vermochte kaum, ein freudiges Lächeln zu unterdrücken; die Worte des Königs träufelten wie Balsam auf ihr von Ehrgeiz glühendes Herz.

Ich glaube wohl, daß es eine schwere Arbeit ist, König zu sein, sagte sie, aber ich denke, daß der König auch ein Recht hat auf Ruhe und Erholung, ich denke ferner, daß eine Mutter auch einige Ansprüche an ihren Sohn hat, und wäre dieser Sohn selbst ein König! Sie dürfen mich noch nicht verlassen, mein Sohn. Sie müssen mir mindestens die Freude gewähren, noch einen Gang mit mir durch den Garten zu machen,

um das neue Arrangement des Gewächshauses in Augenschein zu nehmen. Geben Sie mir Ihren Arm, mein Sohn, und erfüllen Sie meine Bitte.

Madame, Sie sehen wohl, welche Gewalt Sie über mich haben, sagte der König lächelnd, indem er der Königin den Arm bot. Ich vergesse daß ich der Diener meines Landes bin, weil ich noch mehr der Diener meiner Königin sein möchte.

Die große Glasthür des Salons wurde geöffnet und auf den Arm des Königs gestützt, ging die Königin mit ihm über die Terrasse hinunter in den Garten. In einiger Entfernung folgten die Prinzessinnen mit ihrem Bruder und den Damen und Cavalieren. Sie schwiegen Alle, und horchten gespannt hinüber nach dem Gespräch des Königlichen Paares, das die Aufmerksamkeit und Neugierde Aller rege machte. Aber jetzt lag der Königin nicht mehr daran von ihrem Hofe gehört und verstanden zu werden. Der Hof hatte ihren Triumph gesehen, er sollte aber nicht Zeuge einer möglichen Niederlage sein.

Die Königin sprach daher jetzt leiser, wie zuvor, und beschleunigte ihre Schritte, um noch ein wenig weiter von den lauschenden Ohren der Damen und Cavaliere entfernt zu sein.

Sie unterhielt sich mit dem König über die Anlagen und neuen Partieen des Gartens, und fragte dann, ob der König noch in diesem Sommer nach Rheinsberg zu gehen gedenke.

Ich werde leider keine Zeit dazu finden, sagte er achselzuckend. Ein König ist ja doch im Grunde weiter nichts als der erste angestellte Beamte seines Staates, und da ich meine Besoldung von ihm empfange, muß ich getreulich meine übernommenen Pflichten erfüllen.

Aber ich glaube, Ew. Majestät nehmen es ein wenig zu streng mit Ihren Pflichten, sagte die Königin lächelnd. Sie sollten sich mehr Muße gönnen, und die Regierungsgeschäfte nicht ganz allein auf Ihre Schultern nehmen. Wer es gewohnt ist, mit Dichtern und Künstlern zu verkehren, und den Wissenschaften zu leben, für den muß es ein sehr hartes Geschäft sein, sich plötzlich in Acten und Documenten und Rescripten und wie sonst alle diese staubigen Dinge heißen mögen, zu vergraben. Sie sollten das zuweilen Andern überlassen, und die Maschine des Staats nicht selbst regieren, sondern sie nur lenken mit Ihrem Willen!

Madame, sagte der König mit einem feinen Lächeln, diese Maschine hat ihre Absonderlichkeiten und Geheimnisse, die der Baumeister derselben keinem Werk-

meister anvertrauen darf, deshalb muß er Alles selbst lenken und ordnen, dann hat er es auch nur sich selber zuzuschreiben, wenn die Räder zuweilen knarren und die Maschine nicht immer in gutem Schwunge bleibt.

Aber Sie haben doch Ihre Minister!

Meine Minister sind meine Schreiber und Expedienten, weiter nichts!

Ah, ich sehe, Sie werden also wie ein Fels sein, und von Niemandem Rath annehmen, rief die Königin fast ungeduldig.

Doch, Majestät, von Ihnen immer, und wenn Sie erlauben, bitte ich Sie jetzt gleich um Ihren gnädigen Rath.

Das Antlitz der Königin glänzte vor Freude, der König sah es, und ein unmerkliches Lächeln flog durch seine Züge.

Sprechen Sie, mein Sohn, sagte die Königin athemlos vor Erwartung.

Ich wollte Sie um Rath fragen, Majestät, in Sachen des Theaters, und welchen Platz Sie am Geeignetesten halten, um darauf ein Opernhaus zu bauen.

Die Freude erstarb auf dem Antlitz der Königin, und ihre Stirne verfinsterte sich. Ich bin keine geeignete Rathgeberin für Lustbarkeiten, sagte sie, auf

ihr schwarzes Gewand deutend. Meine Trauerkleider passen wenig zu solchem Dienst, und Sie wissen wohl, daß ich keine Freude an dem Theater haben kann, denn wie viele langweilige und kalte Abende habe ich nicht in dem Theater durchseufzt!

Oh, Madame, es ist ja nicht die Rede von einem deutschen Theater, sagte der König, und ich begreife und theile vollkommen Ihre Aversion vor demselben. Nein, wir wollen ein französisches Theater und eine italienische Oper haben, denn die Franzosen wissen nur Komödie zu spielen, und die Italiener nur zu singen, aber Musik zu machen, das verstehen nur die Deutschen, und deshalb habe ich Graun schon beauftragt, eine Oper zu komponiren, mit der wir das neue Opernhaus einweihen wollen!

Und sicher wird diese Einweihung bei einer sehr feierlichen Gelegenheit geschehen, sagte die Königin, grade auf ihr Ziel lossteuernd. Vielleicht bei der Vermählung eines Ihrer Geschwister!

Ah, Ew. Majestät denken an eine Vermählung, warf der König leichthin.

Nicht ich, Andere scheinen daran zu denken. Gestern erhielt ich Briefe von meinem Königlichen Bruder aus London, und eben war der Graf Mannteuffel hier,

und überbrachte mir ein Condolenzschreiben der Kaiserin von Oesterreich. Aber es schien, der Graf habe noch außerdem den Auftrag mich auszuforschen über eine mögliche Vermählung des Prinzen August.

Es wäre sehr unbescheiden von dem Grafen, Ew. Majestät mit Dingen belästigen zu wollen, die glücklicher Weise außer dem Bereich Ihrer mütterlichen Pflichten liegen, sagte der König. Denn leider ist die Verheirathung der Königlichen Prinzen und Prinzessinnen immer nur eine Sache der Politik, und gehört daher nicht vor das Forum des Mutterherzens, sondern des Königthums.

Die Königin biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten.[22] Ohne Zweifel haben Ew. Majestät schon daran gedacht, dieser politischen Pflicht zu genügen, sagte sie scharf, und dem Prinzen eine Braut gewählt.

Verzeihung, sagte der König lachend, ich habe in diesen Tagen nicht daran gedacht, wie man Ehen schließen, sondern wie man sie lösen kann!

Sophie Dorothea blickte den König erschreckt und staunend an. Wie, mein Sohn? Sie denken an eine Scheidung? fragte sie bebend.

Nicht an eine Scheidung, sondern an sehr Viele,

meine Mutter! Ich habe, wie Ew. Majestät vielleicht wissen, in diesen Tagen die Tortur abgeschafft.

Nein, rief die Königin unwillig, ich weiß nichts davon. Ich kümmere mich nicht um Politik!

Das ist ganz dem edlen und echt weiblichen Character meiner erhabenen Mutter gemäß, sagte der König lächelnd. Es giebt in der That nichts Geschmackloseres und Langweiligeres, als eine Frau, welche sich statt mit den Grazien und Musen mit dieser langweiligen, mürrischen Dame Politik unterhalten und befreunden will.

Und doch wollte Ew. Majestät mich eben unaufgefordert mit dieser langweiligen Dame bekannt machen?

Ach, es ist wahr, ich erzählte Ew. Majestät, daß ich die Tortur abgeschafft habe?

Und ich frage, was kümmert mich das?

Ew. Majestät wollten wissen, inwiefern ich mich in diesen Tagen mit der Ehe und deren Scheidung beschäftigt habe! Nun also erzählte ich Ihnen, daß ich die Tortur abgeschafft habe, und da ich das that, war es sehr natürlich, daß ich bei dieser Gelegenheit auch ein wenig mich mit der Ehe beschäftigte. Denn Ew. Majestät werden mir zugestehen, daß es keine härtere Folter

und keine peinigendere Tortur giebt, als eine unglückliche Ehe.

Demzufolge hätten Sie also mit der Folter zugleich die Ehe abgeschafft? fragte die Königin entsetzt.

Der König lachte. Nicht doch, Madame. Ich bin nicht der Pabst und habe daher nicht das Recht unmittelbar von Gott empfangen, über die Gewissen der Menschen zu bestimmen, obwohl vielleicht die Mehrzahl der Menschen geneigt sein möchte, mich heilig zu sprechen und mir eine göttliche Verehrung zu weihen, wenn ich wirklich die ganze Tortur der Ehe abschaffen wollte. Aber ich bin gar nicht ehrgeizig und verzichte daher auf meine Heiligsprechung! Nur, da ich einmal dabei war, die Torturen aufzuheben, mußte ich wenigstens auch dafür sorgen, daß diese Ketten der Ehe, die wenn sie aufgehört haben Rosenguirlanden zu sein, sich in ein schweres belastendes Eisen verwandeln, möglicher Weise doch gelöst werden können. Ich habe daher die Ehescheidungen erleichtert und befohlen, daß wenn ein paar Eheleute durchaus nicht mit einander leben können und mögen, ihnen die Scheidung nicht versagt werden soll. Ich hoffe, daß meine Königliche Mutter damit einverstanden sind.

Ach, wir werden also in nächster Zeit sehr viele

Ehescheidungen haben, sagte die Königin mit einem verächtlichen Lächeln. Jedermann wird sich beeilen, dem Wunsche des Königs zu genügen und seine Ehe, wenn sie nicht durchaus glücklich ist, trennen. Wer weiß, ob nicht der König selber seinem Volke mit einem guten Beispiele vorangeht.

So Gott will, wird er das thun, Madame, sagte der König ernst. Seine erhabene Mutter wird ihn gewiß immer dazu anfeuern, seinem Volke mit einem guten Beispiele voranzugehen. Das Glück der Völker, die er regiert, ist dasjenige, was er jedem andern und eigenen Vortheil vorziehen und dem er stets seine eigenen Wünsche unterordnen muß. Denn ein Fürst, weit entfernt, der uneingeschränkte Beherrscher der Völker zu sein, die unter seiner Herrschaft stehen, ein Fürst ist weiter nichts, als der erste Bediente seiner Völker! *)

Das ist in der That eine sehr demüthige und bescheidene Ansicht für einen König von Gottes Gnaden! sagte die Königin mit einem spöttischen Lachen.

Madame, ich verlange auch gar nicht, ein König

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Antimachiavelli, in der Vorrede.

von Gottes Gnaden zu sein. Ich ziehe es vor, ein König von meinem eigenen Recht und meiner eigenen Kraft zu sein. Aber Verzeihung, meine Mutter! Sie sehen, die Dame Politik ist ein so zudringliches, schwatzhaftes und aufgeblasenes Weib, daß sie sich in Alles mischt und selbst das so lang ersehnte und liebe Zwiegespräch zwischen meiner Königlichen Mutter und ihrem gehorsamen Sohn mit ihren lästigen und verdrießlichen Bemerkungen unterbricht. Lassen wir die Politik! Ew. Majestät sprachen, wie mich dünkt, von den möglichen Verheirathungen der Prinzen und Prinzessinnen.

Wir sprachen zunächst von der Verheirathung des Prinzen August Wilhelm, sagte die Königin, welche mit der Hartnäckigkeit eines echten Weibes immer wieder zu dem Punkt zurückkehrte, von welchem sie ausgegangen war, und bei der die Begierde jetzt ihr Ziel zu erreichen, mächtiger war als die Besonnenheit und Ueberlegung. Ich erzählte Ihnen, daß ich gestern Briefe von meinem Königlichen Bruder aus London empfing, und daß der König Georg der Zweite einer Verbindung unserer Kinder sehr geneigt ist.

Also wieder eine Heirath mit England, sagte der König mit einem schwermüthigen Lächeln. Aber Sie

wissen wohl, Madame, daß wir kein Glück haben mit den englischen Heirathen. Die Couriere, welche die Einwilligung von England bringen, kommen immer zu spät.

Die Königin erbleichte, und blieb, wie vom Schreck gefesselt stehen. Das will sagen, rief sie athemlos, daß Ew. Majestät schon über die Hand meines Sohnes bestimmt haben, und daß abermals mein Lieblingswunsch einer Vermählung meiner Kinder mit dem Königlichen Hause von England nicht erfüllt werden soll? Ah, das Beispiel Ihres Vaters muß Ihnen sehr imponirt haben, da Sie Sich so schnell beeifern, ihm nachzustreben!

Ich finde in der That, Madame, daß der König sehr recht und weise handelte, bei der Vermählung des Kronprinzen nicht die Wünsche seines Herzens und seiner Familie, sondern einzig die Interessen und Rücksichten, welche die Politik ihm auferlegte, zu beachten! Ich werde allerdings diesem Beispiel meines Vaters nacheifern, und bei der Vermählung des Kronprinzen nicht mein Herz, sogar nicht die Wünsche meiner Königlichen Mutter, sondern nur die Politik um Rath fragen.

Aber der Prinz August Wilhelm ist nicht der Kronprinz, rief die Königin, deren Lippen zitterten, und auf deren Stirn sich finstere Wolken gelagert hat-

ten. Der Prinz ist nur Ihr Bruder, und Sie können noch viele Söhne bekommen, die ihm die Thronfolge streitig machen.

Der König wiegte sinnend sein Haupt, und ein Ausdruck tiefen Kummers legte sich wie ein dunkler Schleier über sein edles und klares Angesicht. Nein, Madame, sagte er fast feierlich, ich werde niemals Kinder haben, und der Prinz August Wilhelm wird mein Erbe sein.

Die Königin fand nicht den Muth zu einer Erwiderung. Sie schaute ihren Sohn betroffen an; ihre Blicke begegneten sich, und der traurige und doch sanfte Ausdruck in den sonst so hellen und strahlenden Augen ihres Sohnes rührte sie, und rief ihr Mutterherz wach. Mit einer raschen Bewegung reichte sie ihrem Sohn beide Hände hin, und sie innig in den ihren drückend, sagte sie: Oh, mein Sohn, wie arm ist doch das Leben! Sie sind jung, sind schön und hochbegabt, Sie sind ein König, und doch sind Sie nicht glücklich!

Des Königs Antlitz hatte sich schon wieder erheitert. Sein Auge strahlte schon wieder in der gewohnten Klarheit.

Ich glaube auch nicht, sagte er lächelnd, daß das

Leben ein Glück ist, sondern eine Pflicht, und wenn man diese treulich erfüllt, kann man zuletzt doch glücklich sein. Aber hier sind wir wieder bei Ihrem Hause angelangt, und jetzt, Ew. Majestät, ist es die höchste Zeit, daß ich wieder in mein Gefängniß zurückkehre, und wieder König werde.

Er küßte seiner Mutter zärtlich die Hände, und nahm mit freundlichen und scherzenden Worten von seinen Schwestern, den Prinzessinnen Ulrike und Amalie und dem Prinzen Abschied. Dann winkte er seinen Cavalieren, und verließ den Salon. Die Königin Sophie Dorothea aber trat wieder hinaus auf den Perron, wo sie langsam und sinnend auf- und abging. Prinzeß Ulrike, ihre Lieblingstochter, wagte es, ihr Sinnen zu stören, und zu ihr zu gehen.

Wie, fragte sie staunend, Ew. Majestät sehen so ernst und traurig aus, und doch haben Sie so viel Grund glücklich zu sein? Der König war wirklich von einer staunenswürdigen Güte und Freundlichkeit. Denken Sie doch, Sie werden sechs Hofdamen haben, und man wird für Sie ein eigenes schönes Schloß bauen!

O ja, sagte die Königin nachdenklich, man wird mich mit vielem äußern Glanz umgeben.

Und wie zartsinnig der König bemüht ist, Sie

die ganze Vergangenheit vergessen zu machen, rief Prinzeß Amalie, welche jetzt mit dem Prinzen August Wilhelm auch hinausgetreten war auf den Perron. Sie sind nicht mehr die verwittwete Königin, sondern Sie sind die Königin-Mutter.

Ja, murmelte Sophie Dorothea in sich hinein, ich bin die Königin-Mutter, aber auch als Mutter werde ich niemals Königin sein. Oh, meine Kinder, rief sie dann laut und leidenschaftlich, der König, Euer Bruder, hat Recht. Die Fürsten sind nicht geboren, um glücklich zu sein. Er ist es nicht, und Ihr werdet es auch nicht sein!

V.

Der Hofschneider der Königin.

Düsteres Schweigen herrschte seit einiger Zeit in dem sonst so heitern und frohen Familienkreise des würdigen Kleidermachers Herrn Pricker. Niemand wagte ein lautes Wort zu sprechen oder zu lachen, denn Herr Pricker, das Haupt und die Krone des Hauses, war traurig und verstimmt, und die Wetterwolken, welche auf seiner Stirn lagerten, warfen einen düstern Wiederschein auf die Gesichter seines Weibes und seiner beiden Kinder, der schönen Anna und ihres sonst so lebenslustigen Bruders Wilhelm.

Selbst die Gesellen in der Werkstatt waren von dieser allgemeinen Verstimmung mit ergriffen und schauten trübe und traurig drein; sogar der heitere, schmetternde Gesang der beiden Lehrburschen war verstummt

und die beiden hübschen Mägde verrichteten stumm und verdrossen ihre tägliche Arbeit.

Eine Gewitterschwüle lagerte über dem Hause und Alles schien in banger Erwartung eines nahen Ungewitters. Wenn Wilhelm, der Sohn und Erbe des Hauses, von seinen Spaziergängen und lustigen Irrfahrten heimkehrte in das elterliche Haus, eilte er zuerst mit bangem Gesicht in das Wohnzimmer seiner Mutter, und einen neugierigen Blick auf die alte Frau werfend, welche kummervoll mit aufgestütztem Haupt auf dem Sopha saß, fragte er geheimnißvoll: Noch nicht? — Und die Mutter Prickerin schüttelte seufzend ihr Haupt und antwortete: noch immer nicht! —

Wenn die schöne Anna, welche es sonst so sehr liebte, in ihrem eleganten und comfortablen Zimmer zu verweilen und dort zu malen oder zu singen, jetzt das Klingeln der Hausthür und den Schritt eines Fremden vernahm, eilte sie hastig zu ihrer Mutter und fragte: ist es gekommen? — Und wieder schüttelte Frau Prickerin seufzend ihr Haupt und antwortete: noch immer nicht!

Nur Herr Pricker selber fragte nie und forschte nie. Schweigend und stolz saß er im Kreise seiner Familie, mit stoischer Ruhe hörte er das Klingeln der

Hausthür, sah er Fremde in sein Büreau oder seine Werkstatt treten, zu stolz, um irgend eine Aufregung, eine ängstliche Spannung zu zeigen, hüllte er sich in ein olympisches Schweigen, verpallisadirte er sich gegen die neugierigen Fragen seiner Kinder hinter dem strengen abwehrenden Ernst der väterlichen Autorität.

Aber ich sehe doch, daß er leidet, sagte Mutter Prickerin seufzend zu ihrer Tochter Anna, ich sehe, daß er alle Tage weniger ißt und immer blasser wird. Wenn diese Spannung noch länger dauert, wird mein armer Mann zuletzt noch eine gefährliche Krankheit davon tragen und der König wird den Tod des besten und edelsten seiner Unterthanen verschuldet haben.

Aber weshalb auch legt nur der Vater solchen Werth auf diese Kleinigkeit, sagte Anna mit vornehmem Achselzucken.

Ihre Mutter sah sie erstaunt an. Das nennst Du eine Kleinigkeit? Es handelt sich um die Ehre nicht bloß Deines Vaters, sondern Deiner ganzen Familie, es handelt sich um das Ansehn und den Ruf, den die Familie Pricker seit einem Jahrhundert in ganz Berlin genießt. Es handelt sich darum, ob Dein Vater ungerechter und unbefugter Weise seiner Ehrenstellen und Würden entkleidet werden soll, oder ob man ihm

Gerechtigkeit widerfahren lassen, und seine Verdienste anerkennen will.

Anna brach in ein lautes Lachen aus. Theuerste Mutter, Ihr Beide nehmt die Sache viel zu tragisch auf, sagte sie, und aus einer Mücke macht Ihr ein Kameel. Es handelt sich nicht um alle die großen und erhabenen Dinge, welche Du da anführst, sondern einzig und allein ist die Rede von einem Titel! Die große Frage ist diese: wird unser Vater den Titel „Hofschneider der regierenden Königin" erhalten, oder muß er sich damit begnügen, nur, der Hofschneider der verwittweten Königin zu sein? Mir scheint, daß dies ein sehr kleiner Unterschied ist, und ich meinestheils begreife nicht, wie man nur solchen Werth darauf legen kann.

Du begreifst das nicht, seufzte ihre Mutter. Dir fehlt der Familiensinn, das Gefühl für die Ehre Deines Hauses!

Ah bah, es ist eine sehr schlechte und sehr zweifelhafte Ehre, die Tochter eines Schneiders zu sein, und sei er immerhin der Hofschneider einer oder zweier Königinnen, sagte Anna verdrießlich. Unser Vater ist reich genug, um auch ohne dies elende Metier anständig und sogar auf einem vornehmen Fuß leben zu kön-

nen. Er hat seinen Kindern die Erziehung nobler und vornehmer Familien geben lassen, er hat mir eine eigne Erzieherin, und sogar einen Gesanglehrer, er hat meinem Bruder einen Hauslehrer gehalten, damit dieser nicht so oft über die Straße gehen brauchte, weil er fürchtete, daß er bei seiner schlanken Gestalt vielleicht einmal Werbern in die Hände fallen könnte. Er hat uns Jedem ein eigenes Zimmer gegeben, das mit glänzendem Luxus ausgestattet ist, und den Neid aller unserer Freundinnen und Freunde erregt. Wozu hat er das Alles gethan, wenn er uns doch dazu verdammen will, die Kinder eines Schneiders zu sein und zu bleiben? Warum reißt er dieses Schild nicht von seiner Hausthür ab, dieses Schild, welches immer demüthigend und entwürdigend bleibt, wenn auch darauf zu lesen steht, daß unser Vater Hofschneider ist! Wir werden durch diesen Titel doch nicht hoffähig, und die vornehmen Cavaliere denken doch nimmermehr daran, die Tochter des Hofschneiders zu heirathen, während sie sehr wohl dazu geneigt wären, wenn unser Vater sein Handwerk aufgäbe, sich ein Landgut kaufte, und als vornehmer und reicher Mann auf seinen eigenen Besitzungen lebte!

Kind, Kind, was sprichst Du nur da, rief Frau

Prickerin, die Hände über ihrem Haupt zusammenschlagend. Dein Vater sollte seinen Stand aufgeben, diesen ehrenwerthen Stand, der seit mehr als einem Jahrhundert in der Familie erblich ist? Dein Vater sollte sich so weit herabwürdigen mit seinem wohlerworbenen, ehrlichem Gelde sich irgend einen armen Cavalier zum Schwiegersohn zu erkaufen, der vielleicht noch Wunder dächte, welche Ehre er uns erzeigte, wenn er Dich als Zugabe Deiner sechszigtausend Thaler annähme? Dein Vater sollte sich einen Landsitz kaufen, um in müßiger Ruhe zu verprassen, was er und seine Väter in Jahrhunderten zusammengebracht? Nimmermehr wird das geschehen, und nie wird Dein Vater seine Einwilligung geben zu Deiner Vermählung mit einem andern als einem ehrlichen Bürgersmann, und nie wird er erlauben, daß Dein Bruder Wilhelm etwas Anderes werde, als was sein Vater, was sein Großvater, und alle seine Urahnen gewesen: ein Hoffleidermacher!

Die schöne Anna stampfte unwillig mit dem Fuß auf den Boden, und die Röthe des Zornes trat in ihre zarten Wangen. Ich werde niemals einen Handwerker heirathen, sagte sie, das Haupt stolz zurückwerfend, und

niemals wird Wilhelm sich bequemen das Geschäft seines Vaters fortzuführen.

So wird Euer Vater Euch Beide verstoßen, und Ihr könnt in die Fremde gehen, um Euch Euer Brod zu erbetteln, sagte die alte Frau händeringend.

Wir haben Gott sei Dank nicht nöthig zu betteln, um uns unser Brod zu verdienen, rief Anna stolz. Wir haben Beide genug gelernt, um uns ehrlich durch die Welt zu bringen, und wenn alles Andere fehl schlüge, so habe ich da in meiner Stimme ein Capital, welches mir eine glänzende Zukunft sichert. Der junge König will eine Oper errichten und die Sängerinnen sind jetzt so selten, daß man Gott danken wird, wenn ich mich erbitten lasse, und die Stelle einer Prima Donna annehme.

Oh, das unglückliche, unglückliche Kind, wimmerte Frau Prickerin. Sie will ihre Familie entehren, sie will uns Alle unglücklich machen, und beschimpfen. Sie will unter das Kommödiantenvolk gehen, und wir werden die Schande erleben müssen unsern ehrlichen, geachteten und berühmten Namen auf dem Kommödienzettel an allen Ecken angeschlagen zu sehen!

Ihr werdet die Ehre haben, daß alle Welt von Eurer Tochter spricht, daß man ihr Blumen und

Kränze zuwirft, so wie sie sich zeigt, und daß die Zeitung, welche jetzt in Berlin erscheint, in jeder Nummer mich bis in die Wolken erhebt, und die Eltern selig preist, die mir das Leben gegeben!

Das sind die neuen Ideen, jammerte Frau Prikkerin, die neuen Ideen, welche jetzt Mode sind, und die unser neuer König so sehr begünstigt. Oh, Jammer und Elend wird über unsere ganze Stadt kommen, Ehre und Zucht werden schwinden, und elend, wie Sodom und Gemorrha wird Berlin zu Grunde gehen. Das sind die gefährlichen Verlockungen, mit denen der Herr Baron von Pöllnitz Dein Ohr umstrickt und Dich von den ehrbaren und sittsamen Grundsätzen Deiner Familie entfremdet. Das —

Plötzlich verstummte sie und lauschte. Es war ihr, als habe sie drunten die Hausthür klingeln hören. — Richtig, da hörte man Schritte, welche die Treppe herauf kamen, da hörte man eine Stimme, welche nach dem Herrn und der Frau Pricker fragte.

Pöllnitz! flüsterte Anna, und eine glühende Röthe überdeckte ihr Antlitz, ihren Hals und Nacken.

Der Herr Baron von Pöllnitz, der Ober-Ceremonienmeister des Königs, sagte Frau Prickerin mit

einem Gemisch von Freude und Schrecken. Vielleicht bringt er —

Die Thür flog auf, und mit einem frischen, fröhlichen Morgengruß tänzelte der Ober-Kammerherr in das Zimmer. Anna hatte sich dem Fenster zugewandt, und erwiderte seinen Gruß nicht. Frau Prickerin aber ging ihm entgegen, und begrüßte mit erfurchtsvollem Ceremoniell den Herrn Ober-Ceremonienmeister und Ober-Kammerherrn Baron von Pöllnitz!

Nicht doch, lachte er. Wozu die vielen Umstände, und die vielen Titel. Ueberdies bin ich wohl der Bedeutung nach Ober-Ceremonienmeister, aber nicht dem Titel nach. Se. Majestät der junge König hat keine besondere Liebhaberei für die Erneuerung der Titel und Würden, welche uns sein Vater, der Hochselige verliehen, und alle Bitten, alle Vorstellungen sind da vergeblich. Er hält die Titulaturen für ganz überflüssig und lächerlich.

Frau Prickerin erblaßte, und murmelte einige leise, unverständliche Worte. Anna aber, welche noch immer abgewandt am Fenster gestanden, hatte jetzt sich schnell den beiden Sprechenden zugewandt und richtete ihre großen, blitzenden Augen mit einem fragenden, forschenden Blick auf das lächelnde Antlitz des Barons.

Ah, endlich habe ich doch die Ehre, Ihr Antlitz zu sehen, schöne Anna, rief Pöllnitz lachend. Ich wußte wohl, daß es ein Zaubermittel gab, diese schönen Augen auf mich zu richten! Lassen Sie mich Ihre Hand küssen, Verehrungswürdigste, und verzeihen Sie mir, wenn ich Sie vielleicht gestört habe.

Er flog mit einer zierlichen Pirouette zu Anna hin, und nahm ihre Hand, die sie ihm nicht darreichte, und nur widerstrebend ihm überließ. Dann wandte er sich wieder an Frau Prickerin und sich vor ihr verneigend sagte er mit einem feierlichen Pathos: ich bin heute nicht als der Freund Ihres Hauses, sondern als Abgesandter des Königs hier, und ich ersuche die verehrte Frau Prickerin ihren Gatten wissen zu lassen, daß ich ihn zu sprechen wünsche, um ihm eine Botschaft der Königin Majestät auszurichten!

Frau Prickerin stieß einen Freudenschrei aus, und jeder andern Rücksicht vergessend, durcheilte sie das Zimmer um sich zu ihrem Manne in das Comtoir zu begeben, und ihm die wichtige Nachricht zu verkünden.

Baron von Pöllnitz sah ihr lächelnd nach, bis sich die Thür hinter ihr schloß, dann wandte er sich zu Anna, welche noch immer unbeweglich und ernst in der Fensternische lehnte.

Anna, meine theure Anna, flüsterte er zärtlich, endlich sind wir allein, endlich kann ich Ihnen sagen, wie sehr ich mich nach Ihnen gesehnt habe, wie glücklich ich bin, Sie endlich wieder zu sehen.

Er wollte sie zärtlich an sein Herz drücken, aber das junge Mädchen wehrte ihn stolz und kalt ab. Haben Sie unser Uebereinkommen vergessen? fragte sie ernst.

Nein, ich habe Ihre Grausamkeit und Strenge in gutem Gedächtniß behalten. Sie wollen erst dann meine glühenden Wünsche erhören, wenn ich alle Ihre Wünsche erfüllt habe! Wenn ich Ihren Vater dahin gebracht habe, Ihnen wieder einen Gesanglehrer zu halten, wenn ich endlich es veranlaßt habe, daß Sie vor dem versammelten Hofe und dem König Ihre herrliche und wahrhaft göttliche Stimme erschallen lassen.

Ja, rief Anna mit strahlenden Augen, und glühenden Wangen. Das ist mein Ziel, mein glänzendes erhabenes Ziel. Eine Sängerin will ich werden, welche ganz Europa mit ihrem Ruhm erfüllt, der alle Männer zu Füßen liegen, und welche selbst die Fürsten und Könige in ihre Gesellschaft ziehen!

Und ich werde der Glückliche sein, welcher der holden und lieblichen Nachtigall die Bahn ebnet, an

meiner Hand sollen Sie zuerst hinaus flattern auf die Bühne des Ruhms. Aber wenn ich mein Wort gelöst habe, wenn Sie im Königlichen Schlosse zu Berlin vor dem Könige und dem ganzen Hofe gesungen haben, dann werden auch Sie Ihr Wort erfüllen müssen, und Pöllnitz wird an jenem Abend der glücklichste der Sterblichen sein.

Ich werde mein Wort erfüllen, sagte sie stolz und hoheitsvoll, als sei sie jetzt schon die berühmte, gnadenspendende Prima Donna. An dem Tage, an welchem ich zum ersten Male bei Hofe gesungen, an dem Tage, an welchem die Tochter des Schneiders sich gereinigt hat von ihrer niedrigen Geburt, und eine freie selbstständige, berühmte Künstlerin geworden ist, an dem Tage haben wir Beide uns unserer Liebe nicht mehr zu schämen, und Beide können wir, ohne uns gedemüthigt oder beschämt zu fühlen, das Geschenk unserer Herzen annehmen. Herr von Pöllnitz kann Diejenige ohne Erröthen zu seiner Gemahlin machen, welche durch die Kunst geadelt worden, und die Prima Donna Anna Prickerin darf nicht mehr das demüthigende Gefühl haben, als ob der Herr von Pöllnitz ihr eine Ehre erzeigt, wenn er sich mit ihr vermählt!

Herr von Pöllnitz, so sehr er Hofmann war, hatte

doch seine Züge nicht so sehr in der Gewalt, daß sie nicht ein wenig von dem Schrecken und Entsetzen verrathen hätten, welches er bei den Worten seiner schönen Geliebten empfand. Sprachlos starrte er einen Moment in ihr schönes Angesicht, das von Begeisterung, Ehrgeiz und Liebe glühte. Dann flog ein spöttisches, dämonisches Lächeln durch seine Züge, aber es verschwand schnell, und Herr von Pöllnitz war wieder der zärtliche, begeisterte und leidenschaftliche Liebhaber der schönen Anna Prickerin.

Ja, meine theuerste, geliebte Anna, flüsterte er, sie in seine Arme ziehend, an jenem glücklichen und gesegneten Tage wirst Du mein Weib werden, und die Lorbeern, welche sich dann durch Deine Locken schlingen, werden sich für mich in blühende Myrtenzweige verwandeln, die ich bei meinen Küssen aus Deinem Haar löse, und die bei unserer seligen Umschlingung verbrennen werden als das flammende Dankopfer unserer Liebe.

Er bedeckte ihren Mund mit seinen Küssen. Anna wehrte ihm nicht. Sie lag wie betäubt, ganz Gluth, ganz Hingebung in seinen Armen, sie horchte immer noch auf seine Worte, die wie berauschendes süßes Opium ihr Ohr und ihr Herz vergiftet hatten. Aber

der Baron ließ sie jetzt hastig aus seinen Armen, und trat einen Schritt zurück. Kälter und besonnener als das junge Mädchen hatte er sehr wohl die leisen Schritte gehört, welche sich von außen her der Thür näherten.

Man kommt! flüsterte er leise. Nehmen Sie eine gleichgültige Miene an, theuerste Anna. Ihr Gesicht verräth zu viel von Ihrer innern Aufregung.

Er tänzelte zu dem offenen Spinett hin und begann eine lustige Melodie zu spielen, während Anna ihr Antlitz in die Zweige des hohen Geraniums, der am Fenster stand senkte, um an den Blättern ihre glühenden Wangen zu kühlen.

Frau Prickerin öffnete jetzt die Thür und bat den Ober-Kammerherrn mit ihr in den anstoßenden Saal zu gehen, wo Herr Pricker ihn erwarte.

VI.

Eines Schneiders große Ahnen.

Pöllnitz reichte der schönen Anna den Arm und harmlos schäkernd und lachend, folgte er mit ihr der Frau Prickerin in das anstoßende Gemach.

Dies war eine lange Halle, die in ihrer ganzen Ausschmückung und Anordnung etwas Feierliches und Düsteres hatte. Zwei Fenster erleuchteten nur spärlich die langen hohen Wände, die mit einer dunklen Tapete überdeckt waren. Einige Divans von schwerem Seidenstoff, von der Farbe der Wände, standen umher und über ihnen prangten in schwarzen Rahmen einige Oelbilder, auf denen man in mehr oder minder künstlerischer Vollendung eine männliche Figur in feierlicher Haltung dargestellt sah. Die auffallende Aehnlichkeit der Gesichtszüge all' dieser Figuren ließ erkennen, daß es die fortlaufenden Portraits einer und der-

selben Familie sein mußten. Es war immer dasselbe Antlitz, dieselbe kurze gedrungene Gestalt, nur daß der Anzug auf jedem Bilde ein anderer geworden und durch die Veränderung der Mode den Wechsel der Zeit andeutete, in welcher diese Portraits gemalt worden. Und eine Gestalt, ganz ähnlich denen auf den Bildern, stand inmitten dieses Saals. Dasselbe Antlitz, dieselbe kurze gedrungene Gestalt, selbst in der Kleidung nicht verschieden von jenem Bilde dort drüben. Man hätte meinen sollen, eins dieser Gemälde sei aus seinem Rahmen herniedergestiegen, irgend ein galvanisches Experiment habe der todten Figur Leben und Bewegung verliehen und wenn die Kraft des Galvanismus schwände, würde auch jene Gestalt wieder kalt und leblos sein und wieder zu den übrigen Bildern an die Wand gehängt werden.

Indeß jetzt lebte sie noch und mit einem feierlichen Kopfnicken, aber ohne sich fortzubewegen von dem großen runden Tische, an welchem sie lehnte und der in der Mitte der Halle stand, begrüßte sie den Baron und Ober-Kammerherrn.

Ich heiße Sie willkommen in dem Hause meiner Väter, sagte die kleine Figur mit einer salbungsvollen

BAYERISCHES STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Würde. Gesegnet sei Ihr Eingang und Ihr Ausgang in dieses Haus!

Pöllnitz warf einen schalkhaften, lächelnden Blick auf Anna hin, welche beim Eintritt in den Saal den Arm des Barons losgelassen und sich in eine der Fensternischen zurückgezogen hatte.

Aber weshalb sind Sie heute so ernst und feierlich, lieber Pricker? fragte er dann, sich wieder dem alten Herrn zuwendend.

Sind Sie nicht hier als der Abgesandte des Königlichen Hofes? fragte dieser zurück. Muß ich Sie daher nicht im Festkleide und in den Festräumen meines Hauses empfangen? Ich habe Sie also gebeten, in den Ahnensaal zu kommen, denn nur in der Mitte meiner Ahnen ziemt es mir, die Königliche Botschaft zu empfangen. Sagen Sie nun schnell: womit kann ich dem Königshause dienen? Was wünscht es von mir?

Es wünscht weiter nichts, sagte Pöllnitz lächelnd, indem er ein großes versiegeltes Papier aus seinem Busen zog, weiter nichts, mein lieber Pricker als daß Sie das Schild vor Ihrer Hausthür ein wenig ändern, und statt, daß jetzt darauf zu lesen steht: „Hofschneider der Königin und der Kronprinzessin" darauf

schreiben lassen: „Hofschneider der Königin-Mutter und der regierenden Königin.“ Hier ist das Diplom, mein lieber Meister.

Der Alte nahm ruhig und gelassen das dargereichte Schreiben hin; nicht eine Miene seines Antlitzes hatte sich verändert, es war immer noch kalt, feierlich und ernst.

Frau Prickerin aber vermochte ihre Freude nicht zurückzuhalten. Mit einem lauten Schrei eilte sie zu ihrem Gatten hin, um ihn zu umarmen, ihm Glück zu wünschen zu seiner endlichen Ernennung.

Herr Pricker wehrte sie stolz zurück. Was ist denn da Glück zu wünschen und sich zu freuen? fragte er verweisend. Das Haus Hohenzollern hat meinem Hause Gerechtigkeit widerfahren lassen, das ist das Ganze! Dieser Titel „Hofschneider der regierenden Königin“ ist gewissermaßen ein Erbrecht in meiner Familie geworden, und es wäre ein schmählicher Undank des Hauses Hohenzollern gewesen, wenn man ihn jetzt meinem Hause hätte entziehen wollen.
mehr als einem Jahrhundert sind die Hohenz
von den Prickern gekleidet worden, zu allen B
und Festlichkeiten, zu allen Hochzeiten, Kindtaufen
Begräbnissen haben wir den Königinnen und Pr

zessinnen die Anzüge geliefert, und wenn sie schön waren und prachtvoll anzuschauen, so dankten sie das ganz allein unserer Geschicklichkeit. Das Sprichwort sagt: Die Kleider machen Leute! Und es hat Recht. Wir haben den beiden Königinnen die Krönungsanzüge gemacht, daraus folgt, daß sie ohne unsere Hülfe niemals gekrönte Königinnen geworden wären und daß sie uns also sehr zu Dank verpflichtet sind. Und jetzt willst Du Dich freuen und dankbar sein, Frau, weil sie uns geben was ihre Pflicht und unser Recht ist?

Indessen versichere ich Sie, mein Freund, sagte Pöllnitz lächelnd, daß es mir sehr schwer geworden ist, diese Ernennung für Sie zu erhalten und daß Sie wenigstens mir zu einigem Dank verpflichtet sind. Es bedurfte aller meiner Beredtsamkeit, all' meiner Schmeichelkünste, um die Königin meinem Wunsche geneigt zu machen.

Herr Pricker erbleichte und seine Physiognomie
: ihre ruhige Würde und Erhabenheit. Da, neh=
Sie das Dokument zurück, sagte er stolz, dem
on das versiegelte Papier wieder darreichend.
nn die Königin mir nicht freudigen Herzens und
willig diesen Titel gab, mag und will ich ihn nicht.

Nicht doch, behalten Sie ihn immerhin, rief Pöllnitz lachend. Er gebührt Ihnen und Sie haben ein Recht darauf. Auch erzählte ich Ihnen nur, daß es mir schwer geworden, ihn zu erhalten, weil ich mir dadurch Ihr Herz gewinnen und Sie einer Bitte, welche ich an Sie zu richten habe, geneigt machen wollte.

Ah, Sie meinen ohne Zweifel in Betreff der fünfhundert Thaler, die ich Ihnen im vorigen Monat geliehen habe? fragte Herr Pricker lächelnd. Reden wir nicht mehr davon. Diese Schuld ist getilgt. Sie haben mich eben bezahlt und ich werde nachher die Ehre haben, Ihnen Ihre Schuldverschreibung aus meinem Büreau zu holen.

Ich danke Ihnen, sagte Pöllnitz, indessen dachte ich eben nicht an diese Kleinigkeit. Es war eine andere Bitte, die ich Ihnen vortragen wollte.

Lassen Sie hören, sagte der Hofschneider mit einem gnädigen Neigen des Kopfes.

Sie betrifft einen jungen Künstler, den ich gern Ihrer Protection empfehlen möchte, erwiederte der schlaue Pöllnitz mit einem lächelnden Seitenblick auf Anna. Es ist ein junger, sehr talentvoller Musiker, der sich durch Unterrichtertheilen sein Brod verdienen

muß. Aber leider ist er hier fremd und hat bis jetzt hier wenig Gönner gefunden. Nun habe ich gedacht, daß wenn der als Kunstkenner so rühmlichst bekannte Herr Pricker sich für ihn interessiren und ihm seine Gönnerschaft zuführen wollte, dies dem jungen Manne sehr nützen würde, weil alsdann ohne Zweifel Jedermann sich beeilen würde auch den Unterricht dieses Jünglings zu genießen, den Herr Pricker protegirt. Erlauben Sie also, daß er ihrer Tochter Anna Unterricht in der Gesangskunst ertheile, und das Glück des jungen Mannes wird gemacht sein.

Wohl, ich bewillige Ihnen Ihre Bitte, sagte Herr Pricker feierlich, nicht einen Augenblick daran zweifelnd, daß der Baron in vollem Ernst so zu ihm gesprochen. Ich werde diesen jungen Künstler protegiren, und er kann meiner Tochter täglich eine Gesangstunde geben, das heißt, wenn Anna dem armen jungen Manne diese Gefälligkeit erzeigen will.

Anna vermochte kaum ihr Lachen zurückzuhalten. Sie haben es befohlen, sagte sie, und ich werde als eine gehorsame Tochter Ihre Befehle erfüllen.

Sehr gut, sagte ihr Vater majestätisch. Diese Angelegenheit wäre also auch geordnet. Jetzt, Herr Baron, bitte ich Sie nur noch, mir zu sagen, wann

ungefähr die Hulgidung statt finden wird, damit ich darnach meine Einrichtungen und Vorbereitungen treffe und nicht etwa durch mich ein Aufschub dieser feierlichen Handlung nöthig gemacht würde.

Der Tag der Huldigung ist noch unbestimmt, wird aber jedenfalls erst im August stattfinden. Sie haben also bis dahin noch Zeit, alle Vorbereitungen zu treffen. Wir wollen später dann Beide mit der Königin Majestät über Schnitt, Farbe und Stoff der Kleider eine Conferenz halten. Nur einen Rath will ich Ihnen heute noch geben, mein würdiger, alter Freund. Fügen Sie Sich der neuen Zeit! Bedenken Sie, daß wir jetzt einen König haben, der gerade das Gegentheil seines Vaters ist. Jener haßte und verachtete alle Eleganz und Zierlichkeit, dieser liebt sie, Jener war ein geschworener Feind des französischen Wesens, dieser hat eine wahre Leidenschaft dafür, und wenn Sie bei ihm Ihr Glück machen wollen, so müssen Sie Ihre alten, ehrwürdigen deutschen Gewohnheiten und Vorurtheile ablegen und wie wir Alle, sich in das neue System fügen. Denn ich sage Ihnen, es wird eine neue Zeit anbrechen! Eine Zeit des Glanzes und der Pracht. Alles wird anders werden, vor allen Dingen aber und zu allererst werden wir andere Mo-

den haben. Es ist vorbei mit dem Zopf und der schwerfälligen deutschen Tracht. Sie werden statt des Zopfes einen Haarbeutel und statt des groben Tuchrockes mit den großen Wagenrädern von Knöpfen, einen bunten seidenen und mit Spitzen besetzten Rock tragen, Sie werden aber vor allen Dingen Ihre deutschen Gesellen zum Teufel jagen und sich so schleunigst wie möglich lauter französische Gesellen aus Paris kommen lassen! Das ist der einzige Weg, wie Sie Sich in der Gunst des Hofes erhalten können.

Herr Pricker hatte ihm staunend und mit wahrhaftem Entsetzen zugehört. Seine Wangen waren erbleicht, seine Lippen zitterten und mit vor Zorn bebender Stimme schrie er jetzt: Nie und nimmermehr wird das geschehen! Wie? Ich sollte diese gottvergessenen Neuerungen mitmachen und das windige und leichtfertige Wesen annehmen, das, Gott sei's geklagt, jetzt Mode ist? Ich sollte meinen ehrlichen deutschen Zopf abschneiden und diese ehrwürdige Kleidung ablegen, um mir eine bunte Affenjacke anzuziehen, um mich zum Gelächter aller anständigen und ehrbaren Menschen zu machen? Ich endlich sollte so sehr meinen Gott, meine Vorfahren und mein Vaterland vergessen, daß ich mir französische Arbeiter in meine

deutsche Werkstatt riefe? Schmach und Schande über mich, wenn ich das jemals thue, wenn ich jemals so gottvergessen, leichtfertig und unchristlich handeln könnte! Nie wird ein französischer Fuß die Schwelle meines Hauses überschreiten, nie soll ein französisches Wort in meinem Hause gesprochen werden. Als ein Deutscher bin ich geboren, als ein Deutscher will ich sterben! Treu meinen Vätern, und den Befehlen des hochseligen Königs, der seinem Volke mit einem guten Beispiele voranging und in Frömmigkeit und Christenliebe dieses leichtfertige französische Wesen haßte und verachtete, treu den Gesetzen der Sittsamkeit und Ehre will ich meinen Stolz darin suchen die Moden der guten und ehrbaren deutschen Zeit festzuhalten, und nie soll in meiner Werkstatt ein Kleid nach französischem Schnitt gearbeitet werden.

Wenn Sie so denken, wird es vorbei sein mit Ihrem Glück und Ihrem Ansehen, rief Pöllnitz achselzuckend.

Herr Pricker achtete nicht auf ihn, er schaute mit blitzenden Augen hinüber nach den Bildern, welche an den Wänden hingen und neigte ehrerbietig grüßend vor einem derselben sein Haupt.

Sehen Sie da, sagte er dann, mit der Hand

nach jenem Bilde hinüber deutend, das ist mein Urahn, der Stammvater des Geschlechtes der Pricker! Er war ein deutscher Mann und der besten und geschicktesten einer. Mit ihm beginnt die Reihe der Hofschneider Pricker, er knüpfte das Band, welches seitdem die Häuser Hohenzollern und Pricker vereint. Der Kurfürst Georg Wilhelm erfand für ihn den Titel „Hofschneider" und trug niemals ein anderes Wamms, als das sein Liebling, der Pricker gemacht. Selbst in seinem Testament hatte er ihn wohlbedacht, und von daher stammt das Vermögen und das Ansehen der Pricker, welches seitdem immer im Steigen gewesen und niemals verdunkelt und getrübt worden ist. Und sehen Sie da weiterhin jenes Bild. Es ist das Portrait seines Sohnes, des Hofschneiders von Friedrich Wilhelm, dem großen Churfürsten. Von ihm rührte das Gewand her und der Mantel, den der Churfürst in der Schlacht von Fehrbellin getragen, sein Sohn aber dort hatte das traurige Schicksal das Sterbekleid des großen Mannes zu machen. Aber mit jenem Bilde dort beginnt eine neue Epoche für Preußen, denn das ist der Hofschneider Friedrichs des Dritten, und er hat das Gewand und den Mantel gefertigt zu dem Krönungstage, an welchem Friedrich

der Dritte sich zum König von Preußen erhob. Ihm folgte sein Sohn und mit dem Sohn beginnt nun für das Geschlecht der Pricker eine neue Epoche, wie mit dem Vater für das Geschlecht der Hohenzollern! Der Sohn folgte nicht dem Beispiel seines Vaters, er war eine sanftere, poetischere Natur, er liebte die Blumen, die Schönheit und die Poesie, er ward also Damenkleidermacher und die damalige Kronprinzessin Sophie Dorothea ernannte ihn zu ihrem Hofkleider-macher. Er hat den Krönungsanzug der Königin, er hat die Hochzeitskleider der Markgräfinnen von Baireuth und von Schwedt gemacht. Als er starb folgte ihm sein Sohn, der jetzt lebende Pricker. Ich habe das Hochzeitskleid der Herzogin von Braunschweig verfaßt, von mir rühren die Trauerkleider der jetzigen Königin-Mutter her. Und jetzt, Angesichts meiner Ahnen, Angesichts so vieler glorwürdigen Erinnerungen wollen Sie mich zum Verrath und Abfall bewegen? Wollen aus dem ehrlichen deutschen Manne einen französischen Gecken machen, der sich seiner Ahnen schämt und die Sitten seiner Väter verleugnet? Nein, deutsch bin ich und deutsch bleibe ich in meinen Gewohnheiten und Moden, und sollte ich auch darüber zu Grunde gehen!

Er grüßte mit einer pathetischen Handbewegung den erstaunten und belustigten Baron von Pöllnitz und durchschritt dann stolz die Halle, um sich in sein Arbeitszimmer zu begeben. Seine Frau folgte ihm mit gefalteten Händen und kummervollen Seufzern, um mit liebevollen Trostesworten den aufgeregten und zornigen alten Mann zu besänftigen.

Pöllnitz und die schöne Anna blieben wiederum allein. In meinem ganzen Leben habe ich nicht einen so seltsamen und wunderlichen Narren gesehen, sagte Pöllnitz lachend. Hätte Molière ihn gekannt, er würde ihn zu einem reizenden Lustspiel verarbeitet haben!

Sie vergessen, daß dieser Narr vielleicht einst Ihr Schwiegervater sein wird, sagte Anna strenge, indem sie die nach ihr ausgestreckten Arme des Barons zurück stieß.

Ach, das ist wahr, sagte Pöllnitz lächelnd. Wir wollen ihn also schonen. Komm! Einen letzten Kuß, meine schöne Anna. Einen Kuß als Lohn für mein glücklich gewonnenes Spiel! Denn morgen wirst Du Deinen Gesanglehrer haben und zwar nicht einen armen Schlucker, sondern einen berühmten und einflußreichen Musiker, der aus reiner Gefälligkeit für mich es unternimmt Dich zu unterrichten, obwohl er sonst

eigentlich kein Gesanglehrer ist, sondern ein Componist. Graun selber wird Dir Unterricht ertheilen und nun also wird es an Dir liegen, meine Geliebte, wenn wir nicht bald unsere Liebe durch die schönsten Erfolge gekrönt sehen.

VII.

Soffri e taci.

Endlich sollte sich der heißeste Wunsch der jungen Königin erfüllen, endlich sollte sie eine einsame, zwanglose Unterredung mit ihrem Gemahl haben! Diese Tage der Resignation, der schmerzvollen Erwartung, des verschwiegenen Kummers waren jetzt vorüber. Der Gemahl, der Heißgeliebte, der Langersehnte, er kehrte endlich zu ihr zurück! Elisabeth Christine hat nicht mehr nöthig, schamvoll ihr Haupt zu senken vor ihren Dienerinnen, weil sie denkt, daß diese sie heimlich verlachen und verspotten und sie mißachten um der Gleichgültigkeit und Kälte willen, welche der König ihr erzeigt. Die Königin hat nicht mehr nöthig, das arme Weib auf der Straße zu beneiden, an der sie gestern vorüberging, eben als diese mit frohem Gesicht ihrem holzladenden Gatten sein Mittag-

essen brachte. Auch sie wird jetzt wieder einen Gatten haben, auch sie wird wieder die starke männliche Hand neben sich fühlen, welche sie leitet und trägt. Sie wird keine arme, verlassene Königin mehr sein, sondern ein glückseliges, stolzes, von aller Welt beneidetes Weib!

Er hat ihr geschrieben, daß er sie heute besuchen wolle, er hat sie gebeten, heute Abend die Thüre ihres Schlafzimmers nicht zu schließen, weil er, von vielen Geschäften gedrängt, erst spät werde zu ihr kommen können, aber jedenfalls kommen werde, weil er wünsche, sie heute noch und zwar ganz ohne Zeugen, ganz unbelauscht zu sehen.

Mein Gott, wie träge die Stunden dieses Tages hingeschlichen sind, wie langsam sich die Sonne gesenkt hat. Endlich jetzt ist es Abend, endlich bricht die Nacht herein. Elisabeth kann ihren Hofstaat entlassen, kann sich zurückziehen in ihre Gemächer, um ihn zu erwarten. Aber er soll auch sehen, wie freudig sie ihn willkommen heißt, welch' ein Fest er ihr bereitet hat. Sie will sich schmücken, um ihm zu gefallen, sie will schön sein, um ein Lächeln von ihm zu gewinnen. Zum ersten Male verlangt daher die Königin von ihren verwunderten Kammerfrauen, daß sie ihr eins jenes reizenden Negligée's anlegen, welche die Kaiserin

von Oesterreich jüngst ihr gesandt, zum ersten Male setzt sie dieses coquette, kleine blumenverzierte Häubchen auf, steckt sie ihre schmalen zierlichen Füße in die weißen, goldgestickten Atlaspantoffeln. Es ist in der That ein reizendes, verführerisches und coquettes Negligée und die Kammerfrauen versichern, daß ihre Königin niemals schöner, niemals erhabener anzuschauen gewesen, als in diesem Anzug. Aber Elisabeth will heute Alles selbst sehen, selbst prüfen. Sie befiehlt die großen Armleuchter vor der Psyché anzuzünden und tritt vor den Spiegel hin, um zuerst mit dem kalten, strengen Auge einer Kennerin ihren Anzug zu prüfen, dann beugt sie sich näher hin und betrachtet ihr Gesicht, und ein befriedigter Ausdruck fliegt über ihre Züge hin. Elisabeth hat gesehen, daß sie jung und schön ist und zum ersten Male fühlt sie sich stolz und glücklich darüber. Verwundert und einander fragende Blicke zuwerfend, schauen die Kammerfrauen diesem ungewohnten Treiben der Königin zu. Elisabeth hat sonst niemals Auge und Sinn gehabt für ihre eigene Schönheit, weshalb ist sie jetzt so glücklich darüber?

Die Toilette ist beendet, die junge Königin läßt sich nachlässig auf dem hellblauen, seidenen Divan nieder und verabschiedet mit einem stummen Kopfnicken

ihre Frauen. Aber als sie sich der Thür nähern, als die erste Kammerfrau wie gewöhnlich den Schlüssel aus dem Schlosse zieht, um das Schlafzimmer der Königin von außen zu verschließen, da erwacht Elisabeth Christine aus ihrem lächelnden Sinnen. Sie richtet sich aus ihrer ruhenden Stellung empor, ein glühendes Incarnat bedeckt ihre Wangen, ein stolzes und doch verschämtes Lächeln umspielt ihre purpurnen Lippen.

Schließen Sie heute nicht die Thüren, sagte sie, und ihre Stimme zittert von köstlicher Aufregung. Schließen Sie heute nicht die Thüren, ich erwarte den König.

Und gleichsam erstaunt und in sich erschauernd über ihr eigenes Glück, sinkt Elisabeth in die Kissen des Divans zurück, und legt, als sei sie geblendet vom Lichterglanz das silbergestickte Taschentuch über ihr erglühtes Angesicht.

Die Kammerfrauen verneigen sich ehrerbietig vor ihrer Herrin, und gehen hinaus. Draußen aber im Vorzimmer verschwindet der Ausdruck der Ehrerbietung aus ihren Zügen, sie sehen einander mit spottenden Mienen und höhnischem Lachen an.

Arme Königin! Sie will uns glauben machen, daß der König sie heimlich zuweilen besucht, da er sie öffentlich so sehr vernachlässigt!

Sie möchte gern, daß wir glaubten, sie sei wirklich die Frau des jungen, schönen Königs, und man weiß doch —

Ja, man weiß doch —

Und alle drei zuckten die Achseln mit einem verächtlichen Lächeln, und schlüpften von dannen, um ihren Freunden und Freundinnen die lächerliche Geschichte von der Eitelkeit der armen, verschmäheten und verlassenen Königin zu erzählen.

Aber wie? Was war das? War's nicht, als ob da eben ein Wagen in den innern Schloßhof führe, trat nicht die Wache in's Gewehr, hörte man nicht Trommelwirbel? Sollte die Königin dies Mal doch Recht gehabt haben? Sollte wirklich der König zu seiner Gemahlin kommen? Die Kammerfrauen standen und horchten, sie hörten Schritte auf der großen Treppe, und jetzt, ja, wahrhaftig, es war der König, welcher da, begleitet von seinen Pagen, welche silberne Armleuchter mit flackernden Wachslichtern vor ihm hertrugen, hastigen und leichten Schrittes den Corridor hinunter schritt, um sich in seine Gemächer zu begeben. Und von diesen Gemächern gelangte man durch einen kleinen Corridor hinüber in die Gemächer der Königin!

Wie? Hatte die Königin also wirklich die Wahrheit gesagt, und der König verschmähte sie nicht, er liebte sie sogar vielleicht?

Die verwunderten und staunenden Kammerfrauen eilten weiter, um ihren Freunden und Freundinnen zu erzählen daß der König seine Gemahlin leidenschaftlich liebe, und daß es kein glücklicheres und zärtlicheres Paar geben könne, als das Königliche Paar.

Auch Elisabeth Christine hatte das Rollen des Königlichen Wagens vernommen. Mit einem Schrei des Entzückens flog sie von ihrem Sitz empor, und lauschte. Ihr Herz klopfte, wie mit Hammerschlägen in ihrer Brust, ein Strom von Gluth und Entzücken schoß wie loderndes Feuer durch ihre Adern. Sie preßte ihre beiden Hände auf ihr Herz, um es zu beschwichtigen, aber sie lächelte doch vor Entzücken, sie fühlte sich doch, wie in einer seligen, himmelanstürmenden Berauschung. Aber diese so neuen, so ungewohnten Gefühle erschreckten sie fast, und erfüllten ihr Herz mit einem angstvollen Entsetzen.

Mein Gott, mein Gott, murmelte sie, gieb mir Gelassenheit und Ruhe, um das Glück zu ertragen, wie ich das Unglück ertragen habe! Gieb —

Aber das Gebet verstummte auf ihrer Lippe, denn sie hörte drüben die Thür des Corridors sich öffnen. Jetzt war sie nicht mehr die Königin, nicht mehr die resignirte, schüchterne Gemahlin, jetzt war sie das liebende, jauchzende, wonnetrunkene Weib, welches dem Gatten entgegeneilt, den sie liebt, und den zu lieben sie jetzt mit erhobenen Haupt und stolzer Genugthuung ohne Erröthen Gott und der Welt gestehen darf! Denn Er, Er liebt sie auch, er kommt zu ihr, wie der Geliebte zu seiner Geliebten schleicht, er hat sie um ein Rendezvous gebeten! Mein Gott, es ist ihr erstes Liebesrendezvous. Oh, heute wird sie nicht scheu und schweigsam sein, jetzt, da sie weiß, daß er sie liebt, wird kein Zauber ihre Zunge gefesselt halten, jetzt wird sie den stolzen, den freudigen Muth haben, ihm Alles zu gestehen, ihm zu sagen, wie glühend sie ihn geliebt, wie lange und vergeblich sie mit ihrem Herzen gerungen habe, um es zur Ruhe, zur Resignation zu zwingen, wie aber die Flammen immer wieder empor gelodert, die Gluth der Liebe sich an seinen Blicken immer wieder auf's Neue entzündet habe!

Da, — da klopfte es an ihre Thür, — ihre Kehle war wie zugeschnürt, sie konnte nicht das kleine Wort: Herein! über ihre Lippen bringen, sie konnte

sich nicht von der Stelle bewegen, sie stand, wie angefesselt in der Mitte des Zimmers, sie konnte nur die Arme sehnsuchtsvoll ihm entgegen strecken, nur mit ihrem Lächeln und ihren thränenfeuchten Blicken ihn willkommen heißen. —

Jetzt öffnete sich die Thür, jetzt trat er ein. Das Kerzenlicht des Kronleuchters fiel grade auf sein Antlitz. Es war schön und strahlend wie immer, aber sein Auge war kalt, und kein bewillkommnendes Lächeln stand auf seinen Lippen. Er that einige Schritte vorwärts, dann blieb er stehen, und verneigte sich in steifem, kalten Ceremoniell.

Elisabeth's ganze Gestalt durchflog es, wie ein Schauer des Entsetzens, ihre Arme sanken herab, das Lächeln erstarb in ihrem erbleichenden Angesicht.

Madame, sagte der König und seine Stimme klang ihr rauh und kalt, wie sie sie nie gehört, Madame, ich habe vor allen Dingen Ihre Verzeihung zu erbitten, daß ich Sie zu so ungewohnter Zeit zu stören wage, und Sie einer Stunde des Schlafes beraube. Aber Sie sehen, daß ich jedenfalls ein reuiger Sünder bin, und Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen verspreche, daß meine heutige Versündigung gegen Ihre Ruhe meine letzte sein soll, wie sie meine erste ist.

Die Königin ſtieß einen leiſen Schrei aus, und preßte ihre Hand auf ihr Herz. Sie hatte ein Gefühl, als ob ein Schwert kalt und ſchneidend ihre Bruſt durchſtieße, als ob ihr Blut in feurigen tödtlichen Blutſtrömen ihrem Munde entſtürzen werde.

Der König richtete ſeine großen hellen Augen mit einem verwunderten Ausdruck auf das ſchmerzzukkende Antlitz ſeiner Gemahlin.

Mein Gott, ſagte er, Sie ſind bleich, Sie ſind leidend, und meine Gegenwart iſt Ihnen ohne Zweifel ſtörend und läſtig. Ich werde mich alſo zurück ziehen, und Ihre Frauen zu Ihnen beſcheiden, damit ſie Ihnen beiſtehen.

Die Königin hatte, während er ſprach zu Gott gebetet um Kraft und Stärke; ſie kämpfte ihre Thränen und ihre Verzweiflung nieder, ſie rief ihren weiblichen Stolz zu ihrem Beiſtand wach, ſie flehte zu ſich ſelber um Faſſung und Ruhe.

Der König, welcher noch immer vergeblich auf eine Antwort gewartet hatte, näherte ſich jetzt haſtig der Thür, indem er einige leiſe, unwillige Worte vor ſich hinmurmelte.

Aber Eliſabeth hatte jetzt ihr Herz beſiegt, ihre Kraft wieder gefunden.

Bleiben Sie, Sire, sagte sie. Ich bitte, bleiben Sie. Es ist schon wieder gut. Es war nur ein vorübergehender Krampf im Herzen, an dem ich öfter leide, um dessentwillen ich Sie aber um Verzeihung zu bitten habe.

Der König näherte sich ihr wieder. Wenn ich also bleiben darf, sagte er lächelnd, so erlauben Sie mir zuerst Sie zu dem Divan dort zu führen, damit Sie Platz nehmen können.

Er bot ihr den Arm, sie legte den ihren hinein, und folgte ihm zu dem Sopha, auf dem sie vorher in so glücklichen, beseligenden Träumen ihn erwartet hatte, und auf welchem jetzt ihr Herz seine Folter empfangen sollte.

Der König setzte sich nicht neben sie. Er rollte einen Lehnstuhl herbei und setzte sich in einiger Entfernung ihr gegenüber.

Madame, sagte er, sollte man wohl glauben, daß wir zwei Eheleute sind, die seit sieben Jahren schon vermählt worden und doch noch niemals in einer Ehe gelebt haben? Ach, es war eine große heilige Lüge, wie so Vieles, wie so oft das anscheinend Heilige in der Welt! Man zwang unsere Lippen, Schwüre zu sprechen, von denen unser Herz nichts wußte, man

legte unsere Herzen in Fesseln, gegen die sie sich emporbäumten, wie der freie Löwe sich bäumt gegen den Eisenkäfig, indem er eingefangen werden soll. Ich weiß, Sie haßten mich, weil man Sie zu einer Ehe mit mir zwang. Sie haben es mir niemals verzeihen können, daß auch ich nur, von moralischem Zwange besiegt, mit Ihnen zum Altar trat. Wir haben uns damals zu den Füßen des Altars nicht ewige Liebe, ewige Treue geschworen, sondern ewige Kälte, ewige Gleichgültigkeit, und Sie wenigstens, Madame, haben Ihren Schwur getreulich bis zu dieser Stunde erfüllt.

Ein Schauer durchrieselte die ganze Gestalt der Königin, sie murmelte einige unverständliche Worte und senkte todesmatt, wie zerbrochen, ihr Haupt auf ihre Brust.

Der König fuhr fort: Ich bin heute gekommen, Sie um Verzeihung zu bitten wegen des unfreiwilligen Unrechts, welches ich Ihnen damals angethan. Ich habe Sie unglücklich gemacht, denn Sie mußten Ihre Hand einem ungeliebten Manne geben, von dem Sie wußten, daß auch er Sie nicht liebte. Madame, es ist leider wahr, eine Kluft liegt zwischen uns, und diese Kluft ist angefüllt mit dem Blut meines theuer-

sten Jugendfreundes. Oh, Madame, verzeihen Sie mir das Leid, welches ich Ihnen zugefügt, um des Leides willen, das ich erlitten habe! Ich hatte damals ein weiches und zartliches Herz, man hat es zertreten und es ist verhärtet unter den Fußtritten des Schicksals. Ich trug der Welt ein freudiges und großes Vertrauen entgegen, aber sie hat es horrible und schmachvoll getäuscht und ich habe mehr zu leiden gehabt, als der ärmsten Bettler einer. „Ich mußte meinen eigenen Vater als meinen grausamsten Feind betrachten, der mich unaufhörlich beobachtete, um den Moment zu erlauern, wo er mir den Todesstoß geben konnte. Immer mußte ich auf meiner Hut sein, denn der geringste Fehler, die unbedeutendste Unbesonnenheit, eine Kleinigkeit, ein elendes Nichts genügte, um mich zu verdammen. Oh, wenn sie wüßten, mit welcher Wuth man mich öffentlich verleumdete und anklagte und wie man, wenn man sich alle Mühe gegeben, um mich der Welt verhaßt zu machen, endlich, fürchtend, daß man doch vielleicht nicht reüssirte, bestrebt war, mich mit der Schmach der Lächerlichkeit zu tödten. Soffri e taci, dieses italienische Sprichwort, das war damals der Wahlspruch meines Lebens, und glauben Sie mir, es ist schwer, diese an-

scheinend so trockne Maxime zu befolgen, welche indeß einen so großen Sinn hat.*)

Der König lehnte sich einen Moment in seinen Sessel zurück, und athmete, gleichsam erdrückt von seinen Erinnerungen, schwer und angstvoll auf. Die Königin saß noch immer mit gesenktem Haupt ihm gegenüber, unbeweglich und still, bezaubert von der Musik seiner Worte, die wie eine Todtenklage ihrer Jugend in ihrem Herzen wiederhallte.

Ich sage Ihnen das Alles nicht, fuhr der König nach einer Pause fort, um vor Ihnen die empfindsame Rolle eines Märtyrers zu spielen, sondern nur, damit Sie begreifen sollen, Madame, wie ich endlich so schwach und zerbrochen sein konnte, um dem Zwang keinen Wiederstand entgegen setzen zu können, um mich endlich dem Willen meines Vaters zu fügen, und nichts mehr zu sein als ein gehorsamer und demüthiger Sohn. Ich kaufte mich frei, Madame, indem ich Sie mit mir in Fesseln schlug. Aber indem ich es that, schwur ich mir, daß diese Fesseln Sie nur so lange binden sollten, bis ich die Macht in Händen hätte, sie

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Oeuvres etc. Tom XVI. pag. 161.

zu lösen. Dieser Moment ist jetzt gekommen, und treu meinem Schwur bin ich hier. Ich weiß daß Sie mich nicht lieben, Madame, nicht lieben können, es fragt sich nur, ob Ihre Aversion und Ihr Haß gegen mich so groß ist, daß Sie durchaus auf einer Trennung bestehen.

Die Königin hatte jetzt ihr Haupt empor gerichtet und sah erstaunt und fragend in das so sanfte, so traurige Antlitz ihres Gemahls. Ihre Blicke begegneten sich, und hafteten fest in einander. Die Königin konnte den Seufzer, der fast einem Schrei glich, nicht mehr in ihrer Brust zurück halten, sie konnte die Thränen, die wie glühendes Feuer sich in ihre Augen drängten, nicht mehr hemmen, und sie stürzten in hellen Bächen über ihre Wangen hin.

Mein Gott, mein Gott, rief sie mit einem schmerzhaften Wehelaut, mein Gott, er fragt, ob ich ihn hasse!

Es war etwas in dem Ton ihrer Stimme, in dem verzweiflungsvollen Aufschrei ihrer Seele, was dem König ihr lang verborgenes, schmerzlich süßes Geheimniß verrathen konnte. Aber vielleicht wußte er es schon, und wollte es nicht verstehen! Vielleicht war es nur in dem Edelmuth und Zartsinn seiner Seele,

daß er die Gleichgültigkeit und Kälte, welche Er gegen seine Gemahlin empfand, als von ihr ausgehend darstellte.

Wie dem auch sei, der König schien ihre Thränen nicht zu bemerken und ihren Aufschrei nicht gehört zu haben. Nein, Madame, sagte er mit einem sanften Lächeln, ich fragte nicht, ob Sie mich hassen, denn ich weiß, daß Ihr edles und echt weibliches Herz dieser wilden Leidenschaft nicht fähig ist. Ich fragte nur, ob Ihre Aversion gegen mich so groß ist, daß sie durchaus eine Scheidung fordert. Ich bitte Sie, mir darauf kurz und entscheidend zu antworten.

Aber Elisabeth Christine war keines Wortes mächtig. Sie schüttelte nur heftig mit dem Haupte und dabei fielen ihre Thränen wie glänzende Sternschnuppen rings um sie her.

Sie willigen also darein, vor der Welt meine Gemahlin zu bleiben? fragte der König. Sie wollen mir das Opfer darbringen, dem Namen nach meine Gemahlin und die Königin von Preußen zu sein? Sie verlangen nicht, daß ich meine Regierung mit der Entschleierung unseres häuslichen Unglücks beginnen und Ihren so edlen, so keuschen und tugendhaften

Namen mit dem meinen dem eklen Gerede und der Verleumdung der Welt Preis geben soll?

Nein, sagte die Königin fieberhaft und hastig, denn sie fürchtete, daß ihre Kraft sie wieder verlassen möchte, nein, ich verlange es nicht. Ich will keine Scheidung!

Ich danke Ihnen für dieses Wort, sagte der König feierlich. Es ist einer Königin werth. Sie fühlen es also mit mir, daß wir Fürsten nicht einmal das Recht haben, das Mißgeschick, welches uns belastet, von uns zu werfen, sondern daß wir es tragen müssen, als ein Kissen, auf dem unsere Krone fester und sicherer ruht! Beneidenswerth sind Diejenigen, welche ihre Leiden klagen und die Wunden ihrer Brust zeigen dürfen. Uns aber ziemt es, uns einzuhüllen in ein königliches keusches Schweigen, und diese elende, kriechende und jammervolle Welt, welche uns beneidet, indem sie uns entgegen jauchzt und uns verwünscht, indem sie uns schmeichelt, nicht ahnen zu lassen, daß auch ein König leiden und Kummer empfinden kann! Ich danke Ihnen, Madame, und von dieser Stunde an werden Sie an mir einen treuen Freund, einen wohlmeinenden, immer zu Ihrem Dienst bereiten Bruder finden! Geben Sie mir die Hand zu diesem

Bunde, der fester, dauernder und heiliger sein wird, als jener von den Pfaffen geschlossene Bund, zu dem unsere Herzen nicht Amen gesagt.

Er reichte ihr die Hand dar, Elisabeth legte langsam und feierlich die ihre hinein. Aber wie er ihre Hand innig und fest in der seinen drückte, zuckte Elisabeth zusammen und ein Schrei entfuhr ihren Lippen. Sie stieß seine Hand zurück und sich hastig in die Kissen des Divans zurücklehnend, brach sie in lautes Weinen aus.

Friedrich ließ ihre Thränen gewähren. Er saß still ihr gegenüber und schaute zu ihr hin mit Blikken inniger Theilnahme. Sie weinen, Madame? fragte er dann nach einer langen, schmerzlichen Pause. Ich ehre Ihre Thränen, und Sie haben wohl ein Recht darauf. Sie beweinen Ihre verlorne Jugend, Ihr unter dem Druck und Zwang der Verhältnisse erkaltetes Herz, Sie beweinen, daß Sie eine Königin sind, und daß wieder die Vernunft Ihr Herz in Fesseln schlägt und Sie hindert, sich frei zu machen, wie es jeder andern Frau, außer einer Fürstin erlaubt sein würde. Weinen Sie also, Madame, ich kann Ihre Thränen nicht trocknen, denn gleich Ihnen bin ich betrogen um das Glück, gleich Ihnen bin ich mir sehr wohl des

Opfers bewußt, das wir Beide unſerm Königlichen Stande darbringen. Ah, Madame, wären wir nur Menſchen, wie Andere es ſind, wären wir nicht Preußens Herrſcher, ſondern nur Preußens Unterthanen, ſo würden wir jetzt ſehr glücklich ſein, denn unſer eigenes Unglück fühlend, und bemüht es meinen Unterthanen zu erſparen, habe ich die Eheſcheidungen erleichtert. Es war eine indirekte Huldigung, Madame, die ich Ihrem Unglück darbrachte!

Die Königin richtete ſich aus ihrer liegenden Stellung wieder empor, und ſah mit einem traurigen und ſchmerzvollen Lächeln zu dem König hinüber. Ich danke Ihnen, Majeſtät, ſagte ſie leiſe. Es iſt ſehr edel von Ihnen, Andern das Mißgeſchick zu erleichtern, welches Sie ſelber zu erdulden entſchloſſen ſind.

Ach, Madame, rief der König lächelnd, Sie vergeſſen, daß ich eine edle Freundin und Schweſter, daß ich Sie neben mir habe, welche mir dies Mißgeſchick tragen hilft. Und dann, Madame, gedenken Sie auch, daß wir Beide nicht ganz in die Kategorie der unglücklichen Eheleute gehören. Wir lieben uns nicht, und verabſcheuen uns nicht, wir ſind nur Geſchwiſter, welche freilich nicht durch das Blut, ſondern nur durch Prieſterwort mit einander verbunden ſind.

Aber fürchten Sie nichts, Madame, ich werde dennoch in Ihnen immer nur meine Schwester sehen, und ich verspreche Ihnen, daß ich niemals die Scheidewand durchbrechen will, deren Heilighaltung Ihre Tugend und Ehrbarkeit von mir zu fordern berechtigt ist!

Ich glaube es Ihnen, murmelte die Königin, tief erröthend und innerlich beschämt über dieses reizende, coquette Negligée, in welchem sie den König empfangen hatte. —

Wir werden der Welt gegenüber vermählt bleiben, fuhr der König fort, aber ich verspreche Ihnen, daß diese Fessel Sie so wenig als möglich drücken soll, und daß ich stets bemüht sein werde, Sie in Ihrem Privatleben so selten als möglich daran zu erinnern, daß Sie leider nicht frei, sondern meine Gemahlin sind. Wenn der Act der Huldigung, den ich Sie bitten muß, noch an meiner Seite zu erdulden, vorüber ist, dann werden Sie, so viel es möglich ist, ganz frei und selbstständig sein! Ich werde Ihnen Ihren besondern Hofstaat geben. Sie werden für den Winter und den Sommer Ihre besondern Häuser haben, in denen Sie residiren, und niemals werde ich mir erlauben, Sie in denselben zu belästigen.

Ich werde Sie dann also niemals mehr sehen!

sagte die Königin mit jener stoischen, resignirten Ruhe, wie sie zuweilen durch das Uebermaß des Schmerzes erzeugt wird.

Oh, ich bitte, Madame, mir zuweilen, wo es die Etiquette erfordert, das Zusammensein mit Ihnen zu gestatten, aber ich werde stets Sorge tragen, daß dieses Zusammentreffen alsdann immer nur auf officiellem und neutralem Boden, und niemals in unsern Privat-Häusern stattfindet. Ich werde niemals ohne Ihre Erlaubniß in Ihr Haus kommen, und auch nur an besonders festlichen Tagen, an Ihrem Geburtstag zum Beispiel, um diese Erlaubniß bitten. Sie werden mir diese dann nicht versagen, hoffe ich.

Nein, ich werde sie Ihnen nicht versagen, wiederholte die Königin, ihren Gemahl mit einem schmerzlichen wehmuthsvollen Blicke ansehend. Aber Friedrich sah diesen Blick nicht, oder wollte ihn nicht sehen.

Ich bitte Sie, sagte er lächelnd, daß Sie mir heute erlauben, Ihnen zur Erinnerung an diese Stunde, welche Ihnen einen treuen Bruder, mir eine edle Schwester gegeben hat, ein kleines Geschenk machen zu dürfen, und das Lustschloß Schönhausen von mir als Morgengabe unseres neuen Freundschaftsbundes annehmen zu wollen! Ich habe es zu Ihrer Sommerre-

sidenz herrichten und ausschmücken lassen, und Sie können, wenn es Ihnen gefällig ist, gleich nach der Huldigung sich dort für den Sommer niederlassen!

Ich danke Ihnen, sagte Elisabeth Christine so leise, daß ihr Gemahl sie kaum verstand. Ich danke Ihnen. Am Tage nach der Huldigung werde ich dorthin gehen. — Ein Seufzer, ähnlich einem Schluchzen, rang sich aus ihrer Brust hervor. Sie neigte wieder ihr Haupt auf ihre Brust, und saß still und unbeweglich da.

Der König heftete seine klaren, durchdringenden Blicke mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf diese Frau, welche da so demuthsvoll und ergeben ihm gegenüber saß, und mit so heroischer Resignation ihr freudloses und düsteres Schicksal annahm.

Er hatte Mitleid mit ihrem stummen Schmerz, er wollte einen Sonnenstrahl in ihre düstere Zukunft werfen, und mit einem Schimmer von Glück ihr Herz erwärmen.

Wohl, sagte er, gehen Sie immerhin nach Schönhausen, während ich incognito eine kleine Lustreise unternehmen will. Aber wenn ich von derselben zurückkehre wünsche ich einige Wochen in Rheinsberg, im Kreise meiner Familie zuzubringen, und es versteht sich

von selbst, daß Sie, Madame, vor allen Dingen zu meiner Familie gehören. Ich bitte Sie also, dann mich nach Rheinsberg begleiten zu wollen.

Elisabeth richtete sich empor, und ein so köstliches, so strahlendes Lächeln verklärte ihr Angesicht, daß selbst der König es sah, und ihre Schönheit bewunderte. Sie reichte ihm ihre beiden Hände hin, und grüßte ihn mit einem innigen Liebesblick, aber ihre zitternden Lippen sträubten sich die Worte auszusprechen, die aus dem Grunde ihres Herzens emporstiegen.

Der König stand auf. Ich darf Sie nicht länger Ihrer Ruhe und Ihres Schlafes berauben, und auch ich bedarf der Ruhe. Wir müssen uns Beide für unser Land und unser Volk gesund und kräftig erhalten, denn Beide haben wir eine große Aufgabe zu erfüllen! Sie werden die heilbringende Trösterin der Unglücklichen und der Leidenden sein, Sie werden Segen um sich verbreiten, und Segen erndten, Sie werden allen Frauen voranleuchten als ein Musterbild der Tugend, des Edelsinns und der Weiblichkeit, Sie werden durch Ihr Beispiel Preußens Männern tugendhafte und hochherzige Frauen, und Preußens Söhnen edle und großsinnige Mütter geben! Ich aber, fuhr der König fort, und ein Strahl von Begeisterung durch-

leuchtete sein edles und schönes Angesicht, ich werde mein Volk groß machen, ich werde es hineinrücken und ihm eine Stelle geben in dem Conseil der weltbestimmenden Völker, ich werde mein Preußen groß, in sich stark, unabhängig und mächtig machen! Ich werde machen, daß man meinen Namen mit goldenen Lettern in den Büchern der Geschichte verzeichnet. Da mich das Schicksal einmal dazu bestimmt hat, König zu sein, da es mir nicht erlaubt hat, in eingefriedigter Genügsamkeit und philosophischer Ruhe, wie andere beglückte Sterbliche zu leben, so will ich meine Aufgabe redlich und treu und zu meinem eignen Ruhme erfüllen. Sie werden Preußens Segen und Trost spendender Engel, ich werde Preußens landvergrößender, Wohlstand verbreitender König sein! — Leben Sie wohl, Elisabeth! Wir werden uns selten auf unsern Wegen begegnen, aber wenn ich so glücklich wäre an ein Jenseits zu glauben, und Ihre edle und schöne Seele könnte mich fast dazu verleiten, so würde ich sagen: Dort oben werden wir uns vielleicht öfter sehen, und uns besser verstehen. Beten Sie für mich zu Gott. Ich glaube an Gott und an die Kraft des Gebetes der Guten und Frommen. Leben Sie wohl!

Er verneigte sich tief vor ihr. Er sah nicht

die tödtliche Bläſſe der Königin, nicht das convulſiviſche Zittern, welches ihre ganze Geſtalt durchſchauerte. Er ſah nicht, wie ſie, als er ſich von ihr gewandt hatte, und der Thür zuſchritt, ganz mechaniſch, gar nicht wiſſend was ſie that, die Arme nach ihm ausſtreckte, und mit einem flehenden Klageton ſeinen Namen flüſterte. Er beflügelte nur ſeine Schritte, und ohne ſich nur ein einziges Mal nach ihr umzuwenden, verließ er das Gemach. Draußen aber vor der Thür ſtand er einen Augenblick ſtill und athmete hoch auf, wie von einer drückenden Laſt befreit.

Arme Frau. Beklagenswerthe Königin! flüſterte er, indem er langſam in ſeine Gemächer zurückkehrte. Aber was beklage ich ſie? Iſt nicht ihr Loos das meine, und das aller Fürſten? Ein glänzendes Elend! Weiter nichts!

Wenige Minuten ſpäter rollte wieder ein Wagen über den Schloßhof hin. Es war der König, welcher in ſeine Sommerreſidenz Charlottenburg zurückkehrte.

Die Königin, welche weinend und ſchluchzend auf ihren Knieen lag, hörte ſeinen davonrollenden Wagen. Fort, er iſt fort, rief ſie mit einem lauten Schmerzensſchrei. Er hat mich verlaſſen, und jetzt bin ich nichts mehr, als ein armes beklagenswerthes, verſt

Weib! Oh, Jammer Jammer über mich! Er hat mich verschmäht, und ich — ich liebe ihn!

Und sie rang die Hände zu Gott empor, und weinte und klagte laut. Dann wieder ward sie still und betete, bis ein neuer Krampf des verzweiflungsvollen Schmerzes sie wieder aus ihrer frommen Ruhe emporrüttelte, um sie auf's neue in Thränen und Jammer und hoffnungsloser Pein umherzujagen. — Ihre Seele, welche so lange gelitten, so lange schweigend geduldet, bäumte sich noch einmal empor gegen die Ketten des niederdrückenden, verzehrenden Unglücks, ihre Jugend schlug noch einmal ihre von Thränen gerötheten Augen auf, und begehrte mit herzzerreißendem Wehelaut auch für sich ein wenig von dem Glück, der Freude und dem Genuß des Lebens, welches der Menschheit verheißen ist. Eine stolze und ihres Werthes sich bewußte Königin, sträubte sie sich die Gefangene des tyrannischen Unglücks zu sein, und hindurch zu gehen unter dem demüthigenden Joch.

Aber endlich ward sie still, endlich nahm sie ihr Geschick an, und beugte ihr Haupt in Demuth und Geduld. Der Morgen dämmerte schon herauf als Elisabeth Christine sich bleich, zitternd und resignirt von Knieen erhob.

Soffri e taci! sagte sie mit einem herzzerreißenden Lächeln. Es ist der Wahlspruch seiner Jugend gewesen, und wird jetzt der Wahlspruch meines ganzen Lebens sein! Soffri e taci! Oh welch ein trauriges, thränenreiches und großes Wort das ist, demüthig und stolz zugleich! Oh Friedrich, Friedrich, warum mußtest Du zu solcher Qual mich verdammen, warum hat Dein Herz kein Mitleid mit mir, kein Erbarmen mit meiner Liebe! Aber nein, nein, rief sie heftig, ich will nicht mehr weinen. Er soll mich nicht verachten, mich nicht kleinlich nennen können. Ich habe mein Geschick angenommen, ich will es tragen, wie es einer Königin geziemt! Schweig also, mein Herz und sei stille, soffri e taci!

VIII.

Der Huldigungstag.

Ganz Berlin war voll Jubel und Luft. Ueberall sah man wohlgeputzte Leute, fröhliche Gesichter, und blumenbekränzte Häuser und Straßen. Es war heute das Huldigungsfest des jungen Königs, die Bürger von Berlin sollten Friedrich den Eid der Treue und des Gehorsams leisten, der Adel und die Beamten ihm als König huldigen. Alles strömte dem Schlosse zu, Jeder war begierig den König zu sehen, wenn er im Krönungsornat hinaustrat auf den Balcon, um das Volk zu grüßen, an seiner Seite die Königin, die schöne junge Frau mit dem sanften Lächeln und der klaren wolkenlosen Stirn, Jeder wollte die reichen Equipagen der zu Hofe fahrenden Edelleute und hohen Beamten bewundern, und wenn möglich eine der Münzen aufsammeln, welche, dem alten Brauch gemäß, zu diesem

Tage geprägt und unter das Volk ausgeschüttet werden mußten.

Kopf an Kopf gedrängt stand das Volk auf dem Schloßplatz, und schaute hinüber nach dem Balcon, auf welchem der König erscheinen sollte, und drängte sich hastig die Stufen des zwischen der Brüder- und Breitenstraße belegenen Doms hinauf, um von dort aus Alles besser überschauen, besser beobachten zu können.*) Die Fenster der Häuser rings umher waren besetzt mit schönen geputzten Frauen, die in ihren Händen duftende Blumensträuße hielten, um dem jungen angebeteten Monarchen damit entgegen zu winken, wenn er auf dem Balcon erschiene. Die Dächer sogar waren abgedeckt und man sah dort im fröhlichem Gedränge lustige Schaaren beherzter Knaben und neugieriger Bürschen auf dem Lattenwerke hin- und herklettern, während unten auf dem ganzen großen Raum die Männer und Greise, die Weiber und Kinder standen Kopf an Kopf gedrängt, und von oben anzuschauen wie ein schwarzes, wogendes Meer. —

Alles war Freude, Jubel und Lust! Jeder sehnte

---

*) Der dort befindliche alte Dom ward im Jahre 1747 abgetragen. S. König. Vol. 5. Bd. 2.

sich, den König mit freudigen Jubelrufen zu grüßen, den König, welcher in den kurzen Wochen seiner Regierung schon so Vieles gethan, so viel Segen und Wohlthaten über sein Volk ausgeschüttet hatte, der die Kornspeicher geöffnet, die Zölle verringert, die Tortur abgeschafft, die Ehescheidungen erleichtert, und endlich den kirchlichen Zwang aufgehoben hatte, der den Priestern erlaubte in den Evangelisch-Lutherischen Kirchen die sonst üblichen alten Gebräuche, die Meßgewänder und geschmückten Altäre, die Ohrenbeichten und Messen, welches Alles Friedrich Wilhelm mit so unerbittlicher Strenge verboten hatte, wieder aufzunehmen; der die verbannten und mit Schmach und Schande aus Preußen verjagten Religionssecten wieder zurück rief und jedem seiner Unterthanen erlaubte, auf seine Façon selig zu werden, indem er aber zugleich der Willkür und Tyrannei des Priesterthums ein Ziel setzte, und die von den Geistlichen auferlegten Strafen untersagte.

Jedermann wollte diesen großsinnigen hochherzigen König begrüßen, der, selber ein Dichter und Philosoph, den Dichtern und Philosophen in seinen Landen Ehre und Ansehen verlieh, der den berühmten Philosophen Wolf, welchen Friedrich Wilhelm verbannt hatte, wieder nach Halle zurück berief, die unter Staub und

Schutt begrabene Akademie der Wissenschaften wieder zum Leben erweckte, und Gelehrte von nah und fern an dieselbe berief, der endlich Berlin zwei Zeitungen gegeben, und befohlen hatte, in denselben mit Freiheit und Furchtlosigkeit die innern Verhältnisse des Vaterlandes zu besprechen. Das Alles hatte Friedrich schon gethan in den kurzen Wochen seines Königsthums, uud wie viel noch durfte man von ihm hoffen, was würde er, welcher den Glanz liebte und die Pracht, wie würde er der Industrie nicht förderlich sein, und dem Luxus, wie viel Geld würde nicht durch ihn und seinen Hof den Gewerbtreibenden zugeführt werden, und welch ein glänzendes, prachtvolles, schwelgerisches und üppiges Leben mußte nicht durch diesen jungen, lebenslustigen und glänzenden König im ganzen Lande Mode werden, zum Vortheil der Fabrikanten, der Handwerker und Arbeitenden.

Aber nicht blos das Volk da unten auf dem Platz, auf den Dächern und in den Fenstern hoffte auf den König und träumte von einem goldenen Zeitalter, auch der Adel und die hohen Beamten, welche die Säle des Schlosses erfüllten, waren voll Hoffnung und stolzer Freude und sahen nur eine Zukunft voll berauschender, üppiger Hoffeste, voll Glanz und Pracht

vor sich. Die nüchternen, langweiligen und geizigen Hoffeste Friedrich Wilhelms sollten jetzt in die glänzenden Märchen aus Tausend und Eine Nacht sich verwandeln. Wer konnte das besser wissen, als Pöllnitz, der Ober-Ceremonienmeister und Ober-Kammerherr, der mit den Arrangements aller Hoffestlichkeiten beauftragt war, und die Macht hatte Alles nach seinem Willen und Belieben zu veranstalten und anzuordnen. Niemand verstand es so gut, als Pöllnitz, glänzende und prachtvolle Feste zu veranstalten, und das Geld mit vollen Händen auszustreuen. Und Pöllnitz wollte jetzt sein großes Ideal zur Wahrheit werden lassen, und das Bild, welches er einst dem vorigen Könige entworfen hatte von einem noblen Cavalier, das Bild sollte jetzt in dem jungen König sich verwirklichen. Pöllnitz wollte der Welt zeigen, daß nicht nur der Hof von Frankreich feenhafte Feste veranstalten und prunken könne mit seiner verschwenderischen Pracht, sondern daß man auch in Preußen es verstände phantastische, großartige und prunkvolle Festlichkeiten anzuordnen und mit nobler Sorglosigkeit Millionen zu verprassen.

Der König hatte Pöllnitz dazu die Macht gegeben, und Pöllnitz war entschlossen, sie zu gebrauchen. Er sann und träumte nur von den Festlichkeiten, welche

jetzt, da die Zeit der tiefen Hoftrauer überstanden war, beginnen sollten, er entwarf in seinem Kopf die fabelhaftesten und großartigsten Pläne, die jetzt zur Ausführung kommen sollten; er ließ jeden Tag in seinen Gedanken alle die schönen Frauen des Hofes die Revue passiren und suchte unter ihnen die verführerische Schönheit, welche das Herz des jungen Königs bezaubern und ihn in die goldenen Netze des Vergnügens und der Ueppigkeit hinein ziehen könnte, die Pöllnitz so rastlos und eifrig für ihn zu weben bemüht war. — Der König liebte seine Gemahlin nicht, das war das laute Geheimniß des ganzen Hofes. Aber wer war sie, wie hieß sie, welcher der junge feurige Mann sein Herz und seine Liebe zuwenden würde? Das war es, was Pöllnitz wissen, worauf er das stolze Gebäude seiner ehrgeizigen Wünsche und Träume begründen mußte. Er rief daher alle diejenigen Frauen, welche jemals in irgend einem, wenn auch noch so entfernten Verhältniß zu dem Kronprinzen gestanden, seinem Gedächtniß zurück und beschloß, keine von ihnen unbeachtet zu lassen, Alle zu prüfen, um berechnen zu können, inwiefern sie auf den König jetzt noch von Einfluß sein könnten. Da war die junge schöne Frau von Wreeche, die im Verein mit ihrem Gemahl und ihren

Geschwistern dem in Küstrin gefangenen Kronprinzen so viele Beweise der aufopfernden Liebe und Anhänglichkeit gegeben, und welche, wie alle Welt wußte, der Kronprinz mit der glühendsten, schrankenlosesten Leidenschaft geliebt hatte. Und Frau von Wreeche war noch immer jung, noch immer schön und bezaubernd, es kam also vielleicht nur darauf an, sie wieder in nähere Berührung mit dem König zu bringen, um die alte Liebe wieder zu erwecken. Da war Frau von Morien, le tourbillon, welche den Kronprinzen so oft erheitert und belustigt, der er in den letzten Zeiten seines Kronprinzenthums offenbar eine tiefere und glühendere Neigung zugewandt hatte. Sie war freilich seit Friedrich's Thronbesteigung von ihm ganz unbeachtet gelassen, und nicht ein einziges Mal war die schöne Frau von Morien seitdem zu Hofe geladen worden! War das ein Opfer, welches Friedrich seiner Gemahlin zur Sühne jenes Ereignisses in Rheinsberg darbrachte, oder war diese Neigung schon wieder erkaltet, oder endlich war es nur eine von der Klugheit und Etiquette gebotene Zurückhaltung, daß der König in dieser Zeit der tiefsten Hoftrauer, wo er getrennt von seiner Gemahlin in Charlottenburg und Potsdam lebte, keine Damen zu sich eingeladen, und in tiefster

Stille und Zurückgezogenheit gelebt hatte? — Da war endlich Doris Ritter, dieses arme junge Mädchen, das um des Prinzen willen mit Schmach und Schande belastet durch die Straßen von Berlin gepeitscht worden, und deren einziges Verbrechen darin bestanden hatte, daß sie des jungen Kronprinzen erste Liebe gewesen. Würde der Kronprinz jetzt, da er König, da er frei war, ihrer nicht gedenken und sie, welche für ihn gelitten, für ihr Unglück, ihr Leiden und ihre Schande belohnen? Konnte Doris Ritter nicht jetzt wieder zu Macht und Ansehen gelangen, konnte ihre Schmach nicht jetzt in eine Krone des Märtyrerthums sich verwandeln und man nicht versucht sein, Diejenige als eine Heilige anzubeten, welche auf schmachvolle Weise unverschuldete Entehrung erduldet hatte?

Pöllnitz hatte beschlossen, vor allen Dingen auf Doris Ritter sein Augenmerk zu richten, nach ihr zu forschen und sie aufzusuchen und sie hervorzuziehen aus ihrem Exil und ihrer Erniedrigung, wenn nämlich der König den andern beiden Damen sich kalt und theilnahmlos erweisen würde.

Aber leider bot der Huldigungstag auch noch keine Gelegenheit dar, dies zu erforschen. Vergeblich hatte Pöllnitz gehofft, die Zeit der Festlichkeiten und

der Vergnügungen mit diesem Tage beginnen zu sehen, vergeblich hatte er dem König vorgeschlagen, an dem Abend dieses Tages im Königlichen Schlosse ein glänzendes Ballfest zu geben, zu welchem der Adel mit seinen Damen geladen werden sollte. Der König hatte es abgelehnt. Dies soll und darf kein Tag der Freude für mich sein, hatte er gesagt, denn es ist nicht bloß mein Huldigungstag, sondern ein neuer Todestag meines Vaters, der sterben mußte, damit man seinem Nachfolger huldigen könne. Es sind traurige Erinnerungen und schwere Pflichten, welche dieser Tag mir bringt, ich will ihm daher auch nicht äußerlich den Anschein der Freude geben lassen. Auch schonen Sie an demselben Ihre reiche und geldsprudelnde Phantasie, Herr Kammerherr von Pöllnitz, und wollen Sie mir nicht meinen Thronsaal mit märchenhaftem, orientalischem Prunk verkleistern. Ich bin kein Harun Al Raschid, sondern ein deutscher Fürst, und die schwelgerische Ueppigkeit des Orients muß an dem Hofe eines europäischen Fürsten immer nur incognito und in den petites maisons berechtigt sein, niemals aber officiell erscheinen dürfen. Der Huldigungstag aber ist durchaus officiell, wir wollen ihn daher auch ganz

nüchtern und prunklos begehen, und Herr von Pöllnitz soll gar nichts damit zu schaffen haben.

Demzufolge hatte Pöllnitz gar keinen Einfluß ausüben dürfen und das Arrangement des Thronsaals war von dem König unmittelbar dem Schloßcastellan selber übertragen und befohlen worden.

Der Herr Ober-Kammerher hatte also gar keine Verantwortung, er konnte also mit verächtlichem Achselzucken diesen Saal beobachten, er konnte mit freudigem Stolze sich gestehen, daß er nie und nimmer in ein solches Arrangement gewilligt, nie seinen Namen zu so ärmlicher Veranstaltung würde hergegeben haben.

Wie einfach und schmucklos dieser Saal anzuschauen war. Da waren keine goldblitzenden Meubles, keine Kunstschätze, da waren nur kahle Wände, nur verbleichte Seidenvorhänge vor den Fenstern, weiter nichts. Und da drüben an der Hauptwand des Saals, diese schwarze, unscheinbare Masse, wie, ist das wirklich ein Thron, der Thron eines Königs? Ein langer schmaler Fußtritt von drei Stufen, überdeckt mit einer schwarzen Decke, und auf demselben ein alter Lehnstuhl, dessen schwarzseidener Ueberzug hier und dort die Spuren des Alters und der Zerrissenheit an sich trägt und über dem als Baldachin ausgespannt ein Stück

schwarzen Tuches, das wie eine riesengroße Krähe mit ausgespannten Flügeln anzuschauen war?*) Das ist der Thron, auf welchem ein König die ersten Huldigungen seines Adels entgegennehmen will? Ein verächtliches, spöttisches Lächeln stand noch auf Pöllnitzen Lippen, als die Thüre jenseits sich öffnete und der König, gefolgt von seinen drei Brüdern und den Königlichen Prinzen in den großen Saal trat.

Pöllnitz konnte kaum einen Schrei der Ueberraschung, des Entsetzens zurückhalten. Der König trug weder den hermelinbesetzten Königsmantel, noch die Krone, er hatte auch nicht die reichgestickten seidenen Gewänder angelegt, die er sonst doch bei den Hoffesten zu tragen pflegte, er war ganz einfach, ganz prunklos in die Uniform seines Garde-Regiments gekleidet, und nichts an ihm, selbst nicht der Stern auf der Brust, unterschied ihn von den übrigen Generalen und Stabsofficieren, die ihn umgaben. Und doch, wie er auf diesem ärmlichen Thron stand, hinter ihm seine drei Brüder, zu beiden Seiten des Thrones die Prinzen und Generale, wie er da stand, allein, hochaufgerichtet, da war doch Niemand, der ihm glich, Niemand, der ihm an die

---

*) Preuß. Friedrich d. Gr. Jugend ꝛc. pag. 389.

Seite zu stellen gewesen. Sein Antlitz leuchtete von einer höhern Majestät, als je die blitzende Königskrone sie zu verleihen vermag, ein erhabenes, ein göttliches Feuer flammte aus seinen klaren, durchdringenden Augen, deren durchbohrende, nervendurchzuckende Blicke Niemand zu ertragen vermochte. Stolze und kühne Gedanken standen auf seiner unergründlichen, wunderbaren Stirn und ein unaussprechlicher Zauber der Grazie und Güte umspielte seinen feinen, edelgeformten Mund. — Wie unscheinbar auch seine Kleidung sein mochte, wie ärmlich und schmucklos der Thron, auf welchem er stand, Friedrich war immer doch der König, der nicht bloß von Jugend, Schönheit und Anmuth strahlende, sondern über alle Andere hervorragend durch die Kraft und Größe seines Geistes, durch die Erhabenheit und Kühnheit seines Willens! Für ihn bedurfte es nicht des Purpurmantels und des Sternes auf der Brust, Gott hatte ihn gezeichnet mit dem höheren Königsschmucke erhabener Königlicher Gedanken, und der Stern, welcher seinem Kleide mangelte, leuchtete himmlischer und heller in seinen Augen.

Und wie sein Blick umherflammte durch den Saal und die Versammelten musterte, da senkte Jeder betroffen und unwillkührlich erschauernd, vor ihm das

Haupt und Jeder fühlte, daß der Mann mit diesem Blick und diesem Angesicht sein König und sein Herrscher sei, und beugte sich vor ihm in Gehorsam und Demuth.

Kaum hörte man auf die feierliche Rede des Staatsministers von Arnim, kaum achtete man auf die Erwiderung des Kammergerichtspräsidenten von Görne. Was diese Beide mit langen und schönen Worten gesprochen und auseinandergesetzt, das hatte der König Alles schon zuvor mit einem Blick gesagt. Mehr als Herr von Arnim und Herr von Görne hatte der König gesprochen, obwohl er schwieg. Sein feuriger, stolzer, siegreicher Blick hatte Jedem in's Herz geflammt, zu Jedem gesagt: „Ich bin Dein König und Dein Gebieter! Vor mir soll sich Deine Seele beugen und mir huldigen und mir den Eid der Treue schwören!“ — Und sie hatten sich Alle vor ihm gebeugt, nicht weil der Zufall ihn zu dem Erben eines Thrones gemacht, sondern weil sie die Ueberlegenheit seines Geistes anerkennen mußten.

Mit freudigem und vollem Herzen, einstimmig, laut und jubelnd, sprachen sie Alle, Männer, Jünglinge und Greise, den Eid der Treue. Der König stand auf seinem armseligen Thron und hörte ihnen zu,

unbeweglich, ehernfest, keine Muskel seines Gesichtes zuckte, keine Miene verrieth innere Genugthuung, Stolz oder Freude. Gleichgültig und hoheitsvoll und unnahbar war er anzuschauen, die Huldigung empfangend nicht mit eines Menschen Hochmuth und Eitelkeit, sondern mit der Ruhe eines Weisen, der entgegennimmt, was ihm gebührt, aber nicht verblendet von dem Glanz der Gabe.

Der Huldigungsact war zu Ende, der König stieg die drei Stufen wieder herab und jetzt verklärte ein gütevolles, mildes Lächeln sein Angesicht, jetzt winkte er seinen Brüdern und seinem Gefolge; die Kammerherren stürzten herbei und öffneten die Thüren, die nach dem Balkon führten und trugen die mit goldenen und silbernen Münzen angefüllten Schaalen hinaus. — Und nun erzitterte die Luft von einem lauten, ungeheuren Jubelgeschrei — der König war auf den Balkon getreten und dicht an die Brüstung vorschreitend, hatte er mit erhobener Hand und freundlichem Winken das Volk gegrüßt.

Jetzt zum ersten Male an diesem Tage strahlte das Angesicht des Königs von Befriedigung und Freude, wie ein heiliger Orgelgesang war der Jubel des Volkes zu ihm emporgerauscht und hatte sein Herz an-

dächtig, fromm und dankbar gemacht. Er nahm die Hand des neben ihm stehenden Prinzen August Wilhelm und sein Auge schwamm in Thränen, seine Stimme zitterte, als er leise und tiefbewegt zu ihm sagte: Sieh! Diese Alle sind meine Kinder und sie fordern von ihrem Vater, daß er sie liebe, sie beschütze, sie groß und glücklich mache!

Und wieder winkte er grüßend mit der Hand, und wieder schrie das Volk seine Liebe und seine Hoffnungen in einem einstimmigen Jubelruf empor zu seinem König, der jetzt aus den dargereichten Schaalen einige Gold- und Silber-Münzen nahm und sie hinunter warf, unter die Menge. Ein lustiges Wirren und Durcheinanderwälzen begann jetzt da unten, Jeder wollte eine dieser Münzen haben, welche der König selber ausgeworfen, man achtete kaum darauf, daß auch die Prinzen jetzt ganze Hände voll Münzen hinunterstreuten, sie waren werthlos und nichts bedeutend, so lange es sich noch um eine der von des Königs Hand berührten Münzen handelte. Friedrich sah das Gewirre und sein zartfühlendes Herz begriff und verstand diesen Zartsinn des Volkes vollkommen. Er nahm wieder eine Hand voll Gold- und Silber-Münzen und streute sie wieder langsam hinunter.

Und wie jetzt diese Münzen fielen, drängte wieder Alles zu jenem Punkte hin und Männer, Greise und Knaben wälzten sich durcheinander, um sich dieses Andenken der Königlichen Huld aus den Händen zu ringen. Sogar ein Weib stürzte sich kühn und entschlossen hinein in das Gewirre. Sie hatte unbeweglich gestanden und zu dem Balkon hinübergeschaut, sie hatte mit stolzer Verachtung die silbernen und goldenen Münzen, welche, von den Prinzen geworfen, gerade auf ihre Schultern, ihren Kopf gefallen waren, von sich abgeschüttelt, ohne sie nur der Berührung werth zu halten, jetzt aber, wie der König abermals Münzen hinabwarf, jetzt war sie mit flammenden Blicken vorgestürzt, sich mit leidenschaftlicher Gewalt vorwärtsdrängend, die Hand ausstreckend und mit lauter Stimme flehend: Gebt mir eine dieser Münzen, nur eine silberne! Gebt sie mir zum Angedenken! Und plötzlich entstand ein seltsames Murmeln und Flüstern unter Denen, welche dem Weibe zunächst standen. Man sah sie an, man murmelte einander einige Worte in's Ohr, man wich scheu und erschrocken vor ihr zurück, als fürchte man die Berührung dieser Frau, die erst so demüthig und dringend gebeten, und jetzt mit ineinandergeschlagenen Armen, mit finster gerunzelter

Stirn und einem spöttischen Lächeln um die zusammengepreßten Lippen in der Mitte dieses kleinen Kreises stand, der sie von der übrigen Menge schied.

Sie ist es. Ja, sie ist es! flüsterte man.

Sie ist gekommen den König zu sehen, um den sie so viel gelitten hat!

Sie ist nur um Seinetwillen mit Schmach und Schande belastet, sie ist ausgestoßen von den Ehrlichen und Reinen, und doch mischt sie sich unter uns und kommt hieher den König zu sehen! sagte eine rauhe, mitleidslose Stimme.

Sie ist entehrt worden, sagte eine andere, aber wir wissen doch, daß sie unschuldig ist, und wenn sie auch ausgestoßen und verhöhnt ist, so dürfen wir doch Mitleid mit ihr haben. Auch hat sie wohl ein Recht auf eine dieser Münzen, welche die Hand des Königs berührt hat!

Der, welcher so gesprochen, trat jetzt näher zu ihr heran und reichte ihr eine goldene und eine silb Münze dar.

Da, arme, unglückliche Frau, nehmt diese M und mögen sie Euch eine bessere und schöner verkünden!

Das arme Weib sah mit festem, thrän

Blick in das gutmüthige, gerührte Antlitz des wackern Bürgersmannes. Nein, sagte sie, für mich giebt es keine bessere Zeit, sondern immer nur Schande und Elend! Aber ich danke Euch für Euer Mitleid und für Eure Güte, und nehme diese silberne Münze von Euch an, zum Angedenken dieses Tages und dieser Stunde!

Sie nahm die Münze und verbarg sie in ihrer Kleidertasche. Dann durchschritt sie stolz den Kreis, der sich um sie gebildet, und verlor sich im Gedränge. Die Wogen des Volks schlugen wieder über ihr zusammen, und Niemand achtete mehr auf sie, Jeder blickte empor zu dem Balcon, wo der König mit seinem glänzenden Gefolge stand.

Niemand da oben hatte diese kleine Scene bemerkt, welche sich unten unter dem Volke zugetragen, Niemand hatte Achtung gegeben auf dieses Weib, welches jetzt sich Bahn gemacht hatte durch die Menge bis zu dem alten Dome hin, dessen Stufen sie erstiegen hatte und jetzt, an eine der Säulen des Portals gelehnt, hinüber schaute zu dem Balcon, auf welchem der König stand.

Die Münzen waren jetzt alle hinabgestreut, der König hatte sich genugsam seinem Volke gezeigt, er

mußte, der Etiquette gemäß, jetzt den Balcon verlassen und zurückkehren in den großen Saal, um die große Tournée zu machen und denen vom Adel und dem hohen Beamtenstande, welche dort versammelt waren, einige freundliche und huldreiche Worte zu sagen.

Aber der König blieb. Er hatte den Prinzen und seinem Gefolge einen Wink gegeben, den Balcon zu verlassen, sie waren Alle wieder hinein gegangen in den großen Saal, — der König allein war geblieben. *)

Er stand, die Arme aufgelehnt auf die Balustrade des Balcons und schaute tiefsinnend und gedankenvoll hinunter auf dieses schwarze Meer, welches da unten wogte und rauschte und welches nicht eine todte, nur vom Winde bewegte Masse war, sondern ein lebendiges Etwas, ein Volk, das einen Mund hatte, um zu segnen oder zu fluchen, ein Herz um zu lieben, oder zu hassen, eine Seele, um das Gute oder das Böse, welches man ihm anthun möchte, zu verstehen, zu verdammen und zu preisen, und dessen Lippen für den König der Mund der Geschichte sind, der das

---

*) Biester, Neue Berliner Monatsschrift. 1804. Bd. 12, Seite 10.

Wort des Ruhmes oder der ewigen Schande auszusprechen hat. Alle diese Menschen da unten, welche zu ihm empor schauten mit flehenden und liebenden Blicken, sie forderten von ihm so Geringes, ein wenig Schatten, um darin auszuruhen von ihrer Arbeit, ein wenig Gerechtigkeit und Schutz, um unter der Mühsal und Bedürftigkeit ihres Lebens unbeängstigt und in Frieden zu existiren, ein wenig Erbarmen für ihre Noth, ein wenig Nachsicht für ihre Schwäche und Thorheit. Aber Er, was forderte nicht der König von seinem Volke! So Großes, so Unermeßliches, welches kein einzelner Mensch, so erhaben und mächtig er immer sein mochte, welches nur Millionen von Menschen, welches nur ein Volk, sein Volk seinem König zu geben vermag! Er forderte von seinem Volke Ruhm und Ehre, den Lorbeer des Helden und den Eichenkranz des Vaters seines Volkes! Er wollte sein Volk stark machen und gesund, aber sein Volk sollte ihn groß machen und berühmt, es sollte die heilige Tuba sein, welche seines Königs Namen durch alle Länder und durch alle Zeiten und Jahrhunderte ausjauchzte und zu den Ohren aller Völker und aller Zeiten den Namen Friedrichs des Zweiten hintrüge.

Das waren die Gedanken des Königs, als er,

allein, tiefernst und sinnend auf dem Balcon stand und hinunter starrte auf das wogende Meer seines Volkes. Oft auch glitt sein Blick hinüber zu dem Dom und so oft das geschah, schauderte das Weib, welches da drüben an einer der Säulen lehnte, in sich zusammen und eine tödtliche Bläße bedeckte ihre Wangen und ihre zitternden Lippen. Der König aber sah sie nicht, sein Blick war arglos, unbeachtend, er sah nichts von der Außenwelt, denn sein Auge war nach innen gekehrt und schaute in sein eigenes Herz, sein eigenes Wollen und Begehren hinein.

Im großen Saal standen die Herren vom Adel und harrten der Rückkehr des Königs in finsterem, unwilligem Schweigen. Eine Wolke lagerte auf jeder Stirn und Aller Blicke waren ernst und trübe. Selbst Herr von Pöllnitz vermochte nicht mehr das anmuthige, stereotype Lächeln festzuhalten, das sonst immer seine Lippen umspielte, selbst er empfand es als eine bittere Kränkung, daß der König seinen Adel und seine höchsten Beamten so lange warten ließ, nur um sich diese ekle, schmutzige, nichtsbedeutende Masse, genannt Volk, noch länger anzuschauen. Er blickte umher im Kreise der Herren und fand dieselbe Verstimmung, denselben Mißmuth auf allen Gesichtern. Nur jene drei Herren

dort drüben schauten heiter und zuversichtlich darein und ihre Augen strahlten in Hoffnung und Freude.

Ah, diese Herren von Wreeche's sind also auch gekommen, dachte Pöllnitz und seine Stirne verfinsterte sich noch mehr. Sie sind gekommen, um sich nun den Lohn für ihre, dem Kronprinzen geleisteten guten Dienste zu holen und ohne Zweifel sind sie uns Allen gefährliche Nebenbuhler, ohne Zweifel wird der König ihnen seine besondere Gunst und Gnade zuwenden, denn sie haben so viel für ihn gelitten, sie sind um seinetwillen sieben Jahre vom Hofe verbannt gewesen. Jetzt wird der König sie für Alles dies entschädigen und wer weiß, ob er ihnen nicht noch gar das Haus in der Jägerstraße schenkt, welches ich mich schon so gut gewöhnt hatte, mein Haus zu nennen! Nun, ich will mich vor allen Dingen in ihre Nähe begeben, um zu hören, was Alles ihnen der König verheißen und versprechen wird.

Und der Baron von Pöllnitz schlüpfte leise und vorsichtig durch die Reihen der Hofherren hindurch, bis er neben den drei Herren von Wreeche's stand.

Jetzt entstand eine Bewegung in der ganzen Versammlung, Jeder neigte sein Haupt zu ehrfurchtsvoller, feierlicher Begrüßung.

Der König hatte den Balcon verlassen und war in den Saal getreten. Er begann die große Tournée und an den Reihen dieser Herren hinuntergehend sprach er zu Jedem ein freundliches, geistvolles, scherzendes oder pikantes Wort. Jetzt war er zu den drei Wreeche's gelangt und blieb vor ihnen stehen. Aller Blicke waren hinübergerichtet auf diese Gruppe, Jeder hielt den Athem an, um zu lauschen und keins der Worte zu verlieren, welche der König diesen so beneideten, so gefährlichen Herrn sagen würde.

Der König, wie gesagt, war vor ihnen stehen geblieben, sein Auge hatte seinen heitern Glanz verloren, seine Stirn war finster geworden.

Messieurs, sagte der König leise, es ist sehr lange her, daß wir uns am Hofe des Königs von Preußen nicht begegnet sind. Auch glaube ich nicht, daß Sie hier Den finden werden, den Sie suchen. Denn ohne Zweifel suchen Sie den Kronprinzen. Hier aber ist nur ein König! Ein König, welcher vor allen Dingen verlangt, daß man die Majestät des Königs achte und in schweigendem Gehorsam sich ihm unterordnend, selbst dann nicht an ihm zweifele, wenn seine Befehle anscheinend hart und grausam sind. Wer sich gegen den Willen des Königs auflehnt, der ist immer straf-

würdig, ob er es auch in guter Absicht gethan. Ich, Messieurs, werde das niemals leiden und nur Ein Wille und nur Ein Gesetz wird an meinem Hofe Gültigkeit haben, der Wille und das Gesetz des Königs!

Und ohne zu grüßen ging der König weiter. Die Herrn von Wreeche's standen bleich, mit niedergeschlagenen Augen zitternd und tieferschüttert da, während das Antlitz des Herrn von Pöllnitz wieder in köstlichster Heiterkeit und Zufriedenheit strahlte.

Nun, diese werden mein Haus in der Jägerstraße nicht erhalten, sagte er sich selber. Sie sind jetzt in vollkommene Ungnade gefallen! Es scheint, daß der König die Wohlthaten, welche man dem Kronprinzen erzeigt hat, strafen will. Ludwig XII. sagte, daß es eines Königs von Frankreich unwerth sei, die Unbill zu rächen, die man dem Kronprinzen von Frankreich angethan; so scheint umgekehrt es der König von Preußen seiner unwerth zu halten, die Wohlthaten zu belohnen, die man dem Kronprinzen von Preußen erzeigt hat! Er will als König Diejenigen mit Schrecken erfüllen, welche sich einem andern Dienst, als dem seinen weihen, er denkt daran, daß er auch einst einen Kronprinzen haben wird und will Jedermann davon zurückschrecken, sich diesem zu weihen und

darüber die Pflichten zu vernachlässigen, welche man dem legitimen Oberhaupte des Staats schuldig ist. *) Aber was bedeutet denn dies Gedränge da drüben, unterbrach sich Pöllnitz jetzt selbst in seinen philosophischen Betrachtungen? Weshalb nähert sich Lord Maréchal dem König mit so erregtem, freudigen Gesicht? Ich muß wissen, was da vorgeht!

Und wieder machte Herr von Pöllnitz sich Bahn durch die Reihen der Höflinge und gelangte glücklich gerade bis hinter den König, als Mylord Maréchal eben mit lauter, erregter Stimme sagte: Sire, ich habe Sie um eine Gnade zu bitten! Draußen im Vorzimmer steht ein junger Mann, der durch mich Ew. Majestät um die Gnade bittet, sich Ihnen zu Füßen werfen, Ihnen den Eid der Treue, der unbegrenzten Hingebung darbringen zu dürfen. Er ist von Amerika herübergekommen, um Ew. Majestät als König zu huldigen, und kaum hatte er dort von der unheilbaren Krankheit des hochseeligen Königs erfahren, als er sofort sein Asyl verließ und Tag und Nacht reisend, gerade heute und wie ich denke, zur guten Stunde hier eingetroffen ist!

---

*) Thiébault. Vol. I, pag. 186.

Das Auge des Königs ruhte unverwandt auf dem Sprechenden, und selbst als dieser schon schwieg sah er ihm noch immer mit seinen zugleich durchbohrenden, sinnenden Blicken fest in das bewegte Angesicht.

Und wie heißt dieser junge Mann, für den Sie Sich so lebhaft interessiren? fragte der König nach einer Pause.

Lord Maréchal blickte betroffen und angstvoll zu dem König empor. Er meinte, das Herz Friedrich's müßte ihm schon gesagt haben, wer es sei, der da draußen stand, wer es sei, der aus dem Exil, aus Amerika gekommen war, um den jungen König zu begrüßen.

Sire, fragte er zögernd, Ew. Majestät fordern, daß ich Ihnen den Namen dieses jungen Mannes sage?

Das fordere ich!

Lord Maréchal athmete hoch auf. Nun denn, Majestät, es ist mein Neffe, es ist der Lieutenant von Keith, welcher aus Amerika gekommen ist, um sich Ew. Majestät zu Füßen zu werfen.

Nicht Eine Muskel im Antlitz des Königs zuckte, nicht Eine Miene seines ernsten ruhigen Angesichtes veränderte sich.

Ich kenne keinen Lieutenant von Keith, sagte er strenge. Der, welcher es einst war, ist von Sr. Majestät meinem Vater mit Schimpf und Schande von der Officiersliste gestrichen worden und der Henker hat ihn in effigie am Galgen aufgehangen.*)

Wenn der Herr von Keith aber noch lebt, so hätte er besser gethan, in Amerika zu bleiben, wo vielleicht Niemand seine Verbrechen und seine entehrende Strafe kennt.

Ew. Majestät wollen ihn also nicht empfangen? fragte Lord Maréchal mit zitternder Stimme.

Danken Sie Gott, daß ich es nicht thue, daß ich überhaupt sein Dasein ignorire, sagte der König feierlich. Denn wollte ich mich entsinnen daß er lebte, so müßte ich auch an ihm die Strafe vollführen, zu welcher das Preußische Kriegsgericht ihn verurtheilt hat!

Und mit einem leisen Kopfneigen an Lord Maréchal vorübergehend, richtete der König einige gleichgültige Worte an den ihm zunächst stehenden Herrn.

Nun, der Herr von Keith wird mir auch mein Haus in der Jägerstraße nicht streitig machen, sagte Pöllnitz mit heimlichem Lachen zu sich selber. Der

---

*) Preuß. Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte. Vol. I, pag. 42.

König scheint in der That durchaus das Gedächtniß verloren zu haben. Gott gebe nur, daß er es nicht auch vergessen hat, daß ich es war, welcher einst Friedrich Wilhelm mit großer Mühe und Gefahr dahin brachte, des Kronprinzen Schulden zu bezahlen und ihm das Trakehner Gestüt zu schenken!

IX.

Doris Ritter.

Als der König den Balcon verlassen, richtete das arme junge Weib da drüben auf der Treppe des Doms sich, wie aus tiefen Träumen erwachend, empor, und blickte erschrocken und angstvoll umher. Das Anschauen des Königs hatte sie der Gegenwart entführt, hatte sie entrückt in selige, längst verklungene Tage. Jetzt, da er verschwunden, waren auch die beglückenden Erinnerungen verblichen und das arme Weib schaute wieder mit trüben und trostlosen Blicken sich in der Gegenwart um. — Der König hatte den Balcon verlassen. Was sollte sie nun noch inmitten dieser Volksmassen, die sie vielleicht noch einmal verhöhnen, verspotten oder bemitleiden mochten. Sie wollte weder ihren Spott, noch ihr Mitleid ertragen, sie wollte dem Hohn und der Theilnahme entfliehen.

Mit einer heftigen Bewegung zog sie ihr Tuch fester um ihre schlanke, abgemagerte Gestalt und sich Bahn machend durch das Gedränge, eilte sie die Domtreppe hinunter und über den großen, menschenangefüllten Schloßplatz nach der Seite des Lustgartens dahin. Wie sie jetzt die Hundsbrücke passirt hatte und allmälig das Gedränge sich hinter ihr verlor, athmete sie erleichtert auf und lehnte sich erschöpft an einen der eisernen Kettenpfeiler des Zeughauses. Dann ging sie weiter, über den Festungsgraben und über den öden wüsten Platz der dicht dahinter lag, die Promenade der Linden hinunter bis sie zu jenem Hause gelangte, das dort unweit des großen Quarrée's am Brandenburger Thor stand. Es war ein kleines, unscheinbares Haus mit trüben Fensterscheiben und düsterer verschmutzter Farbe. Die enge und niedrige Thür sah unfreundlich und ungastlich aus, als wolle sie Niemand gestatten, ihre Schwelle zu überschreiten und einzutreten in dieses schweigsame, verdrießliche und öde kleine Haus, aus dessen Innern man keinen Ton des Lebens, der Heiterkeit, oder der Arbeit und Geschäftigkeit vernahm. Und doch war dieses traurige und lautlose Haus der Arbeit und Geschäftigkeit bestimmt und würde minder schwermüthig und ärmlich

gewesen sein, wenn die große eiserne Klingel, welche über der Hausthür hing, öfter in Bewegung gewesen und die schweigenden Räume da drinnen mit ihrem lustigen Geklingel erfüllt hätte. Denn hinter dieser Hausthür befand sich ein Kaufladen und die Glocke, wenn sie von Käufern in Schwung gesetzt worden, würde den Bewohnern des Hauses Hoffnung, Muth und Glück in's Herz geläutet haben. Aber diese Klingel schwieg fast immer und selten kam irgend eine vom Regen überfallene Magd, ein altes Mütterchen, um aus dem ärmlichen Kramladen zu holen, was sie einige tausend Schritte weiter ohne Zweifel besser und in reichlicherer Auswahl in einem der vielen großen Läden bemittelter Kaufleute würde erhalten haben. Und doch schien es, als ob dieser Laden hier einst bessere und glänzendere Tage gekannt, als ob er einst Ansprüche auf Eleganz und Vornehmheit gemacht habe. An den beiden Fenstern, welche sich neben der Hausthür befanden und mit dieser zusammen die ganze Fronte des Hauses bildeten, sah man in zierlichem und kunstvollem Arrangement Muscheln und Cocosnüsse, große blaue Porzellantöpfe, wie sie zum kostbaren süßen Ingwer gebraucht werden, in Glasschaalen aufgehäufte Mandeln und Rosinen, Citronen und

Apfelsinen, zierliche Düten mit Kaffee und kleine chinesische Kästchen, welche den echten chinesischen Thee zu enthalten pflegen. Aber diese Düten und Käsken waren leer, diese Citronen und Südfrüchte waren von der Zeit verhärtet und ausgetrocknet, diese Ingwertöpfe enthielten nichts mehr von ihrem köstlichen, stärkenden Inhalt und selbst das bestaubte und verbleichte Schild über der Thür, welches in prunkvoller Malerei einen wunderbar geschmückten Neger darstellte, der damit beschäftigt war, getrocknete Tabacksblätter aufzurollen, selbst dieses Schild war nur noch eine Reminiscenz vergangener Tage, denn der Taback war längst aus dem Kasten verschwunden und das Wenige was davon zurückgeblieben, war längst schon in Staub und Asche zerfallen. Der Laden enthielt nur noch wenige, kleine und unbedeutende Dinge, nur noch Cichorien für diejenigen Armen, welche statt des theuren Kaffee's sich mit dem Cichorientrank begnügen mußten, nur noch lange Schwefelfäden, wie sich die Bedürftigen deren in ihren Feuerladen bedienten, nur noch diese ärmlichen, übelriechenden, selbstgezogenen kleinen Dreierlichte mit denen die Armuth sich ihr Elend und ihre Bedürftigkeit beleuchtet, dann in einer auf dem Ladentisch prangenden gläsernen Kapsel einige zerbröckelte

versteinerte und wurmstichige Bonbons, in einem gro=ßen, übelriechenden Faß alte, verhärtete und thranige Häringe, in einem kleineren etwas Syrup und in kleinen, blauen Düten, welche in dem an der Wand befindlichen Repositorium aufgestapelt waren, etwas zer=schlagenen harten Zucker von der groben, gelben und schlechten Sorte. Das war das ganze Inventarium dieses Ladens, das ganze Besitzthum dieser Familie, welcher das Haus gehörte, die allein es mit ihrem Elend und ihrer Noth, mit ihrem Unglück, ihrer Ver=zweiflung und ihren Schmerzen bewohnte und deren Haupt und einzige Stütze dieses arme junge Weib war, das eben von dem Schloßplatz heimkehrend, sich erschöpft an die zerbröckelnde Mauer ihres Hauses lehnte, und kaum den Muth hatte, diese Thür zu öff=nen, welche sie wieder in das Gefängniß ihrer Noth und ihres Jammers einfangen wollte.

Aber endlich raffte sie sich empor, und sich mit einer entschlossenen Bewegung das Haar, das in ein=zelnen lichten Streifen über ihre Stirn und ihre bleichen, eingefallenen Wangen herniederhing, zurück=streichend, öffnete sie mit einem raschen Druck die Thür, und trat in den Laden ein. Die Klingel ließ sofort ihr heiseres, heulendes und mürrisches Geläute ver=

nehmen, und an der Hinterseite des Ladens öffnete sich eine Thür, durch welche ein bleicher, ärmlich gekleideter Knabe eiligst in den Laden trat, und mit einem matten Lächeln vorwärts schreitend, nach dem Begehr der Kommenden fragte.

Aber mitten in seiner Rede verstummte der Knabe, das Lächeln erstarb auf seinen welken und alten Zügen, und er blickte mit verdrießlichem und unfreundlichem Gesicht auf die arme Frau hin, die eben den Deckel des Ladentisches empor hob, um in das Innere des Hauses zu gehen.

Ah, Du bist es, Mutter! sagte der Knabe verdrießlich. Ich hoffte, es sei Jemand, der etwas kaufen wollte, dann hätten wir doch Geld gehabt, um uns etwas Brod zu kaufen, dann hätten wir nicht mehr heulen und schreien brauchen vor Hunger.

Geld, sagte die Mutter angstvoll, habe ich Dir nicht, bevor ich fortging, Geld gegeben, damit Du für Dich und Dein Schwesterchen Brod kaufen solltest?

Ja, das thatest Du. Aber der Vater kam gleich darauf aus dem Wirthshaus herüber, uud hat mir mit Schlägen gedroht, wenn ich ihm nicht augenblicklich das Geld gäbe. So that ich es, um nicht wieder zerschlagen zu werden, wie neulich, und so ging der Vater

wieder fort, und Anna und ich sind allein zu Hause geblieben, und haben immerfort geweint und geklagt vor Hunger, während unser Vater im Wirthshaus vergnügt war, und unsere Mutter sich auch einen frohen Tag machte, und hinging, die Festlichkeit anzuschauen, welche ich auch gern angesehen hätte; aber ich durfte nicht. Ich mußte zu Hause bleiben, den Laden zu hüten, in den Niemand gekommen ist, und mein armes Schwesterchen zu bewachen, die nach Brod schrie, welches ich ihr doch nicht geben konnte.

Es war etwas Hartes, Gehäßiges und Finsteres in dem Ton, in dem Benehmen des Sprechenden, er warf so finstere, zornige Blicke zurück auf die Mutter, welche hinter ihm her den Laden durchschritt, daß selbst sie sich davon ergriffen und erschüttert fühlte.

Was siehst Du mich so böse und traurig an? fragte sie, indem sie mit ihm in das finstere, öde Zimmer eintrat, das hinter dem Laden befindlich war. Warum kommst Du Deiner armen Mutter nicht wie sonst, freundlich entgegen, und giebst ihr einen Kuß als Belohnung für alle ihre Schmerzen und ihren Kummer?

Sie hatte sich matt und traurig auf einen der alten, hölzernen Schemel niedergleiten lassen, die an den Wänden umher standen, und streckte jetzt mit einem

Blick unendlicher Zärtlichkeit ihrem Sohne die Arme entgegen.

Aber der Knabe kam nicht, sie zu umarmen. Er blieb fest und unerschüttert ihr gegenüber stehen, und schüttelte unwillig und mit finsterer Miene sein Haupt.

Gieb uns erst Brod, Mutter, sagte er barsch, dann will ich Dich vielleicht noch einmal umarmen!

Das Weib sah ihm entsetzt und mit starren Blicken in das harte, kalte Angesicht. Sie drückte die Hand an ihre bleiche hohe Stirn, als wolle sie den Wahnsinn zurück drängen, der ihre Gedanken zu verwirren drohte, sie preßte die andere Hand fest auf ihr Herz, dessen wilde fieberhafte Schläge sie fast erstickten.

Mein Gott, mein Gott, murmelte sie, bin ich denn schon wahnsinnig geworden? Träume ich denn? Ist das mein Sohn, mein Karl, der mich sonst so zärtlich liebte, mein Knabe, das Labsal in meinen Schmerzen und meinem Unglück, der einzige Vertraute, meiner Thränen und meines Jammers? Bin ich, welche er anschaut mit so finstern, gehäßigen Blicken, bin ich seine Mutter? Seine Mutter, welche für ihn freudig und ohne Murren das Leid der ganzen Welt auf sich genommen, welche für ihn gedarbt, und gehungert, und die langen, kalten Winternächte hindurch gearbeitet hat?

Seine Mutter, welche ihn so sehr liebt, daß sie den Muth gehabt hat, nicht zu sterben, sondern ihr Elend zu tragen, und sich aufrecht zu halten unter der Last ihres Jammers? Karl, mein Sohn, komm rasch an mein Herz, komm zu Deiner Mutter, denn Du weißt wohl, daß sie Dich grenzenlos liebt, und daß sie sterben wird, wenn Du sie nicht mehr liebst.

Der Knabe blieb noch immer starr und unbeweglich ihr gegenüber stehen. Nein, Mutter, Du liebst mich nicht, und die kleine Anna nicht, denn wenn Du uns liebtest, hättest Du uns nicht verlassen, und wärst nicht hingegangen, wo die fröhlichen Leute jubelten und lachten, während Deine Kinder zu Hause klagten und weinten!

Ach Kind, Kind, ich bin nicht hingegangen aus eitler Neugierde und müßiger Schauluſt, sagte sie traurig. Ich bin hingegangen, um das Orakel Eurer Zukunft zu befragen, um zu sehen, ob es für meine Kinder noch vielleicht einen Trost und eine Hoffnung geben könnte, ob für Euch vielleicht jetzt bessere und schönere Tage beginnen möchten! Ich wollte das Alles auf einem Menschenantlitz lesen, ich wollte in seinen Zügen sehen, ob er noch ein Herz habe, oder ob er auch hart

und kalt und herzlos geworden, wie es alle Fürsten sind. —

Sie hatte gar nicht mehr daran gedacht, daß sie zu ihrem Sohn sprach; sie hatte nur zu sich selber geredet, und ganz vergessen, daß irgend ein menschliches Ohr sie höre.

Aber der Knabe hatte mit aufmerksamen, verständigen Blicken zugehört, und ein schlaues und verächtliches Lächeln umspielte seine schmalen, farblosen Lippen.

Ach, sagte er fast höhnisch, Du denkst, er soll Dir jetzt Geld geben für Dein Unglück und Deine Schande. Aber Vater hat mir heut gesagt, daß alles Gold der Welt nicht ausreicht, um die Schande zu bezahlen, und daß es kein anderes Mittel giebt als den Tod, oder den Branntwein, um zu vergessen, daß man ein verachtetes und verfluchtes Menschenkind ist. Vater hat mir erzählt — der Knabe stockte, und trat scheu zurück, denn seine Mutter war jetzt von ihrem Sitz empor geschnellt, sie stand ihm gegenüber, todesbleich, mit weit aufgerissenen, stieren, flammenden Augen, mit fliegenden Nüstern, mit bebenden, fest auf einander gepreßten Lippen, jede Muskel ihres Antlitzes zuckend, ihre ganze Gestalt erzitternd in den Schauern des Entsetzens und der furchtbaren Qual.

Es war nicht mehr der Kopf eines Weibes, sondern einer Meduſa, nicht mehr der Blick einer zärtlichen, liebevollen Mutter, ſondern einer wilden, zornvollen, drohenden Wahnſinnigen.

Was hat Dein Vater Dir geſagt! ſchrie ſie, mit wild empor gehobenem Arm dem Knaben drohend, welcher zitternd und ergrauſend ihr gegenüber ſtand. Was hat er Dir erzählt? Ich will es wiſſen, ich muß es wiſſen! Du ſchweigſt? Rede, rede, oder ich ermorde Dich und mich, rede, oder ich zerſchelle mir dort an der Wand das Gehirn, und Du wirſt Schuld ſein an dem Tode Deiner Mutter.

Du wirſt mich ſchlagen, wenn ich Dir ſage, was der Vater vorher erzählt hat, ſagte der Knabe trotzig.

Nein, nein, ich will Dich nicht ſchlagen, rief ſie mit fliegendem Athem, und ihre Hände wie zum Gebet zuſammenhaltend, fuhr ſie fort: Oh, mein Kind, mein Kind, habe Erbarmen mit Deiner Mutter! Sage mir, was Dein Vater Dir erzählte, mit was für Worten er Dein Herz vergiftete, daß die Liebe zu Deiner armen Mutter ſo ſchnell darin erſtorben iſt. Sage mir Alles, mein Sohn, ich werde Dich nicht darum ſchlagen, ich werde Dich ſegnen, wenn Deine Worte auch wie Dolche mein Herz zerſchneiden ſollten.

Sie wollte ihren Sohn an ihr Herz ziehen, der Knabe aber wehrte sie heftig zurück. Nein, sagte er, Du sollst mich nicht küssen. Vater sagt, Du machst Jeden, den Du berührst, unglücklich und verächtlich, und wir würden Alle glücklich, gesund und reich sein, wenn Du nicht unsere Mutter wärst, wenn Dein Name nicht wie der rothe Hahn auf seinem Dache säße, und seine Ehre und seinen Namen, und sein Hab und Gut verbrannt und in Asche verwandelt hätte!

Das arme Weib schauderte entsetzt in sich zusammen, ihre Arme sanken kraftlos, schlaff an ihrer Seite nieder, ein leises Aechzen ging aus ihrer Brust hervor, ihre Blicke waren starr, thränenlos.

Was hat Dein Vater noch weiter gesagt? murmelte sie. Was hat er Dir sonst noch für hübsche Geschichten erzählt?

Sie sah ihren Sohn jetzt mit einem so schmerzvollen und ersterbenden Lächeln an, daß dieser erbebte, und scheu die Augen zu Boden senkte, als begriffe er jetzt erst, welche Folterqualen er seiner Mutter bereitet habe. —

Vater war betrunken, sagte er dumpf, und gleichsam ihn und sich damit entschuldigend. Als er hörte, daß Du fortgegangen seiest, da ward er wüthend, und

stampfte mit den Füßen, und ballte die Fäuste, und fluchte so schrecklich auf Dich, daß die kleine Anna furchtbar schrie, und daß ich auch weinte, und ihn bat still zu schweigen, und nicht auf Dich zu schimpfen, weil es mir so weh thäte, denn damals liebte ich Dich noch!

Damals liebte er mich noch! murmelte seine Mutter, die Hände ringend, und leise ächzend.

Aber Vater lachte mich aus, und sagte Du verdientest gar nicht, daß wir Dich lieb hätten, denn Du seiest Schuld an all' unserm Unglück und unserer Noth, und bloß, weil er Dich geheirathet habe, sei er so arm und elend geworden, bloß darum habe er sich das Trinken angewöhnt, um von Nichts zu hören, und von Nichts zu wissen, und nicht zu sehen, wie alle Menschen mit Fingern auf Dich weisen, und sich in's Ohr zischelten, und lachten, wenn er mit Dir vorüberging. Aber Mutter, Mutter, Du siehst so fürchterlich blaß aus, und Du zitterst so! Ich will nichts weiter sagen. Ich will Alles vergessen, was der Vater gesagt hat, ich will Dich auch wieder lieb haben, Mutter, nur sieh mich nicht so fürchterlich an, und zittere nicht so sehr.

Der Knabe weinte vor Angst und Entsetzen. Die alte Liebe war wieder in ihm wach geworden, er nä-

herte sich seiner Mutter und wollte sie mit seinen Armen umfassen. Aber jetzt war sie es, welche ihn zurückwehrte.

Ich zittere gar nicht, sagte sie, und doch schlugen ihre Zähne aufeinander, wie im Fieberfrost. Ich zittere nicht, und Du sollst nicht vergessen, was Dir Dein Vater gesagt hat, Du sollst mir alles das wieder erzählen. Sprich also weiter, weiter! Ich muß Alles hören, Alles wissen. Was hat Dir Dein Vater noch weiter gesagt?

Der Knabe sah sie mit scheuen, traurigen Blicken an. Seine Stimme, welche vorher so trotzig gewesen, war jetzt weich und milde, seine Augen schwammen in Thränen.

Der Vater sagte, er habe Dich geheirathet, weil er Mitleid mit Dir gehabt habe, und weil Du ihm ein paar Tausend Thaler in's Haus gebracht hättest. Aber es sei kein Segen, sondern nur Schande bei dem Gelde gewesen, und schlimmer, verachteter und elender habe er seitdem gelebt, als der Schinderknecht, an dem die Menschen doch scheu vorübergehen, und der in kein ehrlich Haus eintreten darf. Aber Du seiest noch mehr verachtet und beschimpft, wie der Schinderknecht, denn Du seiest vom Schinderknecht auf offenem Markte nackt ausgezogen, und durch alle Straßen gepeitscht worden,

und die Jungens hätten Dich mit Koth geworfen, und die Steine der Straße wären roth geworden von Deinem Blut, was unter den Ruthenhieben des Schinderknechtes Deinen Rücken heruntergelaufen sei.

Das arme Weib stieß einen gellenden, fürchterlichen Schrei aus, und stürzte, wie vom Blitz getroffen, bewußtlos zu Boden. Der Knabe, laut weinend und heulend, warf sich neben ihr nieder; das kleine Mädchen, welches dort hinten in der Ecke schlummernd auf dem niedrigen, mit Stroh gefüllten Bettchen gelegen, war erwacht von dem Schrei seiner Mutter, und kam jetzt weinend und klagend herbei gerannt, um seine Mutter zu bitten, ihm Brod zu geben, es nicht länger hungern zu lassen!

Aber das Weib regte sich nicht. Sie lag bleich, mit geschlossenen Augen, mit weit geöffnetem Munde da, sie war leblos und kalt, sie hörte nicht mehr das Klagegeschrei des armen kleinen Mädchens, sie fühlte nicht mehr die Küsse und Thränen ihres Sohnes, der sich neben ihr niedergeworfen hatte, und mit flehenden, angstvollen Worten voller Zärtlichkeit und Liebe sie bat, die Augen wieder aufzuschlagen, und zu sagen, daß sie ihm nicht mehr böse sei, daß sie ihm Alles vergeben wolle. —

Aber plötzlich mitten in seinen Klagen verstummte der Knabe und horchte. Es war ihm, als habe er den wohlbekannten Ton der Hausklingel gehört.

Richtig. Da schlug sie zum zweiten Male an so scharf und gellend, daß den armen Knaben ein Grausen und eine unerklärliche Angst überschlich, und das kleine Mädchen selbst aufhörte zu weinen, und still und ängstlich sich an die kalte, regungslose Gestalt ihrer Mutter schmiegte. —

Wenn es der Vater ist, schlägt er mich blutig, murmelte der Knabe, indem er langsam sich erhob und die Thür zu dem Laden öffnete. Er hat mir verboten, der Mutter nur ein Wort wiederzusagen, und ich habe ihr doch Alles sagen müssen.

Die Klingel schlug zum dritten Male an, der kleine Karl eilte rascher vorwärts, und öffnete mit zitternden Händen die Hausthür, welche seine Mutter vorher, der sonstigen Gewohnheit zuwider, verschlossen hatte. —

Draußen aber stand nicht sein Vater, sondern ein reichgekleideter, vornehmer Herr, mit freundlich lächelndem Angesicht den Knaben bei Seite schiebend und in den Laden eintretend.

Ich möchte einigen Taback kaufen, mein kleiner

Burſche, ſagte der vornehme Herr, indem er einen ſpöttiſchen, verächtlichen Blick in dem ärmlichen, düſtern Laden umherſchweifen ließ. Rufe daher den würdigen Herrn Schommer, daß er mir von ſeinem beſten Knaſter ein ſchönes Paket ausſuche.

Mein Vater iſt nicht zu Hauſe, ſagte Karl, den ſo glänzenden, ſo ſchönen und freundlichen Herrn mit weit aufgeriſſenen Augen anſtarrend.

Nun denn, ich bin auch eigentlich nicht um ſeinetwillen gekommen, murmelte der fremde Herr mit einem ſeltſamen Lächeln. Rufe mir alſo Deine Mutter, die Madame Schommer, und ſage ihr, daß ich gerne einen Handel mit ihr machen möchte.

Meine Mutter liegt in der Hinterſtube auf der Erde, und ich glaube, daß ſie todt iſt, ſagte Karl wieder in Thränen ausbrechend.

Der Herr ſah ihn erſtaunt an. Todt, ſagſt Du? Wahrhaftig, das käme mir ſehr ungelegen, denn ich habe ſehr auf ihr Leben gerechnet. Aber woran iſt ſie denn geſtorben? Iſt denn kein Arzt bei ihr?

Niemand iſt bei ihr, als meine kleine Schweſter. Hören Sie nur, wie ſie weint und ſchreit!

Wahrhaftig, ich höre das, und es iſt keine ſehr erbauliche Muſik. Niemand, ſagſt Du, iſt ſonſt bei

ihr? Wo sind denn Eure Hausgenossen? Wo ist denn Dein Vater?

Mein Vater ist in der Bierschenke, und Hausgenossen haben wir nicht, wir wohnen ganz allein, denn Niemand will bei uns wohnen.

Nun, wenn Ihr ganz allein seid, dann kann ich es wohl wagen, zu Deiner Mutter in's Hinterstübchen zu gehen, sagte der Fremde mit einem lauten, frivolen Lachen. Hoffentlich ist Deine Mutter nur ohnmächtig, und da ich mich außerordentlich auf die weiblichen Ohnmachten verstehe, wird es mir wohl gelingen, Deine Mutter wieder in's Leben zurück zu rufen. Zeige mir also den Weg, kleiner Amor, und führe mich zu Deiner Mutter, der ohnmächtigen Frau Venus hin.

Er stieß den Knaben, welcher ihn verwundernd anglotzte, lachend vorwärts und folgte ihm mit leichten, unhörbaren Schritten in das Hinterzimmer.

Das Weib lag noch immer starr und regungslos am Boden, und die kleine Anna kniete neben ihr, und flehte und jammerte um Brod, und schrie und klagte, daß sie hungrig sei, daß sie sterben werde vor Schmerz und Hunger.

Das ist Deine Mutter die Madame Schommer?

fragte der fremde Herr, mit neugierigen Blicken auf das arme, todesbleiche Weib niederblickend.

Ja, das ist meine Mutter, sagte der Knabe weinend.

Mutter, Mutter, wache auf, gieb mir Brod. Mich hungert so sehr. Jammerte die kleine Dora.

Mutter, Mutter, schlage Deine Augen wieder auf, wimmerte der Knabe, neben der Regungslosen niederknieend, und ihr Gesicht mit Küssen bedeckend. Wache auf. Ich will Dich wieder lieb haben, ich will nichts glauben, was der Vater gesagt hat. Er war betrunken, und hat Unsinn und Narrheit geredet, wie er's immer thut, wenn er zuviel Bier und Branntwein getrunken hat! Oh meine liebe, liebe Mutter, wache nur wieder auf.

Sie wird wieder aufwachen, sagte der Fremde, welcher sich zu ihr niedergebeugt und seine Hand prüfend auf ihre Brust und ihre Schläfe gelegt hatte. Sie wird wieder aufwachen, denn sie ist, wie ich es mir dachte, nur ohnmächtig und nicht todt.

Der Knabe stieß einen Freudenschrei aus, und sprang von seinen Knieen empor. Meine Mutter ist nicht todt, sagte er weinend und lachend zugleich.

Sie wird wieder aufwachen, sie wird mich wieder lieb haben, und wir werden wieder glücklich sein.

Mutter, Mutter, gieb mir Brod, wimmerte die Kleine.

Hungert Dich denn so sehr? fragte der fremde Herr, den das Gewimmer sehr zu belästigen begann.

Das kleine Mädchen sah erstaunt und mit stillstehenden Thränen in den großen blauen Augen zu der wunderbaren fremden Erscheinung empor und schwieg.

Ja wohl, sie hungert, wir hungern alle Beide sehr, sagte der Knabe unter Thränen lächelnd. Wir haben heute noch gar nichts gegessen, denn die Mutter hatte, ehe sie heute Morgen fortging, mir Geld gegeben, damit wir uns Brod und Milch kaufen sollten. Aber nachher ist der Vater gekommen, und hat uns das Geld weggenomm, um sich dafür Bier und Branntwein zu kaufen.

Oh, ein sehr würdiger Vater, rief der Fremde lachend, indem er seine Börse hervorzog, und dem Knaben ein Geldstück darreichte. Da, mein Sohn, hast Du Geld. Nimm Deine Schwester, und geh mit ihr zum Bäcker um Euch Semmel zu kaufen. Dann setzt Euch Beide vor Eure Hausthür und eßt es auf, und kommt nicht eher wieder herein, als bis ich Euch rufe;

oder nur wenn zufällig Euer Vater kommen sollte, dann komm so rasch als möglich und sage es mir, mein Sohn.

Die beiden Kinder hatten sich freudestrahlend einander die Hand gereicht, und eilten der Thür zu, die ohnmächtige Mutter gar nicht mehr beachtend, und nur noch daran denkend, daß sie sich Brod holen sollten, ihren Hunger zu stillen.

An der Thür wandte Karl sich noch einmal um. Aber wer wird in den Laden gehen, wenn es klingelt, und Jemand etwas kaufen will?

Nun, ich werde es thun, sagte der fremde Herr lachend. Ich werde Eure Mutter, und Euren Laden bewachen. Geht also!

Die Kinder eilten fröhlich von dannen.

Der Fremde blieb allein bei der ohnmächtigen Frau zurück.

X.

Altes und neues Leid.

Einige Minuten stand der vornehme Herr unthätig da, unbekümmert um das arme, ohnmächtige Weib, und gar nicht bemüht, sie zum Leben zu erwecken. Er beobachtete nur mit neugierigen Blicken das Antlitz der Ohnmächtigen, nicht aber aus Theilnahme für ihren Zustand, sondern ganz kalt, und nur erfüllt von seinen eignen egoistischen Zwecken.

Hm, murmelte er, sie trägt trotz ihrer Magerkeit und Bläße dennoch Spuren von großer Schönheit, und ich glaube, wenn sie gut gepflegt, und gut gekleidet wird, kann sie wohl im Stande sein, ein Herz zu fesseln, das außerdem von ihrem trostlosen Schicksal gerührt ist. Außerdem ist sie arm, und zwar wie es scheint, von einer hoffnungslosen, verzweiflungsvollen Armuth. Der Mann ein Trunkenbold, die Kinder

schreiend nach Brod, sie selber so ärmlich gekleidet, so bleich und mager, daß man wohl erkennt, der Hunger sei zeither ihr einziger Liebhaber gewesen. In solchem Zustand muß sie natürlich meinen Planen sehr zugänglich, und ein willenloses Werkzeug in meiner Hand sein. Sie wird mich als ihren Lehrmeister anerkennen, und bei Gott, ich werde sie lehren, diesen eigensinnigen Tollkopf in Fesseln zu schlagen, der bis jetzt all' den Schlingen entschlüpft ist, die Fredersdorf und ich so geschickt ihm gelegt haben. Sie soll die Delila sein, welche diesen neuen Simson zähmt. Es ist freilich, fuhr er fort, indem er einen Blick lächelnder Verachtung auf die Ohnmächtige warf, es ist freilich ein sehr desperater Versuch, dieses schmutzige, blasse, abgemagerte Weib zu einer Delila zu verzaubern, aber sie hat ihre Vergangenheit für sich, und mein Simson hat ein so mitleidiges und gefühlvolles Herz. Außerdem sind wir bis dahin gescheitert, und es ist daher wohl verzeihlich, wenn wir in der Verzweiflung zu außerordentlichen Mitteln unsere Zuflucht nehmen. An's Werk also, an's Werk.

Er zog aus seiner Busentasche eine kleine goldene Kapsel hervor, die mit englischem Riechsalz gefüllt war, und hielt sie der Ohnmächtigen unter die Nase, und

rieb ihr mit einem der angefeuchteten, kleinen Schwämme die Schläfen ein.

Ach, sie regt sich. Sagte er dann, einen Augenblick ausruhend von der anstrengenden Arbeit, und mit kalter lächelnder Neugierde auf das arme Weib hinblickend, das jetzt wieder in den ersten Zuckungen des wiedererwachenden Lebens sich wand, und deren krampfhaft verzogene Lippen einzelne Seufzer, einzelne Laute der Klage und des Jammers ausstießen.

Er rieb ihr noch einmal die Schläfe mit der stärkenden Essenz, und dann, als er sah, daß das Leben mehr und mehr in ihr erwachte, hob er sie empor, und ließ sie sanft auf einen Stuhl niedergleiten.

Aux armes! Aux armes! murmelte er lächelnd. La bataille commençera.

Das Weib schlug die Augen auf, und ließ sie mit wirrem, fragendem, verstörtem Ausdruck umherschweifen, dann, als ihr Blick auf dem Fremden haftete, der lächelnd, aufmerksam, jede ihrer Bewegungen verfolgte, ward ihr Blick starr, entsetzt. Ihre Züge nahmen den Ausdruck des Schreckens, dann des Zorns an, ein convulsivisches Zittern durchflog ihre ganze Gestalt, ihr Haupt schwangte hin und her, sie war noch halb im Traum, oder in der Ohnmacht befangen. Aber

ihr Auge war fest, unverwandt auf ihn gerichtet, und leise murmelten ihre Lippen: Ich kenne dies Gesicht. Ja wohl, ich kenne diesen kalten, lächelnden Blick. Ich habe ihn schon zwei mal gefühlt! Wann war das? War's nur in meinen fürchterlichen Träumen, oder war's Wirklichkeit? Wann habe ich dieses kalte, teuflische Lächeln gesehen, und dies Angesicht, das so kalt und herzlos ist, und so voll eisernen Egoismus.

Nun, sie schmeichelt eben nicht, murmelte der Herr, ohne nur einen Moment seine lächelnde, freundliche Miene zu verändern. Ich bin nur neugierig ob sie mich zuletzt wirklich wieder erkennen wird.

Ja. Jetzt hatte sie ihn wieder erkannt, jetzt flog sie von ihrem Sitz empor, und stand stolz, zürnend vor ihm, hoheitsvoll und edel anzuschauen, trotz ihrer Armuth und ihrer elenden Erscheinung.

Pöllnitz, rief sie mit flammenden Augen. Ja, Sie sind es, ich erkenne Sie jetzt! Sie sind der Baron von Pöllnitz. Wer giebt Ihnen das Recht in dieses Haus zu kommen? Was wollen Sie hier?

Das frage ich Sie? fragte er lächelnd zurück? Was wollen Sie hier? Hier in dieser düstern, elenden Kammer, hier, wo der Hunger und der Jammer seine Wohnung hat, wo das Unglück Sie angrinst mit

seinem hohläugigen Entsetzen? Was wollen Sie hier, Doris Ritter?

Sie zuckte krampfhaft zusammen bei diesem Namen, und eine Purpurröthe überflog ihre Wangen, der eine tödtliche Bläße folgte. Warum nennen Sie mich Doris Ritter? fragte sie mit fliegendem Athem. Warum gemahnen sie mich an die Vergangenheit, die wie ein dunkles Gespenst immer hinter mir erscheint, und niemals von mir abläßt, und mich immer angrinst mit seinem bluttriefenden, schmachvollen Entsetzen.

Und ganz in sich und ihre Erinnerungen versinkend, blickte sie starr vor sich hin, Pöllnitz gar nicht mehr beachtend, gar nicht mehr daran denkend, daß er da war und sie mit seinen neugierigen, herzlosen Augen immerfort anschaute.

Doris Ritter, sagte sie leise, Doris Ritter, wo bist Du? Warum rufen sie Dich mit Deinem Namen und denken nicht daran, daß Du eine Nachtwandlerin bist, welche an einem Abgrund dahin wandelt und hinunter stürzen muß, wenn sie bei ihrem Namen gerufen wird und davon erwacht? Doris Ritter, fuhr sie heftiger fort, ihre Blicke auf Pöllnitz heftend, wie dürfen Sie es wagen, diesen Namen auszusprechen und mich aus meinem Grabe wieder emporzuschreien?

Nun, das ist ja eben, was ich will, rief Pöllnitz lachend. Ich will Sie emporziehen aus diesem Grabe der Erniedrigung und der Vergessenheit, ich will Sie vergessen machen, was Sie gelitten; Sie sollen reich, glücklich, angesehen und beneidet werden!

Ich? rief sie mit einem höhnischen Lachen. Und Sie wollen mich dazu machen? Sie, Herr von Pöllnitz, der Sie mein Elend mit verschuldet und meiner Schmach lächelnd zugeschaut haben? Was denn, was hatte ich gethan, um soviel Jammer und Schande zu verdienen? Mein Gott, rief sie mit herzzeißendem Jammerton, ich war unschuldig und reinen Herzens, ich durfte mein Haupt sonder Scheu erheben und Gott und meine Eltern in mein Auge schauen lassen; ich brauchte es selbst vor ihm nicht niederzuschlagen, denn keine Sünde lastete auf mir, und nur, weil er mich achten konnte, liebte er mich auch. Oh, es war eine so schweigsame, resignirte Liebe! Sie begehrte nichts für sich, sie hatte keine Sprache. War's unsere Schuld, daß Andere sie verstanden, und diese Lieder ohne Worte, die aus unsern Augen sprachen, deuteten? Wir standen weit entfernt von einander und ein Abgrund lag zwischen uns, aber die Musik schlug eine goldene, sternenfunkelnde Brücke über

diesen Abgrund, und herüber und hinüber schwebten die heiligen melodischen Töne und flüsterten in unsere Herzen die Sehnsuchtslieder und die Klageweisen einer stillen, sich selber entsagenden Liebe. So war's, so war's! Ein süßrr Teaum, weiter nichts! Da kamt Ihr, uns zu wecken, um aus dem Prinzen einen Hochverräther, aus mir eine elende Buhldirne zu machen. Da warst Ihr mir meine Liebe, von der ich bis dahin zu Niemand als zu Gott gesprochen, wie ein schmutziges Libell in's Angesicht, wie eine verfaulte Frucht, mit der Ihr mein ganzes Leben besudeln und beflecken wolltet. Und es ist Euch gelungen, Ihr habt mein Dasein entblättert und zertreten, und nicht eine Blüthe der Hoffnung habt Ihr mir gelassen. Oh, ich werde es niemals vergessen, wie sie mich den Armen meines Vaters entrissen, wie sie mich in's Gefängniß schleppten und mir die Hände banden, weil ich in der Verzweiflung meiner Schmach mir das Leben nehmen wollte, welches sie entehrt hatten. Und dann kamen sie und schleppten mich vor den König. Zwei Männer waren bei ihm, der eine, mit dem gemeinen rothgeschwollenen Angesicht, den lüsternen dicken Lippen, den gerötheten, triefenden Augen, das war Grumbkow; der andere mit dem feinen, freundlichen Antlitz, mit

dem ewigen Fauinslächeln, den kalten, menschenverachtenden herzlosen Augen, das war der Herr von Pöllnitz! Ach, mit welchen furchtbaren Blicken diese drei Männer mich anschauten, wie viel Hohn, wie viel Verachtung in dem Ton ihrer Stimme lag. Ich warf mich zu den Füßen des Königs nieder, ich flehte zu ihm um Erbarmen und Gnade. Aber er stieß mich mit dem Fuß von sich und beschimpfte mich mit Worten und Beschuldigungen, vor denen meine Seele erröthete. Ich, schwur, daß ich unschuldig sei, daß keine Sünde auf mir laste, daß ich niemals die Geliebte des Kronprinzen gewesen, daß ich ihn niemals anders, als in Gegenwart meines Vaters gesprochen hätte. Da lachten sie, und am lautesten lachte der Herr von Pöllnitz, und seine Worte voll Spott und Hohn und böswilliger Verachtung trafen wie vergiftete Pfeile mein Herz und machten meine Thränen versiegen vor Entsetzen.

Es ist wahr, murmelte Herr von Pöllnitz, sie hat nichts vergessen.

Vergessen, rief sie mit einem wilden Lachen. Kann man's vergessen, wenn man, wie eine wilde Bestie durch die Straßen gejagt, wenn man von rohen Henkersknechten entkleidet wird, wenn man hinter sich

das wilde Hohnlachen des bezahlten, gedungenen Pöbels hört, und auf seinem entblößten Rücken die Ruthenschläge des Henkers fühlt! Oh, oh, ich hab's getragen und erduldet, ich bin nicht wahnsinnig geworden, ich habe Gott nicht verflucht, sondern ich habe gebetet, und als ich wie ein gehetztes Wild die Straßen dahin rannte, da sah ich doch, daß die Häuser alle geschlossen waren, daß Niemand an den Fenstern stand, Niemand meinem Marterwege der Schande zuzuschauen den Muth hatte, und das tröstete mich inmitten meiner Pein, und ich segnete diese Menschen, welche Mitleid mit mir hatten und welche mir ein Zeugniß meiner Unschuld zu geben schienen, indem sie nicht Zeuge sein wollten meiner grausamen Strafe. Und weiter rannte ich, und glühend lief das Blut schon meinen Rücken hinunter, da kam ich an ein Haus, das war nicht verschlossen, sondern die Thür war offen und davor standen die Bedienten und zeigten mit Fingern nach mir hin und lachten laut. Oben auf dem Balcon aber stand der Herr von Pöllnitz mit seinen versteinerten, herzlosen Zügen. Da stieß ich den ersten Schrei der Wuth aus, da verstummten meine Gebete und verwandelten sich in wilde Verwünschungen und es schrie und heulte in meinem Herzen: Er ist Schuld

an meiner Schmach! Er hat das Ohr des Königs vergiftet mit seinen grausamen Scherzen und mit seinem schonungslosen Spott die letzten Zweifel an meiner Schuld in ihm ertödtet. Schmach und Schande über den Herrn von Pöllnitz, und möge seine Todesstunde verachtet, einsam und verlassen sein, und möge der Wurm der Gewissensangst an seiner Seele nagen und ihn ruhelos und heimathlos umhertreiben all' sein Lebelang!

Sie stieß einen wilden Schrei aus und sank kraftlos, keuchend und zitternd an die Lehne ihres Sessels zurück.

Herr von Pöllnitz hatte immer noch sein lächelndes Angesicht und seine heitere Miene bewahrt. Er legte seine Hand auf den schlaff herabhängenden Arm des schluchzenden Weibes und sagte mit weicher, einschmeichelnder Stimme: Es ist wahr, ich habe Unrecht an Ihnen gehandelt, aber ich bin gekommen, wieder gut zu machen. Die Zeit der Trübsal ist vorüber, Sie sollen Ihr Haupt wieder stolz und frei erheben dürfen und Niemand wird es mehr wagen, an Ihrer Unschuld zu zweifeln.

Sie schüttelte traurig ihr Haupt. Was hilft mir das Alles jetzt! Mein Vater ist gestorben vor Gram;

mein Mann, der mich aus Mitleid, und weil ich ein paar tausend Thaler besaß, geheirathet hat, konnte es doch nicht ertragen, daß ich wie eine gebrandmarkte Verbrecherin von den Menschen geflohen und vermieden ward. Er hat sich aus Kummer darüber dem Trunk ergeben, und wenn er Abends betrunken heimkehrt, schlägt er mich und schmäht mich mit den entehrendsten Namen, um derentwillen er mich freilich am andern Morgen mit Thränen um Verzeihung bittet, dann aber hingeht und dasselbe traurige Dasein auf's Neue beginnt. Meine Kinder — Sie vermochte nicht weiter zu sprechen, denn ihre Worte erstickten in Thränen, als sie daran dachte, welche harte und fürchterliche Worte ihr kleiner Knabe heute zu ihr gesprochen hatte.

Herr von Pöllnitz war endlich dieser Klagen überdrüßig, er fühlte sich endlich gelangweilt von diesem Jammer der unglücklichen Frau.

Weinen Sie nicht mehr, sagte er, das Weinen macht die Augen roth und Sie müssen durchaus schön und reizend sein. Wenn Sie thun, was ich Ihnen sage, werden Sie Sich und Ihren Kindern wieder Freude und Glück geben. Ich werde Ihnen schöne Kleider verschaffen und ich weiß eine geschickte Person,

welche sie so verführerisch reizend und zugleich so verlockend sittsam ankleiden und ajustiren soll, daß Sie die mater dolorosa und die schöne Magdalena in einer Person sein sollen. Und dann werde ich Sie zum König führen, dann mag er in Ihrem schönen, edlen Angesicht die rührende und unschuldige Geschichte seiner ersten Liebe lesen und es wird dann Ihre Sache sein, die so lange mit Staub und Asche verschütteten Funken dieser Liebe wieder hell anzufachen und sich in seinen Armen den Lohn und die Entschädigung für Ihr, durch ihn verschuldetes Unglück zu holen!

Sie sah ihn mit blitzenden Augen an, und ihre Blicke waren so durchbohrend und zerschmetternd, daß sogar der Herr von Pöllnitz sich ein wenig davon befangen fühlte, und ganz unwillkürlich die Augen niederschlug.

Sendet Sie der König mit dieser Botschaft hierher? fragte sie mit hartem, rauhen Ton.

Nein, nicht der König, sagte Pöllnitz kleinlaut. Aber ich weiß doch, daß er Ihrer mit Liebe und Schmerz gedenkt, und daß er glücklich sein wird, Sie wieder zu finden.

Wenn dem so ist, so mag er kommen, mich zu

ſuchen, rief ſie ſtolz. Ich werde nicht zu ihm gehen, denn ich bin die Beleidigte und Entehrte, und an ihm iſt es, mein Unglück zu verſöhnen. Aber er wird nicht kommen, ich weiß es; ich habe es heute in ſeinem Angeſicht geleſen. Seine Züge ſind kalt geworden und rauh; die Menſchen haben ſein Herz ertödtet, und es iſt zu Stein geworden in ſeiner Bruſt, zu einem Leichenſtein für Katt, und für Doris Ritter. Er wird nicht zu mir kommen.

Er wird kommen, ſage ich Ihnen! Hören Sie mich an, Doris! Sie wollen nicht zu ihm gehen? Nun denn, ſo erwarten Sie ihn mindeſtens hier, ſo bereiten Sie ſich wenigſtens vor, ihn hier ſo zu empfangen, daß Sie Eindruck auf ſein Herz machen, ſo ſtudiren Sie Sich ſorgſam Ihre Rolle ein, überlegen Sie jedes Wort wohl, welches Sie zu ihm ſagen, jeden Blick, mit dem Sie ihn anſchauen wollen. Legen Sie die Kleider an, welche ich Ihnen ſchicken werde, und entfernen Sie Ihren Mann und Ihre Kinder.

Meine Kinder! rief ſie erbebend. Nein, nein, nur als Mutter, nur unter dem Schutz ihrer unſchuldsvollen Nähe will ich ihn wiederſehen, nur für meine Kinder will ich ſeine Theilnahme und ſeine Gnade annehmen.

Pöllnitz ſtampfte unwillig mit dem Fuß auf die

Erde, und murmelte einen Fluch zwischen seinen zusammengepreßten Lippen hervor.

Sie begreifen also nicht, daß unser ganzer Plan scheitern wird, wenn Sie nicht genau das thun, was ich Ihnen sage? Daß Sie nichts, gar nichts erlangen werden, wenn Sie es nicht klug und vorsichtig anfangen? Der König, sagen Sie, hat kein Herz! Nun wohl, er hat aber Sinne, und diesen müssen Sie schmeicheln, um vielleicht sein erkaltetes Herz wieder zu erwärmen. Sie müssen nicht bloß in der Majestät Ihres Unglücks, sondern auch in dem verlockenden, und üppigen Reiz Ihrer Schönheit ihm entgegen treten, Sie müssen durch seine Augen auf sein Herz wirken, und nicht mit Ihren Thränen, sondern mit Ihrem Lächeln ihn gewinnen wollen!

Sie sah ihn mit stolzen und verächtlichen Blicken an. Gehen Sie, sagte sie. Wir Beide haben nichts mit einander zu schaffen, und nichts Gemeinsames kann zwischen uns sein. Ich würde Ihnen fluchen und mich zu rächen suchen für die neue Schmach und Entehrung, welche Sie mir eben mit Ihren kupplerischen, gemeinen Vorschlägen anthun, aber ich weiß wohl, daß ich nicht das Recht dazu habe, denn ich bin ein entehrtes, schmachbeladenes Weib, und Jedermann glaubt,

das Recht zu haben, mich zu verhöhnen und meines Unglücks zu spotten. Gehen Sie!

Sie weisen mich also zurück? Sie wollen die Stimme eines wohlmeinenden Freundes nicht hören, Sie —

Herr von Pöllnitz, rief sie mit lauter, vor Zorn bebender Stimme, gehen Sie, sage ich Ihnen. Treiben Sie mich nicht auf's Aeußerste! Machen Sie nicht, daß ich die Nachbarn rufe, und sie bitte, mich von diesem Ueberlästigen zu befreien, der sogar das geheiligte Hausrecht nicht achtend, eine Frau belästigt und beleidigt, die ihn verachtet! Gehen Sie, und lassen Sie mich niemals wieder Ihr Antlitz sehen, Ihre Stimme vernehmen!

Nun wohl, ich gehe, sagte Herr von Pöllnitz. Leben Sie wohl, theuerste Frau Schommer. Aber ich werde wieder kommen, und vielleicht bin ich dann so glücklich, statt Ihrer die reizende Doris Ritter wiederzufinden, das schwärmerische, junge Mädchen von Ehemals, welches den Kronprinzen so leidenschaftlich liebte, und sich seine Liebe und seine Geschenke so willig gefallen ließ.

Er lachte laut, und verließ mit einer zierlichen Pirouette das einsame und düstere Gemach. Mit ha-

stigen Schritten durcheilte er den Laden, und die Thür, welche nach der Straße führte, öffnend, stieß er mit dem Fuß die beiden Kinder bei Seite, welche auf der Schwelle saßen, und eilte hastigen Schrittes auf die Straße. —

Sie ist wahrhaftig noch stolz, murmelte er achselzuckend. Die Ruthenhiebe haben Sie nicht demüthig gemacht. Das gefällt mir, und ich bin jetzt mehr wie Jemals überzeugt, daß wir mit ihr reuissiren werden. Sie muß und soll die Geliebte des Königs werden, und da sie nicht zu ihm gehen will, nun wohl, so werde ich ihn zu ihr bringen. Morgen wollte der König den Bauplatz für das Palais der Königin-Mutter besehen, das ist eine herrliche Gelegenheit, ihn zu veranlassen, in ihre Hütte einzutreten.

Doris Ritter hatte hochaufgerichtet, mit erhobenem Arm, mit stolzen Blicken Pöllnitz nachgesehen. Ihr ganzes Wesen war in einer fieberhaften Spannung, einem leidenschaftlichen Schwung. Zu dieser Stunde war sie nicht mehr das entehrte, schmachbeladene Geschöpf, vor dem Alles scheu und verachtungsvoll zurückwich, sondern sie war das stolze, sich seines Werthes und seiner Ehre bewußte Weib, welches den Beleidiger

kühn zurückweist, und keine Gnade, sondern eine gerechte Anerkennung ihrer selbst verlangt.

Aber als die Schritte des Barons verhallten, als Doris wieder allein war, da schwand diese Extase und diese Begeisterung aus ihrem Wesen, und sie ward wieder das arme, schmerzzerissene, gedehmüthigte Weib.

Mit einem tiefen Wehlaut sank sie zurück auf den Stuhl, und die Hände in ihrem Schooß faltend, starrte sie lange vor sich hin. Einmal murmelte sie zwischen ihren zusammengepreßten Lippen hervor: Wehe ihm, wehe ihm, wenn er vergißt, was ich um ihn gelitten habe. Wenn er die Schmach nicht tilgt, welche auf mir lastet! Wehe ihm, wenn er mich verachtet, wie sie Alle es thun. Dann wird Doris Ritter seine unversöhnliche Feindin werden, und sie wird Rache nehmen, so wahr ein Gott über ihr ist!

XI.

Der Heirathsantrag.

Nun, Muth gefaßt, mein schöner und verliebter Graf, sagte Frau von Brandt zu dem Grafen Voß, der mit höchst kläglicher Miene ihr gegenüber stand, und in seinem Schmerz kaum sah, in welcher reizenden und bezaubernden Stellung seine schöne Armide vor ihm auf dem sammtnen Divan lag.

Ich begreife gar nicht, wie Sie heiter sein und lachen können, da Sie doch sagen, daß Sie mich lieben, sagte er schwermüthig.

Ja, ich liebe Sie auch wahrhaftig, rief Sie lachend, und grade darum ist es ja, daß ich heiter bin. Wir nähern uns jetzt unserm Ziel, und bald wird der Vorhang, welcher uns der Welt verbirgt, undurchdringlich sein, denn Niemand wird es ahnen, daß der Gemahl der jungen und schönen Laura von Pannewitz

die häßliche und alternde Frau von Brandt zu lieben im Stande wäre.

Sie häßlich, Sie alt, rief der junge, blonde Graf empört. Ein Glück für Sie, daß Sie es sind, welche solche Blasphemie ausspricht. Wenn es ein Anderer thäte, würde ich ihn tödten!

Und daran würden sie sehr Unrecht thun, mein theurer Freund, denn das hieße, unsere Liebe der Welt verrathen. Nein, nein, wenn man so zu Ihnen spricht, müssen Sie achselzuckend sagen: Ich kenne diese Frau von Brandt nicht. Was kümmert es mich, ob sie hübsch oder häßlich ist. Mag sie alt sein, wie Methusalem, mir gilt das gleich.

Niemals werde ich das sagen, niemals werde ich mich entschließen, eine so elende entehrende Lüge auszusprechen! Nein, meine Theuerste, Sie selber können das nicht verlangen! Sie sehen, welche Gewalt sie über mich haben, und doch sind Sie noch immer so hart, und so grausam gegen mich. Sie haben mich dazu verdammt, mich zu vermählen, und ich habe mich Ihren Befehlen gefügt, obwohl mir war als ob mein Herz brechen würde, als ich vorher der Königin meinen Antrag machte. Aber nun dürfen Sie nicht mehr verlangen, nun dürfen Sie nicht über mich auch noch

die Strafe verhängen, Sie schmähen und verlästern zu sollen. Nein, nein, ich flehe Sie auf meinen Knieen, foltern Sie mich nicht so grausam, seie Sie barmherzig mit mir.

Er war vor ihr auf die Kniee gesunken und lehnte sein Haupt ganz zerbrochen an den Divan, auf welchem Frau von Brandt in hingegossener, nachläßiger Stellung lag.

Sie legte ihre Hand auf sein Haupt und spielte mit seinem schönfrisirten Haarbeutel. — —

Ich bin nicht grausam, ich bin nur vorsichtig, flüsterte sie fast zärtlich. Ich will unsere Liebe vor Gefahren behüten und ihr eine Ewigkeit des Glückes sichern. Vertrauen Sie mir, Alexander, und zweifeln Sie nicht. An dem Tage, an welchem Sie das Fräulein von Pannewitz zum Altare führen, werde ich Ihnen meine Arme öffnen und Ihnen sagen, daß ich Sie grenzenlos liebe!

Nein, nein, Sie lieben mich nicht, seufzte er schwermüthig. Sie sind immer hart und grausam gegen mich. Sie haben mir niemals irgend eine Gunst bewilligt, Sie haben mir niemals gestattet, auch nur einmal meine glühenden Lippen auf Ihren Mund zu

pressen, nicht einmal ein kleines Geschenk haben Sie von mir annehmen wollen!

Ein unmerkliches, spöttisches Lächeln flog über das Antlitz der schönen Frau, während der begeisterte, leidenschaftliche junge Mann, noch immer auf seinen Knieen liegend, so zu ihr sprach. Sie wandte ihr Gesicht ab, um ihn nicht in ihren Zügen lesen zu lassen. Er aber meinte, es geschähe, weil sie ihm schon wieder zürnte.

Mein Gott, sagte er ganz verzweiflungsvoll, Sie wollen mich nicht einmal mehr Ihr himmlisches Angesicht sehen lassen, Sie wollen mich also wahnsinnig machen? Was that ich denn, um diese neue Marter zu verdienen? Ist es denn so beleidigend, daß ich Sie um die Gunst bitte, von mir eine kleine Gabe, ein geringes Geschenk anzunehmen? Ach, es ist doch so süß Diejenige, welche man liebt, zu zwingen, daß sie an uns denkt, ihr einen Ring an den zierlichen, durchsichtigen Finger zu stecken und ihr zu sagen: „So oft du ihn ansiehst, wirst du an mich denken!“ Ihren Hals zu schmücken mit der funkelnden Kette und zu ihr zu sagen: „Jetzt bist Du gefesselt! Meine Liebe hat Dich in Banden geschlagen, du bist Mein!“ Oh, ein Mann kann nur dann erst an die Liebe der Ge-

liebten glauben, wenn sie sich herabläßt, von ihm ein Geschenk anzunehmen.

Und werden Sie dann wirklich an mich glauben? sagte sie mit ihrem zärtlichsten, hinschmelzendsten Ton, indem sie ihm ihr lächelndes Antlitz wieder zuwandte.

Ja, sagte er ganz entzückt, dann werde ich ein wenig an Sie glauben!

Nun denn, so geben Sie mir irgend Etwas, das mich an Sie erinnern soll, das ich tragen kann, wie das Hündchen das Halsband trägt, auf welchem der Name seines Herrn eingepreßt ist.

Sie streckte ihm ihre Hand entgegen, er küßte sie leidenschaftlich, dann zog er aus seinem Busen ein rothes Etui hervor, und legte es in Ihre Hand, die kaum im Stande war, diesen großen und schweren Kasten zu tragen.

Aber das enthält nicht bloß einen Ring, sagte sie vorwurfsvoll, oh, Sie haben mich getäuscht, Sie haben meine Güte gemißbraucht, und statt mir ein kleines Andenken zu geben, wollen Sie mit dem Stolz eines Königs mich mit Ihrem Reichthum überschütten. Nehmen Sie dieses Etui zurück, Herr Graf. Ich will seinen Inhalt gar nicht sehen, ich will gar nicht wissen, wie weit Ihr verschwenderischer Stolz und Hochmuth geht.

Nehmen Sie Ihre Schätze, und geben Sie mir dafür den einfachen Ring, den ich anzunehmen versprochen habe. —

Sie war aufgestanden, und reichte ihm mit der Miene einer beleidigten Königin das Etui zurück, dessen Inhalt sie freilich nicht kannte, aber dessen Werth sie an der Größe und Schwere des Etuis errathen hatte.

Ihr armer Liebhaber stand ihr mit einer wahrhaft verzweiflungsvollen Jammermiene gegenüber.

Wenn Sie mich wirklich zu Tode martern wollen, so thun Sie's rasch und auf einmal, aber nicht so langsam Tag für Tag, und Stunde um Stunde, sagte er fast weinend. Ich thue Alles, was Sie befehlen, ich heirathe sogar um Ihretwillen, und Sie wollen mir nicht den kleinsten Gefallen erzeigen?

Er weinte jetzt wirklich, und wandte sich ab, um sie seine Thränen nicht sehen zu lassen. Dann, sich plötzlich zusammenraffend, sagte er mit dem Trotz der Verzweiflung: Nun wohl denn! Ich will von Ihnen lernen, wie man Nein, und immerfort nur Nein sagt! Wenn Sie Sich weigern, dieses Etui anzunehmen, werde ich mich weigern, das Fräulein von Pannewitz zu heirathen. Zwingen Sie mich jetzt, diese elenden Steine wieder einzustecken, so gehe ich sofort zur Königin und sage ihr, daß ich mich geirrt habe, daß ich das

Fräulein von Pannewitz nicht heirathen will und kann, daß ich meinem Plan entsage, und sofort Berlin verlasse, um auf Reisen zu gehen.

Nein, Sie dürfen nicht gehen, Sie dürfen mich nicht verlassen, rief sie mit dem Anschein des Schreckens. Geben Sie her das Etui, ich nehme es an! Ich will nicht, daß Sie Berlin verlassen. Hören Sie, ich will es nicht!

Der junge Graf stieß einen Schrei des Entzückens aus, und eilte mit offenen Armen auf sie zu. Aber Frau von Brandt wehrte ihn sanft zurück.

Wenn Sie verheirathet sind, werde ich Ihnen selbst meine Lippen darreichen, früher nicht! Heute nehme ich nur dieses Etui an, aber ich werde es jetzt nicht öffnen, damit wir uns nicht nochmals entzweien!

Graf Voß war außer sich vor Rührung und Dankbarkeit, und in der Sehnsucht seines Herzens schwur er heute noch sich mit dem Fräulein von Pannewitz vermählen zu wollen, um dann endlich das Geschenk eines Kusses von Frau von Brandt erlangen zu können.

Seine schöne Geliebte lachte. Die Liebe ist freilich im Stande Berge zu versetzen, sagte sie, aber sie vermag nicht der Zunge einer Königin Flügel zu verleihen.

Sie haben Ihre Angelegenheit in die Hände der Königin-Mutter niedergelegt. Sie haben diese hohe Dame zur Freiwerberin für sich ernannt, und nun werden Sie's abwarten müssen, wann es Ihro Majestät gefällig ist, dem Fräulein von Pannewitz Ihren Antrag zu machen.

Oh, sie wird das noch heute thun, die Königin hat es mir versprochen! Ich uußte mich wohl bequemen, ihr meinen Antrag zu machen, denn die Familie des Fräulein von Pannewitz verlangte ausdrücklich von mir, daß ich zuerst die Einwilligung der Königin hätte, bevor sie mir ihre Einwilligung zu meiner Vermählung geben könnten.

Und Laura selbst? Haben Sie auch schon diese um ihre Einwilligung gefragt?

Oh die! rief der eitle Graf achselzuckend. Ihrer Einwilligung darf ich wohl gewiß sein. Sie ist ein armes Fräulein, abhängig von der stolzen Königin-Mutter, und ich werde sie zu einer Gräfin machen, und werde ihr die Freiheit geben unabhängig auf ihren Gütern zu leben, wo sie Alles haben wird, Ehre, Reichthum Glanz und Freiheit, nur nicht mich, nicht einen Gemahl!

Arme Laura, sagte Frau von Brandt leise.

Sie beklagen sie! Aber ich werde indeß bei Ihnen sein!

Ja, Sie werden bei mir sein. Aber heute sind Sie schon zu lange bei mir gewesen. Das könnte auffallen, könnte Verdacht erregen. Gehen Sie also! Lassen Sie mich für Sie handeln. Handeln Sie selbst! Lassen Sie Sich von keinen Schwierigkeiten zurückschrecken. Denken Sie immer an das Ziel, das Ihrer wartet. Gehen Sie!

Der Graf verabschiedete sich seufzend, während Frau von Brandt kaum im Stande war, ihre Ungeduld und ihr Verlangen allein zu sein, zu verbergen.

Sie sah ihm mit einem verächtlichen Lächeln nach, als er sie endlich verließ. Eitler Thor, flüsterte sie achselzuckend. Er verdient es betrogen zu werden, denn er ist ein Narr! Aber jetzt, jetzt will ich doch sehen, was dieses kostbare Etui enthält.

Sie flog zu dem Tische hin und öffnete hastig den Deckel. Ein Schrei der Ueberraschung entfuhr ihren Lippen, und ihre Augen strahlten vor Freude so hell und glühend, wie jene Brillanten dort auf dem seidenen Polster des Etuis.

Ach, das ist in der That ein Königliches Geschenk, flüsterte sie athemlos. Mehr als Königlich, denn ich

glaube nicht, daß der König Friedrich jemals im Stande wäre, irgend einer Frau solche Brillanten zu schenken. Aber ich habe sie verdient durch mein wundervolles Comödienspiel. Mein Gott, dieser arme Graf ist jetzt fest überzeugt, daß ich das edelste, uneigennützigste und liebevollste Weib der ganzen Erde bin! Sich den Anschein zu geben, sein Geschenk nicht annehmen zu wollen, wie klug, wie fein berechnet das neulich von mir war! Ich wußte wohl, daß wenn ich ihm das kleine Etui, welches er mir damals brachte, zurückgeben würde, er in der Extase seines Entzückens es mit einem größern und kostbarern vertauschen würde, um damit wo möglich mein Herz zu rühren! Oh, wie ich heute dieses große Etui aus seiner Brusttasche hervor kommen sah, wie da mein Herz hüpfte vor Entzücken, wie ich kaum meine Hände zurückhalten konnte, welche sich sehnten, den kostbaren Schatz zu erfassen! Und doch vermochte ich es über mich, mir nochmals den Anschein der Weigerung zu geben. Doch bezwang ich meine Ungeduld, und öffnete nicht in seiner Gegenwart den Deckel! Er würde sonst wider meinen Willen in meinen Augen mein Entzücken gelesen haben, und das hätte den armen Narren irre machen können an meiner uneigennützigen Liebe. Wahrlich, es war sehr klug,

sehr diplomatisch von mir, und selbst Mannteuffel könnte nicht schlauer und überlegter gehandelt haben!

Sie neigte sich wieder über die funkelnden Brillanten und drückte ihre brennenden Lippen auf die kalten Steine. Oh, wie ich Euch liebe, Ihr schönen Sterne, flüsterte sie fast zärtlich, wie Eure funkelnden Blicke mein Herz durchleuchten, wie Euer kalter Kuß mein ganzes Wesen durchglüht und begeistert! Ich liebe Euch mehr, als irgend ein menschliches Wesen, ich hege höheres Verlangen nach Euch, als nach irgend einem Manne, und wenn ihr Euch um meinen Nacken schlingt, so ist mir das die herrlichste und liebste Umarmung. Seid also gegrüßt, und geküßt, meine Geliebten, und willkommen geheißen in meinem Hause und an meinem Busen! Oh es soll Euch wohl gehen bei mir, und ich werde dafür sorgen, daß Ihr immer in guter und Eurer würdige Gesellschaft seid! Es laufen noch so viele von Euren Brüdern in der Welt herum, und ohne Zweifel habt Ihr Sehnsucht so viele, wie möglich, von Euren Brüdern und Vettern bei Euch zu haben. Nun ich theile Eure Sehnsucht, und werde mich bemühen, sie zu erfüllen, und immer mehr, mehr von Eurer Verwandschaft in meinen Besitz und in Eure Gesellschaft zu bringen. Auch Eure Cousinen,

die Perlen, will ich einladen, und Ihr sollt Euch mit ihnen verbinden, und es soll eine Vermählung werden unter den Brillanten und Perlen, lustiger und prächtiger als die Vermählung des Grafen Voß mit der schönen Laura von Pannewitz!

Sie lachte laut in dem Uebermuth ihres Glückes, und schloß den Deckel des Etuis wieder, um dasselbe dann sorgsam in ihrem Schreibtisch zu verschließen.

Und jetzt zur Königin-Mutter, sagte sie. Die Mine ist gelegt, ich will das Feuer an die Lunte legen, damit das Pulver sich entzünde!

Ich muß der Königin andeuten, daß die Vermählung der schönen Laura mit dem Grafen Voß nothwendig ist, um ein Aergerniß in der Königlichen Familie zu vermeiden, ich muß, — Eh bien, nous verrons! Ich höre schon die Stimme der Königin! Sie hat ihre Promenade im Garten begonnen, und ich darf dabei nicht fehlen!

Sie nahm Hut und Schawls und eilte hinunter in den Garten.

XII.

Die Königin als Freiwerberin.

Die Königin-Mutter lustwandelte in den schattigen Gängen des Gartens von Monbijou. Sie schien heute ungewöhnlich heiter, ihr Gesicht war lächelnd, wie man es lange nicht gesehen und ihre sonst so stolzen und ernsten Augen leuchteten heute in einem sanfteren und milderen Feuer.

Die Königin hatte aber auch allerdings wohl Grund heiter zu sein, denn ihre stolzen, so lange Jahre vergeblich gehegten Wünsche schienen sich jetzt alle verwirklichen zu wollen und alle die schönen Versprechungen, welche ihr damals ihr Sohn bei seinem ersten Besuche gemacht und an die sie kaum zu glauben gewagt hatte, fingen schon an, sich zu verwirklichen. Sie hatte bereits die erste Monatszahlung ihres verdreifachten Wittwenjahrgeldes erhalten, ihr Hofstaat war

vergrößert und auf einem wahrhaft Königlichen Etat eingerichtet, und gestern hatte ihr der König gesagt, daß er heute selber den Bauplatz zu dem neuen Palais der Königin bestimmen werde. Außerdem bewiesen ihr die Huldigungen, welche sie vom ganzen Hofe und besonders auch von den Lieblingen und der nächsten Umgebung des Königs empfing, wie vielen Einfluß man ihr zuschrieb und wie große Bedeutung man auf ihre Gunst und Gnade legte! Während die Königin Elisabeth Christine sich still und glanzlos nach ihrem Schlosse Schönhausen zurückgezogen hatte und dort, wie in einsamer Wittwentrauer lebte, war das Lust-schloß Monbijou der Sammelplatz des ganzen Hofes geworden und Jedermann eilte, der Königin-Mutter seine Huldigungen darzubringen. Selbst der junge König, welcher seine Gemahlin in Schönhausen noch nicht mit einem einzigen Besuche erfreut hatte, kam fast täglich, seiner Königin-Mutter aufzuwarten und ein glänzendes Gefolge von Cavalieren begleitete ihn. *)

Die Königin Sophie Dorothea hatte wohl Grund heiter zu sein und mit freudestrahlenden Blicken in die Zukunft zu sehen. Zudem war es heute zum ersten

---

*) Thiébault, II. pag. 84.

Male, daß sie mit ihrem glänzenden Gefolge ihren Spaziergang machen konnte, denn seit gestern erst war dasselbe ganz vervollständigt und eingerichtet worden. Wenn die Königin jetzt hinter sich blickte, und sie that es zuweilen, so sah sie da hinter sich nicht mehr die zwei Hofdamen von früher allein und gelangweilt einherwandeln, sondern es waren da sechs Hofdamen, sechs der schönsten und vornehmsten Damen des Adels, welche zum Dienst der Königin bestimmt waren und jetzt im heiteren Gespräch mit den vier Hofcavalieren der Königin, welche der König selbst ausgewählt und ernannt hatte, ihr folgten. Sie hörte, während sie mit ihrem Hofmarschall, dem Grafen Rhedern sprach, das lustige Lachen des neuernannten Hoffräuleins Louise von Schwerin und die sanfte, melodische Stimme der schönen Laura von Pannewitz, deren Anmuth und stolze Schönheit sogar ihrem Gemahl, dem König imponirt und ihn auf einige Wochen sogar in den ungewohnten Zustand der Verliebtheit versetzt hatte. *)

Es war in der That ein befriedigendes Gefühl,

---

*) Mémoires de Fréderique Sophie Wilhelmine Margrave de Baireuth. Vol. II, pag. 380.

so, gefolgt von der Schönheit, Anmuth und Jugend, einherzuwandeln in diesem duftenden, belaubten und vom Vögelgezwitscher erklingenden Garten, an dessen Seite sich die vom Sonnenschein beleuchtete Spree wie ein silbernes Band hinschlängelte und die heiße Luft mit sanfter Kühlung fächelte.

Die Königin, wie gesagt, war ungewöhnlich heiter, denn sie hatte so eben eine neue Gewähr ihrer Bedeutsamkeit und ihres Einflusses erhalten, einen neuen Beweis, wie viel Macht man ihr über das Gemüth ihres Sohnes, des jungen Königs, beilegte.

Der Graf Rhedern hatte die Königin-Mutter um ihren Beistand und ihre Vermittlung angefleht, er hatte sie gebeten für ihn in einer sehr delicaten und wichtigen Sache die Fürsprecherin bei König Friedrich zu sein. Der Graf wollte sich verheirathen, aber es fehlte ihm noch die Einwilligung des Königs zu seiner Vermählung, und diese würde wahrscheinlich sehr schwer zu erlangen sein, denn die Auserkorne des Grafen Rhedern war leider kein Fräulein von altem guten Adel, sondern sie hatte das Unglück nur die Tochter eines Berliner Kaufmanns zu sein.

Aber ich begreife nicht, sagte die Königin nach diesen vertraulichen Mittheilungen des Grafen, ich be-

greife nicht, weshalb Sie auch eigentlich dieses Mädchen heirathen wollen! Ich sollte meinen, der Adel unseres Königreiches sei noch nicht arm an schönen und heirathsfähigen Damen, und ein Graf Rhedern hätte nicht nöthig so tief herabzusteigen, um sich eine Gemahlin zu suchen. Blicken Sie hinter sich, Graf, und Sie werden da die schönsten Fräulein sehen und Alle von reiner und untadelhafter, altadelicher Herkunft.

Ew. Majestät haben hier, wie immer Recht, seufzte der Hofmarschall Graf Rhedern. Diese Damen sind schön, vornehm, jung und liebenswürdig, aber es fehlt ihnen eins, um vollkommen zu sein. Mamsell Orguelin ist weder schön, noch vornehm, jung und liebenswürdig, aber sie hat das Eine, welches jenen Zauberinnen fehlt, und um dieses Einen willen bin ich gezwungen, sie zu heirathen.

Graf, Sie sprechen in Räthseln und wie mir scheint in sehr zweideutigen Räthseln, rief die Königin fast zürnend. Was ist dieses Eine, welches die Mamsell Orguelin hat und um dessentwillen Sie gezwungen sind, sie zu heirathen?

Ew. Majestät, dieses Eine ist das Geld!

Ah, das Geld! sagte die Königin lächelnd. In

der That, es steht einem Cavalier wohl an, um des Geldes willen eine Heirath unter seinem Stande zu machen.

Gerade, Majestät, weil ich an die Verpflichtungen, die mir mein Stand und mein Wappen auferlegten, dachte, gerade darum habe ich mich zu dieser unwürdigen Partie entschließen müssen. Mögen Ew. Majestät es verzeihen, wenn ich es wage vor Ihnen die verschwiegene Pein und die sorgsam verschleierte Misère meines Hauses zu enthüllen! Das Geschlecht der Grafen Rhedern ist ein altes, ruhmwürdiges und erhabenes. Meine Väter sind immer reich an Tugenden gewesen, aber niemals reich an Geld. Es scheint, als wenn ihnen immer nur die Eine Tugend der Sparsamkeit gefehlt habe; sie waren zu großmüthig, um irgend Jemanden eine Bitte abschlagen zu können, zu noble und zu stolz, um ihr gräfliches Haus den Anforderungen ihres geringen Vermögens gemäß, einzurichten. Sie hielten äußerlich den gräflichen Glanz und den Pomp ihres Standes aufrecht und nägten dabei heimlich und ungesehen an der harten Brodrinde ihrer Dürftigkeit. So ist es gegangen von Vater auf Sohn, so haben sich die Schulden immer vergrößert, die Einnahmen verringert und wenn ich jetzt

mich nicht entschließe mit einem Gewaltstreich dieser Noth ein Ende zu machen, wenn ich nicht, wie weiland Kaiser Alexander den Muth habe, den gordischen Knoten auf Einen Schlag zu zerhauen, statt ihn mühsam von einander zu fädeln, so werde ich bald dem Hof und dem Adel das entsetzliche Beispiel geben, daß ein Graf Rhedern gezwungen ist, sein Hotel, seine Equipage, seine Meubles und Bedienten abzuschaffen, um fortan als ein Bettler zu leben!

Ah, dies ist in der That eine traurige und dringende Angelegenheit, rief die Königin theilnahmsvoll. Aber giebt es denn unter unserm Adel keine reichen Erbinnen, deren Vermögen Sie erretten könnte?

Keine, Ihro Majestät, welche, wie die Mamsell Orguelin, mir ein Vermögen von drei Millionen einbringen würde.

Drei Millionen! Das ist viel und jetzt sehe ich vollkommen ein, weshalb Sie gezwungen sind diese Orguelin zu heirathen. Ich gebe Ihnen meine Einwilligung und ich verspreche Ihnen, daß auch mein Sohn, der König, Ihnen dieselbe nicht versagen soll! Treffen Sie also immerhin Ihre Vorbereitungen und fürchten Sie nichts. Ich bürge Ihnen dafür, daß der König Ihnen keinen Refus giebt!

Oh, wenn Ew. Majestät das sagen, bin ich von dieser Seite her meiner Sache sicher, rief der Graf Rhedern mit einem schweren Seufzer.

Wie? Dennoch seufzen Sie Graf?

Majestät, es fehlt mir noch eine andere Zustimmung zu meiner Vermählung, es fehlt mir noch das Jawort der Braut! Und dieses Jawort ist an eine Bedingung geknüpft, welche wiederum auch nur durch die Gnade Eurer Majestät erfüllt werden kann!

Die Königin lachte. Nun wahrlich, dies ist ein seltsamer Brautstand. Sie reden ganz ernsthaft von Ihrer nahe bevorstehenden Vermählung und sind noch nicht einmal verlobt, Sie sprechen von Ihrer Braut, aber Mademoiselle Orguelin hat Ihnen noch nicht ihr Jawort gegeben und ob sie es thut, das hängt von mir ab, sagen Sie?

Ja wohl, Ew. Majestät! Denn dieses Mädchen, welches auf ihre drei Millionen so stolz ist, als ob es der älteste und herrlichste Stammbaum wäre, dieses Mädchen will nur unter der Bedingung meine Gemahlin werden, daß sie vom Hofe feierlich anerkannt und zu allen Hoffesten, ihrem Range als Gräfin Rhedern gemäß, Zutritt habe!

Nun wahrlich, dies ist eine starke Anmaßung!

rief die Königin mit unwilligem Stirnrunzeln. Eine Krämerstochter, welche den Uebermuth so weit treibt, am Hofe des Königs von Preußen erscheinen zu wollen. Nimmermehr wird das geschehen und nimmermehr kann ich selber einer solchen Neuerung das Wort reden, denn sie ist verderblich und nur dazu geeignet, das Ansehen des Adels zu schwächen und ihm sein höchstes und schönstes Vorrecht, sich den Königinnen allein nahen zu dürfen, zu entziehen und zu schmälern. Diese Ansicht war es, welche mich gehindert hat diesen sogenannten Grafen Réal an meinem Hofe zu empfangen, obwohl mein Sohn, der König, ihm freien Zutritt an dem seinigen bewilligt hat und es, wie ich sehr wohl weiß, gerne sehen würde, wenn ich diesen Grafen seiner Erfindung auch an meinem Hofe dulden würde. Aber als Königin und als Dame kann ich dies nicht thun! Es muß eine Schranke geben, welche das Königthum abgrenzt von der niedrigen und gemeinen Welt, und nur der reine, unverfälschte und unbefleckte Adel kann diese Schranke bilden. Sie sehen also, mein armer Graf, daß ich dies Mal Ihre Bitte nicht erfüllen kann!

Oh, Majestät, flehte der Graf, die gefaltenen Hände zu der Königin empor streckend, Majestät haben

Sie Mitleid mit mir! Wollen Ew. Majestät gnädigst daran denken, daß ich ruinirt, daß ich ein Bettler bin, wenn diese Verbindung fehl schlägt, wenn ich die drei Millionen der Mademoiselle Orguelin nicht heirathen kann.

Ah, freilich, das hatte ich vergessen, sagte die Königin sinnend.

Zudem, fuhr der Graf muthiger fort, zudem ist auch dies ein ganz anderer Fall und ich glaube nicht, daß meine erhabene Königin hier ein Princip zu wahren habe, wie dies bei der Angelegenheit mit dem soi disant Grafen Néal der Fall ist! Ein Mann vertritt immer sich selbst und sein Geschlecht, und keine Macht der Erde kann ihm edleres und besseres Blut einflößen, als wie es einmal in seinen Adern fließt. Aber mit einer Frau ist das anders. Sie empfängt den Namen ihres Gemahls und wird von seinem Stande getragen, sie wird Blut von seinem Blut und kann dem Adel seines Namens keinen Eintrag thun! Die Söhne der Gräfin Rhedern werden immer doch die Grafen Rhedern sein, wenn auch ihre Mutter aus keinem adlichen Geschlecht entsprossen ist und unser gräfliches Wappen mit einem Querbalken verunziert!

Es ist wahr, sagte die Königin, dies ist ein an-

derer Fall als mit dem Abenteurer Réal. Der Rang ihres Gemahles wäre im Stande uns einen Schleier decken zu lassen über die dunkle Geburt dieser neugebackenen Gräfin!

Und Euer Majestät würden in Ihrer Gnade die segensvolle Beschützerin unserer Familie sein, sagte Graf Rhedern mit süßem einschmeichelnden Ton. Ew. Majestät würden nicht allein meinem Hause wieder zu gräflichem Glanz und Ansehen verhelfen, sondern Sie würden auch dem Lande diese drei Millionen der Mademoiselle Orguelin erhalten, denn im Falle ich nicht im Stande bin, diese Bedingung, welche mir die Millionairin gestellt, zu erfüllen und ihr das Entrée bei Hofe zu verschaffen, wird Mademoiselle Orguelin einen jungen, reichen Holländer heirathen, welcher der Handelsfreund ihres Vaters und eigens hieher gekommen ist, um sich um die Hand seiner Tochter zu bewerben.

Ah, wenn es so ist, dann wird es fast zu einer Pflicht dieses Mädchen Ihnen zu geben, um ihre Millionen nicht außer Landes gehen zu lassen, sagte die Königin lächelnd. Sein Sie also außer Sorgen Graf, Ihre Bitten sollen erfüllt werden und diese kleine Millionairin, welche sich so sehr sehnt, bei Hofe zu erscheinen, soll ihren Willen haben! Ich werde noch

heute mit meinem Sohn, dem König, das Nöthige besprechen und Sie können im Voraus seiner Einwilligung gewiß sein.

Und die Königin, welche sich ganz glücklich und stolz fühlte, eine Gelegenheit zu haben, um dem Hofe zu zeigen, welchen Einfluß sie auf ihren Königlichen Sohn ausübe, reichte mit einem gnädigen Lächeln dem Grafen ihre Hand zum Kusse dar und hörte wohlgefällig den leidenschaftlichen Exclamationen seiner Dankbarkeit und Ergebenheit zu.

Dann verabschiedete sie ihn mit einem gnädigen Kopfneigen und befahl ihm, die Frau von Brandt, deren fröhliche Stimme sie längst schon vernommen hatte und die eben wieder die Hofdamen und Cavaliere mit einer ihrer pikanten und drolligen Geschichten laut lachen machte, zu ihr zu bescheiden.

Während der Hofmarschall wie ein Pfeil davon flog, die Befehle seiner Königlichen Gebieterin zu erfüllen, ging die Königin sinnend und lächelnd weiter. Jetzt, da man ihr ein wenig gestattete, Königin zu sein, jetzt regte sich auch wieder das Weib in ihr; sie fand es ganz amüsant und ergötzlich bei den Liebesaffairen der Hofleute die Hände ein wenig im Spiel zu haben und als wohlthätige Fee die Vermitt-

lerin der Liebesverhältnisse und Ehen zu sein! — Zwei der angesehensten Grafen hatten sie heute um ihre Unterstützung angefleht, für Beide sollte sie als Freiwerberin auftreten, Beide verlangten von ihr das Glück und die glanzvolle Zukunft ihres Hauses.

Die Königin, wie gesagt, fühlte sich geschmeichelt und angeregt von diesen Anforderungen und sie war daher in der besten und gnädigsten Laune als sie die Frau von Brandt empfing und das Gespräch mit ihr begann.

Anfangs waren es nur gleichgültige Dinge, welche den Gegenstand ihrer Unterhaltung bildeten, aber Frau von Brandt wußte sehr wohl, weshalb die Königin ihr die Ehre einer besonderen Unterredung gestattet hatte, sie hielt das Licht bereit, welches die Mine in Brand stecken sollte, die sie um das Glück und die Liebe der armen Laura von Pannewitz gelegt hatte.

Wissen Sie, fragte die Königin plötzlich, wissen Sie, daß wir ein Liebespaar an meinem Hofe haben?

Ein Liebespaar? wiederholte Frau von Brandt mit so sichtlichem Erschrecken und Erstaunen, daß die Königin darüber betroffen ward.

Mein Gott, sagte sie lächelnd, Sie erschrecken so

sehr, daß man fast meinen sollte, wir lebten hier in einem Kloster und es sei ein Verbrechen, hier von Liebe und vom Heirathen zu sprechen. Oder war es nur ein wenig Aerger darüber, daß Sie dieses Liebesverhältniß nicht kannten?

Verzeihung, Majestät, sagte Frau von Brandt leise, ich kannte dieses Liebesverhältniß wohl, aber ich konnte nicht ahnen, daß auch Ew. Majestät davon unterrichtet wären.

Sie kannten es also? Ja freilich, das Fräulein von Pannewitz ist ja Ihre Freundin und es ist daher sehr natürlich, daß sie Sie zur Vertrauten ihrer Liebe gemacht hat.

Ja wohl, ich bin die Vertraute dieser unglücklichen und thränenreichen Liebe gewesen, sagte Frau von Brandt seufzend, aber Ew. Majestät können versichert sein, daß ich keine Ueberredungskünste, keine Bitten, ja selbst keine Drohungen unversucht gelassen habe, um dieses arme, schwärmerische junge Mädchen von dieser unseligen und traurigen Liebe zu heilen.

Nun, Sie hätten diese Bemühungen sparen können, sagte die Königin lächelnd, denn diese Liebe ist nicht, wie Sie sagen, eine traurige und unselige, sondern eine glückliche! Der Graf Voß war heute Mor-

gen hier und hat bei mir um die Hand des Fräulein von Pannewitz angehalten.

Arme, unglückliche Laura! seufzte Frau von Brandt.

Wie? rief die Königin, Sie beklagen sie noch während ich Ihnen doch sage, daß ihre Liebe keine unglückliche, sondern eine glückliche ist, daß der Graf Voß dieselbe theilt und um ihre Hand wirbt?

Aber was hat denn der Graf Voß mit Laura's Liebe zu theilen? fragte Frau von Brandt mit so gut gespieltem Erstaunen, daß die arglose Königin wohl davon getäuscht werden konnte.

Nun wahrlich, dies ist eine seltsame Frage, rief die Königin achselzuckend. So eben erst sagen Sie mir, daß die Pannewitz eine unglückliche Liebe zu dem Grafen Voß hege und wie ich Ihnen sage, daß dies keine unglückliche Liebe sei, sondern daß der Graf eben bei mir um die Hand meines Hoffräuleins geworben habe, fragen Sie mich ganz erstaunt, was denn der Graf Voß mit Laura's Liebe zu theilen habe.

Verzeihung Majestät, seufzte Frau von Brandt, ich sagte nicht, daß meine arme Freundin den Grafen Voß liebe!

Wie? rief die Königin ungeduldig, es ist also nicht der Graf Voß? Mein Gott, wen liebt sie denn

und wer ist es, der ihr sogar eine unglückliche und thränenreiche Liebe einflößen kann? Kennen Sie ihn? Wissen Sie seinen Namen?

Majestät, ich kenne ihn, aber ich habe mit einem heiligen Eide auf die Bibel gelobt ihn niemals über meine Lippen kommen zu lassen!

Es war sehr unüberlegt von Ihnen, ein solches Gelöbniß zu thun, rief die Königin ungeduldig.

Majestät, es war meine Freundin, welche es von mir forderte und Angesichts ihres Kummers und ihrer Thränen durfte ich ihr eine Bitte nicht abschlagen, durch deren Erfüllung ich ihr wenigstens den trauri=gen Trost gewähren konnte, ihre Klagen und ihre Pein in den Busen einer treuen und verschwiegenen Freundin ergießen zu können. Aber eben diese Freund=schaft legt mir Verpflichtungen auf, macht es mir zur heiligen Pflicht, Ew. Majestät anzuflehen, diesen Heirathsantrag des Grafen Voß mit allen Mitteln ihrer Königlichen Gewalt zu unterstützen und meine arme Laura selbst, wenn es sein muß, zu einer Ver=mählung mit ihm zu zwingen.

Wie? Sie sagen, daß sie einen Andern liebt und doch wollen Sie, daß man sie zwinge, den Gra=fen Voß zu heirathen?

Majestät, es giebt kein anderes Mittel um Unheil und Schmach von dem Haupte meiner theuren Laura abzuwenden, kein anderes Mittel um zwei edle und erhabene Herzen vor den Verirrungen ihrer unseligen Leidenschaft zu bewahren. Laura ist das keuscheste, edelste und tugendhafteste Mädchen, aber sie liebt, und den Thränen, den Zornesausbrüchen, der leidenschaftlichen Gluth des Geliebten gegenüber, wird jedes Weib doch zuletzt schwach und hört keine andere Stimme mehr, als die ihres Geliebten.

Also diese Liebe wird erwidert? fragte die Königin erstaunt.

Oh, Majestät, vor einer unerwiderten Liebe würde Laura wohl ihr jungfräulicher Stolz bewahren.

Und doch nennen Sie diese Liebe eine unselige und thränenreiche?

Ich nenne sie so und sie ist es, denn es stellen sich ihr unübersteigliche Hindernisse entgegen, ein Abgrund liegt zwischen diesen beiden Liebenden, über dem sie sich niemals die Hände reichen können, sondern in den sie hinabstürzen müssen, um vereinigt zu werden! Jedes Wort welches diese Armen, Unglücklichen von ihrer Liebe sprechen ist ein Vergehen, ja — ein Hochverrath!

Ein Hochverrath, rief die Königin, deren Augen jetzt leuchteten vor Zorn und Entrüstung. Ah, ich verstehe Sie jetzt. Dieses übermüthige, stolze Mädchen wagt es ihre Augen so hoch zu erheben, wie nur eine Prinzessin von Königlichem Blut es darf. In dem Hochmuth ihrer Schönheit vermeint sie vielleicht hier eine La Vallière oder gar eine Maintenon spielen zu können. Ja, ich begreife jetzt Alles. Ihre schmachtende Bläße, ihre Seufzer, ihr wehmüthiges Lächeln, ihr Erröthen und Erblassen vorher, als ich ihr sagte, daß heute der König mit seinem Hofe hieher kommen würde! Ja, ja, es ist so, die Pannewitz liebt den —

Oh, Majestät, rief Frau von Brandt flehend, wollen Sie die Gnade haben, den Namen nicht auszusprechen! Ich müßte ihn ableugnen und das wäre ein Verbrechen gegen Ew. Majestät, aber wenn ich ihn zugestände, müßte ich meinem heiligen Eide und meiner Freundschaft untreu werden! Ew. Majestät haben in Ihrer Weisheit verstanden, was ich nur mit halben Worten anzudeuten wagte und meine erhabene Königin weiß jetzt, warum mir eine schnelle Vermählung mit dem Grafen Voß als ein Rettungsmittel erscheint für diese beiden edlen und großen Herzen, welche sich sonst verzehren möchten in Schmerzen und

Sehnsucht, oder einer Leidenschaft unterliegen werden die stärker ist, als ihre Ueberlegung und ihr Pflicht-gefühl.

Noch in dieser Stunde wird das Fräulein von Pannewitz sich entschließen müssen die Braut des Grafen Voß zu werden, rief die Königin gebieterisch. Wehe ihr, wenn sie es wagt, sich zu weigern, wenn sie in ihrem frechen Uebermuth so weit geht, bei einer Liebe zu beharren, die ich mit der ganzen Kraft meines Königlichen Willens zu zerstören entschlossen bin.

Mögen Ew. Majestät ganz den Eingebungen Ihrer Weisheit und Ihres Königlichen Geistes folgen! Nur bitte ich Ew. Majestät um die Gnade, der armen Laura nicht zu sagen, durch Wen Ew. Majestät ihr unseliges Geheimniß erfahren haben!

Ich verspreche Ihnen das! sagte die Königin, die in ihrer zornigen Ungeduld jetzt mit ungewohnter Schnelle, ganz ihrer Königlichen Würde vergessend, sich umwandte und gerade auf ihr Gefolge hineilte, das bei ihrer Annäherung scheu und ehrfurchtsvoll stehen blieb und sich zu beiden Seiten der Allee aufstellte.

Aber in demselben Moment sah man einen der von Goldtressen blitzenden Königlichen Lakaien von der

Seite des Schlosses daher eilen, der sich der dienstthuenden Hofdame, Fräulein von Pannewitz näherte und ihr hastig einige Worte ins Ohr flüsterte.

Sofort eilte das Fräulein der Königin entgegen und sich tief verneigend sagte sie: Ihro Majestät die regierende Königin ist so eben vorgefahren und fragt, ob Ew. Majestät geneigt sind dieselben zu empfangen.

Die Königin antwortete nicht sogleich. Sie blickte mit einem zermalmenden Ausdruck von Verachtung auf das junge Mädchen, das mit niedergeschlagenen Augen, ganz Ergebenheit, ganz Demuth vor ihr stand und obwohl sie nicht zu der Königin empor sah, doch die Schwere und das Gewicht ihrer verächtlichen Blicke zu empfinden schien, denn sie erröthete tief und ein schmerzlicher, angstvoller Ausdruck malte sich in ihren Zügen.

Die Königin fand, daß Laura mit diesem Erröthen von einer bezaubernden Schönheit sei, sie hätte sie, in der Leidenschaftlichkeit ihres Zornes unter ihre Füße treten mögen, um sie zu strafen für diese anmaßende und hochverrätherische Schönheit. Sie fühlte es als eine Unmöglichkeit noch länger zu schweigen, noch länger die Entscheidung zurückzuhalten. Der Krater ihres Zornes dampfte und loderte in hellen Feuersäulen auf

und mußte sich in verheerenden und vernichtenden Lavaströmen ergießen. Die Königin war jetzt ganz wieder nur ein leidenschaftliches, rücksichtsloses Weib, nichts weiter und nur von ihrer Leidenschaft und der Gewalt ihres empörten Stolzes ließ sie sich bestimmen.

Ich gehe, Ihro Majestät zu empfangen, sagte Sophie Dorothea mit zitternden Lippen. Ihro Majestät ist ohne Ceremoniell gekommen und ich werde sie daher ohne Ceremoniell empfangen. Bleiben Sie daher Alle hier. Nur das Fräulein von Pannewitz wird mich begleiten!

XIII.

Der Heirathsantrag

Die ersten Begrüßungen zwischen den beiden Königinnen waren vorüber, die ersten Fragen der Höflichkeit und der Etiquette waren gewechselt worden. Sophie Dorothea hatte der Königin Elisabeth Christine die Hand gereicht, und sie in den neben dem Gartensalon befindlichen kleinen Salon geführt, in welcher die Königin-Mutter gewöhnlich den vertrauteren Zirkel ihres Hofes zu empfangen pflegte. Die Thüren nach dem Gartensalon waren geöffnet, und man sah in demselben die beiden Hofdamen der regierenden Königin, welche neben Laura von Pannewitz standen, und dann und wann einige leise Worte und Fragen an das Hoffräulein richteten, auf welche diese indessen nur kurze, kaum hörbare Antworten flüsterte. Der zornige, zerschmetternde Blick der Königin hatte Laura's Herz

erbeben gemacht, und sie mit einer dumpfen, entsetzlichen Angst erfüllt. Sie fühlte, daß die Entscheidung ihres Schicksals herannahe, und sie betete zu Gott, daß er ihr Kraft geben möge, unter dem Unheil nicht zusammen zu brechen. Aber doch zitterte sie gar nicht für sich, sondern nur für ihren Geliebten, und nur für ihn war sie entschlossen das Härteste zu tragen, und dem Unglück muthig ihre Stirn zu bieten. Sie wollte nicht sterben, nicht unterliegen, denn sie wußte, daß Er ihr nachsterben würde. Sie wiederholte sich in ihrem Geiste den Schwur der Liebe, der unerschütterlichen Treue, welchen sie ihm geleistet, und sie schwur ihn auf's Neue.

Plötzlich hörte sie die harte und gebieterische Stimme der Königin-Mutter, welche ihren Namen rief, und aufblickend sah sie dieselbe in der Thür des Nebensalons stehen.

Ich bitte die Damen der Königin sich in den Garten zu meinen Hoffräuleins zu begeben. Sie, Fräulein von Pannewitz bleiben hier, wir haben mit Ihnen zu sprechen.

Die Damen verbeugten sich tief, und verließen den Gartensalon, Laura von Pannewitz blieb allein zurück. Sie stand aufrecht mit gefalteten Händen in der Mitte

des Salons. Ihr Antlitz war todtenbleich, ihre Lippen zitterten, aber ihre Augen, welche sie gen Himmel gerichtet hatte, waren von einem überirdischen Glanze, sie strahlten von heldenmüthiger, schwärmerischer Begeisterung.

Als die Stimme der Königin Sophie Dorothea jetzt ihren Namen rief, legte Laura ihre beiden Hände auf ihr Herz, als wollte sie dessen stürmisches, angstvolles Klopfen zurückdrängen, und das Haupt auf ihre Brust gesenkt folgte sie demüthig und unterwürfig dem Ruf ihrer Herrin.

An der Thür des zweiten Salons blieb sie stehen, und erwartete stumm und ergeben die weiteren Befehle der Königin. Als diese nicht sogleich sprach hob Laura langsam ihr gesenktes Haupt empor und richtete ihre schüchternen Blicke auf die beiden Königinnen, welche der Thür gegenüber auf dem Divan saßen. Beider Augen waran auf sie hingerichtet. Die Blicke der Königin-Mutter waren stolz und strenge, und ein verächtliches Lächeln schwebte um ihre Lippen, während Elisabeth Christine mit einem Ausdruck unendlicher Milde, erbarmungsvollen Mitleids auf dieses arme Mädchen hinblickte, das da, wie eine von Sturm gebrochene Lilie an der Thüre lehnte.

Fräulein von Pannwitz, sagte Sophie Dorothea nach einer langen Pause, ich habe Sie gerufen, weil ich mit Ihnen eine Sache von Wichtigkeit zu besprechen habe, und da dieselbe keinen Aufschub leidet, hat mir Ihre Majestät erlaubt, dieselbe in ihrer Gegenwart zur Erörterung zu bringen. Hören Sie mich also aufmerksam an und erwägen Sie wohl jedes meiner Worte! Ich habe Sie bisher mit Güte und Freundlichkeit behandelt, ich habe Sie stets in mir nur eine gütige Herrin, eine mütterliche Freundin sehen lassen, dafür fordere ich aber jetzt von Ihnen den unbedingten, schweigenden Gehorsam, den ich als Ihre Königin und Ihre Herrin beanspruchen kann. Sie sind aus einer edlen und angesehenen Familie, aber dieselbe ist arm, und nicht im Stande, ihre Kinder auf eine glanzvolle und würdige Weise zu erhalten. Deshalb habe ich Sie zu mir genommen, und deshalb will ich Ihnen jetzt eine Zukunft begründen, welche so Gott will, glanzvoll uud glücklich sein soll. Ein reicher und edler Cavalier hat bei mir um ihre Hand geworben, und da es eine ganz passende und vortheilhafte Partie ist, habe ich seinen Heirathsantrag für Sie angenommen, und ihn Ihrer Einwilligung versichert.

Die Königin schwieg und blickte forschend hinüber

nach dem jungen Mädchen, das noch immer an der Thür lehnte, und schweigend und mit gesenktem Haupte dastand. Diese stumme Ergebung, diese willenlose Unterwürfigkeit empörten die Königin, statt ihren Zorn zu sänftigen. Sie nahm dieses Schweigen für Trotz, diese Demuth für Störrigkeit.

Sie sind gar nicht neugierig, wie es scheint, den Namen Ihres zukünftigen Gemahls zu kennen? fragte sie scharf. Oder ist es vielleicht die Freude, welche Ihre Zunge fesselt, und Sie verhindert, mir den Dank auszusprechen, den Sie mir für meine mütterliche Fürsorge schulden?

Verzeihen Ew. Majestät, sagte Laura, ihre sanften Augen mit einem flehenden Ausdruck auf das harte und strenge Antlitz der Königin richtend, es ist nicht die Freude, welche meine Zunge fesselt, sondern nur die Ehrfurcht vor Eurer Majestät. Ich empfinde gar keine Freude.

Sie empfinden gar keine Freude, rief die Königin mit dem grausamen Freudengefühl einer Löwin, welche ihren Feind jetzt nahe genug herankommen sieht, um mit ihm den Kampf zu beginnen, und ihn zerschmettern zu können. Nun, so werden Sie ohne Freude Sich in Ihre Vermählung zu fügen haben, das ist

Alles, und da Sie so erhaben sind über alle weibliche Schwächen, nicht einmal neugierig zu sein, so werde ich Ihnen endlich Den nennen müssen, dessen Braut Sie sind, damit Sie nicht etwa in Irrthum darüber sind, und vielleicht in der Zärtlichkeit ihres Herzens irgend einen Andern mit Ihrer Umarmung beglücken, als den Ihnen bestimmten Gemahl!

Laura stieß einen leisen Schrei aus, und ihre Wangen, welche bis dahin farblos gewesen, überzogen sich mit einem glühenden Purpur der Schaam.

Haben Sie Mitleid, Majestät! flüsterte Elisabeth Christine, ihre Hand sanft auf die Schulter der Königin-Mutter legend. Sehen Sie nur wie dies arme Mädchen leidet.

Sophie Dorothea zuckte die Achseln. Ah bah, haben wir nicht Alle gelitten in unserm Leben? sagte sie nachlässig. Giebt es eine Frau, welche nicht die Hälfte ihres Herzens in Thränen aufgelöst hat?

Es ist wahr, murmelte die Königin, es ist das traurige Vorrecht der Frauen zu weinen und zu leiden.

Die Königin-Mutter wandte sich wieder nach Laura hin, welche mühsam die Thränen wieder hinunter gewürgt hatte, und jetzt wieder ergeben, sanft und demüthig da stand.

Nun? fragte Sophie Dorothea es beliebt Ihnen immer noch nicht nach dem Namen Ihres Verlobten zu fragen? Ich werde Ihnen denselben also nennen! Merken Sie wohl auf: es ist der Graf von Voß, der Sie zu seiner Gemahlin erwählt hat, und fortan werden Sie Ihr Herz und Ihre Liebe ihm allein zuzuwenden haben!

Jetzt richtete Laura ihre Augen wieder auf diese stolze und gebietende Königin, aber der Blick des jungen Mädchens war nicht mehr sanft und flehend, sondern entschlossen und fest. Die herrische Weise der Königin, statt diese sanfte, schmiegsame und weiche Mädchenseele einzuschüchtern, hatte ihre Seele gestählt, und ihr das Bewußtsein ihrer eignen Würde, und ihrer untastbare Menschenfreiheit wieder gegeben.

Majestät, sagte sie sanft und entschieden, die Liebe läßt sich nicht willkührlich und auf Befehl verschenken.

Damit wollen Sie sagen, daß Sie den Grafen Voß nicht lieben? rief die Königin-Mutter, nur mit Mühe noch ihren Zorn zurückhaltend.

Laura von Pannewitz neigte ihr Haupt demüthig auf ihre Brust. Ew. Majestät haben es errathen, sagte sie, ich liebe den Grafen Voß nicht.

Nun, rief die Königin mit einem grausamen Lachen, so werden Sie ihn also ohne Liebe heirathen, das ist Alles!

Laura richtete mit einer heftigen Bewegung ihr Haupt wieder empor. Ihre Blicke begegneten denen der Königin, aber dies Mal schlug das junge Mädchen das Auge nicht wieder schüchtern und demuthsvoll zur Erde, sie begegnete den Blicken der Königin mit festem fast zürnendem Ausdruck. Von diesem Moment war Sophie Dorothea nicht mehr für sie die Königin, die Gebieterin, sondern nur ein Weib, welches einem andern Weibe ihre geheiligten Rechte beeinträchtigen und das freie Weib zu einer Sclavin erniedrigen wollte.

Ew. Majestät verzeihen, sagte sie, da ich gesagt habe, daß ich den Grafen nicht liebe, so folgt daraus, daß ich ihn auch nimmermehr heirathen werde.

Die Königin-Mutter fuhr empor, als habe der giftige Biß einer Natter sie getroffen. Nicht heirathen werde! wiederholte sie mit heiserer, keuchender Stimme. Ich aber sage Ihnen, Sie werden ihn heirathen, und müßte ich Sie mit Gewalt zum Altar schleppen lassen.

So würde ich vor dem Altare doch Nein sagen! rief das junge Mädchen, ihr von Begeisterung strahlendes Angesicht gen Himmel wendend.

Die Königin stieß einen dumpfen Schrei aus, und fuhr von ihrem Sitz empor. Die Löwin war im Begriff, sich auf ihre Beute zu stürzen, und sie zu zerreißen.

Elisabeth Christine aber legte ihre Hand auf den schon erhobenen Arm der Königin, und hielt sie mit sanfter Gewalt zurück. Majestät, flüsterte sie leise, was wollen Sie thun? Sie können dieses arme Kind nicht zwingen wollen, sich wider ihren Willen zu verheirathen, und da sie den Grafen Voß nicht liebt, so ist sie in ihrem Recht, wenn sie ihm ihre Hand verweigert.

Ha, Sie vertheidigen sie noch! rief Sophie Dorothea, auf's Aeußerste gebracht von dem Widerstand der Königin. Sie ahnen also nicht, weshalb sie sich weigert, sich dem Grafen zu vermählen? Sie begreifen also nicht, daß wenn ein armes, abhängiges Hoffräulein sich weigert, die Hand eines reichen, und tadellosen Cavaliers anzunehmen, dies nur geschieht, weil sie vermeint, sich anderswo ihre Zukunft selber gesichert zu haben, weil sie in dem stolzen Uebermuth ihres eitlen und bethörten Herzens an die Möglichkeit glaubt, durch ihre Coquetterien und ihr fein berechnetes Spiel sich ein anderes, höheres und glänzenderes Loos zu schaffen, ein Loos, was indessen unter der lockenden

und herrlichen Außenseite doch für sie nur Schmach und Schande enthalten könnte. Denn nimmermehr kann sie so wahnsinnig sein, zu glauben, daß irgend ein Priester dieses Landes verwegen genug wäre, ihre hochverrätherische, freche und unkeusche Liebe mit dem kirchlichen Segen zu heiligen, nimmermehr kann sie denken, ihren Fuß dahin zu setzen, wo nur die rechtmäßige und ebenbürtige Gemahlin eines Königs stehen darf, wo die Schwester des Königs von England gestanden hat, ja, wo sie noch steht, und entschlossen ist, mit dem Fuß diese elende Buhlerin fort zu stoßen, welche sich durch ihre schamlosen Reize meint einen Thron erobern zu können!

Laura von Pannewitz stieß einen gellenden Schrei aus, und ihre Arme gen Himmel erhebend rief sie: Mein Gott, mein Gott, dies muß ich hören, und ich sterbe nicht!

Die Königin-Mutter brach in ein wildes, höhnisches Lachen aus. Elisabeth Christine aber blickte fragend und verwundert auf diese Scene hin, von der sie nichts mehr verstand, die aber in ihrer tragischen Gewalt dennoch ihr Herz erschütterte und rührte.

Es ist eine sehr harte und sehr grausame Beschuldigung, sagte sie, welche Euer Majestät da auf

das Haupt dieses jungen Mädchens schleudern. Lassen Sie uns hoffen, daß das Fräulein sich zu rechtfertigen vermag!

Sich rechtfertigen! rief die Königin-Mutter. Sehen Sie sie an! Sehen Sie, wie meine Worte zerschmet-ternd auf sie niedergefallen sind, und ihr stolzes und trotziges Wesen gedemüthigt haben. Glauben Sie mir, Elisabeth, dieses Fräulein da, das Sie so großmüthig bemitleiden, versteht meine Worte besser als Ew. Ma-jestät, und weiß sehr wohl, wessen ich Sie beschuldige. Aber auch Sie, meine Tochter, Sie sollen es wissen, denn Sie haben ein Recht darauf, Sie, —

Oh Majestät, Erbarmen! rief Laura, auf ihre Kniee niedersinkend und ihre Arme flehend nach der Königin ausstreckend. Sprechen Sie nichts weiter! Demüthigen Sie mich nicht noch tiefer, indem Sie mein Geheimniß verrathen, welches in Ihrem Munde zu einer Anklage, zu einer Beschuldigung für mich wird. Bleiben wir an diesem Abgrund der Schmach stehen, zu welchem Ew. Majestät mich hingeschleudert haben, indem Sie mich eine Buhlerin nannten. Ein so ent-weihtes, in den Staub getretenes Geschöpf kann nicht mehr der Ehre theilhaftig sein, sich Ew. Majestät nahen zu dürfen. Ich sehe das ein, und bitte daher demü-

thigst um meine Entlassung, nicht um, wie Ew. Majestät vielleicht meinen, ein unabhängiges und glückliches, wenn auch schmachvolles Leben zu führen, sondern um mich zu flüchten in irgend einen stillen Winkel der Welt, wo ich allein und ungesehen, aber auch unverhöhnt, weinen kann über den schönen und unschuldigen Traum meines Lebens, aus welchem Ew. Majestät mich mit so harten Worten geweckt haben!

Sie war wunderschön in dieser knieenden Stellung, mit diesen erhobenen Armen, diesem edlen durchsichtig blassen, von Thränen bethauten Antlitz. Sophie Dorothea sah das, und fühlte sich dadurch nur noch mehr erbittert, noch grausamer gestimmt.

Ah, sie wagt es noch, mir Vorwürfe zu machen! rief sie hohnlachend. Sie hat also noch so viel Bewußtsein ihrer Schmach, daß sie zittert zu hören, was sie nicht gezittert hat zu thun. Hören Sie, meine Tochter, Sie, welche ein so weiches, mitleidiges Herz haben für dieses Fräulein, Sie, welche, wenn ich gesprochen habe, sie verwünschen und verdammen werden, wie ich es thue, und wie Sie es zu thun berechtigt sind! Glauben Sie mir, Elisabeth, ich kenne alle Ihre Leiden, ich kenne die geheime Geschichte Ihres so edlen, stolzen und verschwiegenen Herzens! Fragen Sie jetzt dieses

Mädchen da um Ihren Kummer und Ihre Schmerzen, fragen Sie sie um den Grund Ihrer Thränen und Ihrer einsamen, verweinten Nächte! Fordern Sie von ihr Ihr zerstörtes Lebensglück, und Ihre zertretenen Hoffnungen, fordern Sie von ihr Ihr Gattenglück und Ihren Seelenfrieden! Fräulein Laura von Pannewitz muß Ihnen das Alles wiedergeben können, da sie es Ihnen genommen hat, denn sie ist die Geliebte des Königs!

Des Königs! rief Elisabeth schmerzvoll, während Laura ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten ließ, und die Königin mit wirren und staunenden Blicken ansah.

Ja, des Königs, wiederholte Sophie Dorothea, deren heißes und erregtes Blut jetzt in so stürmischen Wellen durch ihre Adern schoß, und zu ihrem Kopf empor brauste, daß ihre Sinne zu schwindeln begannen, und sie kaum noch im Stande war, sich eine Art äußerer Herrschaft über sich selbst zu bewahren. Sie ist die Geliebte des Königs, und weil sie das ist, weigert sie sich den Grafen Voß zu heirathen. Aber Geduld, Geduld! Noch soll sie nicht triumphiren, und wenn sie es wagt, meinen Sohn, den Sohn der Königin Sophie Dorothea, den König Friedrich zu lieben, so soll sie daran denken, daß auch eine Doris Ritter ihn liebte, und von ihm geliebt ward, und daß man

sie dafür mit Peitschenhieben durch die Straßen gejagt hat!

Laura von Pannewitz stieß einen so lauten, fürchterlichen Schrei aus, daß selbst die Königin-Mutter einen Moment stutzte, und eine Art Mitleid mit diesem armen, zerbrochenen, schmerzdurchzuckten Mädchen empfand, das da auf dem Boden lag, wie eine von tödtlichem Schuß getroffene Gazelle, sich windend in Todesschmerzen und fürchterlicher Pein.

Aber sie wollte, und durfte diesem Mitleid nicht nachgeben, nicht eine Schwäche verrathen, deren sie selber sich schämte.

Sie nahm die Hand der jungen Königin und einen letzten, verachtungsvollen Blick auf Laura hinüberschleudernd, sagte Sie: Kommen Sie, meine Tochter! Martern wir uns nicht länger mit dem Anblick dieses Fräuleins, deren Thränen, wie ich hoffen will, von der Reue und der Erkentniß ihrer Schuld hervorgerufen sind. Möge sie unsern gerechten Zorn dadurch versöhnen, daß sie sich noch heute entschließt, freiwillig, und ohne uns zu härtern Maßregeln zu zwingen, die Hand des Grafen Voß anzunehmen. Wir werden dann vielleicht aufhören, sie zu verachten. Kommen Sie, meine Tochter.

Sie nahm die Hand der jungen Königin, und

führte sie durch den Salon nach jener Thüre dort drüben, die zum dem Boudoir führte. Sophie Dorothea schlug mit heftiger Hand die schwere Portière zurück, und war schon in ihr Boudoir eingetreten, aber Elisabeth Christine folgte ihr nicht sogleich. Sie blickte rückwärts nach dieser armen, zerbrochenen, zitternden Gestalt, welche da am Boden lag, und der Anblick ihres bleichen, schönen und edlen Angesichts rührte sie.

Verzeihen Ew. Majestät, wenn ich nicht sogleich Ihnen folge, sagte die junge Königin, und hinüberdeutend nach dem Fräulein, fuhr sie mit einem matten Lächeln fort: Ich möchte noch einige Worte mit dem Fräulein von Pannewitz reden, und mich dünkt, ich habe wohl ein Recht dazu.

Die Königin-Mutter empfand eine grausame Genugthuung bei diesen Worten der Königin. Ach, meine Tochter, sagte sie, also sogar Ihre Langmuth und Milde ist erschöpft, und Sie fühlen, daß hier keine Vergebung, sondern nur Verachtung und Zorn möglich ist. Ja, sprechen Sie mit ihr! Lassen Sie sie die ganze Schwere Ihrer Indignation und Ihrer gerechten Vorwürfe empfinden. Von Ihren sanften Lippen werden solche Worte für diese Verbrecherin ein zermalmendes Gewicht haben. Nur eilen Sie Sich ein wenig, denn Sie wissen

wohl, daß der König mit seinem Hofe sehr bald erscheinen wird!

Die Königin-Mutter ließ die Portière wieder zufallen, und schloß die innere Thür ihres Boudoirs. Sie wollte nichts hören von der Unterredung Elisabeths mit dem Hoffräulein; sie bedurfte der Ruhe und Sammlung, um sich vorzubereiten zu dem Empfang des Königs.

XIV.

Das Mißverständniß.

Die junge Königin, welche man in einer traurigen, nur ihr selber fühlbaren Ironie, die regierende Königin nannte, war also allein mit Laura von Pannewitz.

Einen Augenblick fühlte sie sich ganz kraftlos und ganz außer Stande zu sprechen; neue, ganz ungewohnte stürmische Gefühle loderten plötzlich empor in dieser so sanften, so resignirten und weichen Seele, sie empfand in Einem Moment alle Qualen der Eifersucht, des Zorns, der Demüthigung verschmäheter Liebe. Sich zurücklehnend an die Wand, blickte sie hinüber zu Jener da, die jetzt zwar weinend und händeringend am Boden lag, aber doch ein stolzes Glück ihr Eigen nannte, das zu besitzen, Elisabeth Jahre ihres Lebens freudig würde hingegeben haben. Endlich also hatte sie Diejenige gefunden, um Deretwillen sie verschmäht ward, endlich stand sie diesem

beneideten, glückseligen Weibe gegenüber, welches der König liebte, sah sie die stolze Räuberin ihres Glückes; und eine wilde Freude schwellte ihre Brust sie so gedehmüthigt und in Thränen gebadet zu ihren Füßen zu sehen!

Aber diese heftige Regung verschwand bald. Elisabeth war ein zu edles, zartes Weib, um sich lange so stürmischen und wilden Gefühlen hingeben zu können. Sie empfand eine Art wehmüthiger Freude, zu sehen, daß es doch mindestens nicht Herzenskälte, sondern Liebe sei, welche den König seiner Gemahlin entfremdete, und in ihrem edlen Gerechtigkeitssinne gestand sie sich, daß dieses Weib, welches der König liebte, allerdings schöner, reizender und verlockender sei, als sie selbst mit ihrer reizlosen, nüchternen, und prosaischen Schönheit. Ihre eigene Liebe zu ihrem Gemahl war so ohne allen Egoismus, so voll Resignation und Großherzigkeit, daß sie sogar eine Art Dankbarkeit für dieses Weib empfand, welches dem König das Glück und die Entzückung gewährte, welche sie, seine Gemahlin ihm nicht hatte geben können.

Mit einem edlen, wahrhaft königlichen Ausdruck in ihrem schönen Antlitz näherte sie sich dem Hoffräulein, das noch immer mit verhülltem Antlitz weinend

und ächzend am Boden lag, und die Anwesenheit der Königin gar nicht bemerkt hatte.

Stehen Sie auf, sagte Elisabeth milde. Es ziemt sich nicht für Sie, zu weinen! Eine Frau, welche der König liebt, darf nicht wie Sie, auf ihren Knieen liegen und klagen!

Laura ließ ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten, und blickte fast mit einem freudigen Ausdruck zu der Königin empor. Gott hat also mein Gebet erhört, sagte sie. Er will nicht, daß Ew. Majestät mich verachten und verdammen, er gönnt mir die Gnade, mich vor Ihnen rechtfertigen zu dürfen.

Rechtfertigen! wiederholte Elisabeth. Oh glauben Sie mir, in meinen Augen sind Sie schon gerechtfertigt. Sie sind jung, schön, heiter und geistvoll, Sie besitzen die seltene Kunst der Rede, Sie haben immer eine geistvolle, witzige und fröhliche Antwort für jedes witzige und pikante Wort in Bereitschaft. Das Alles hat die Aufmerksamkeit des Königs auf Sie gelenkt, das Alles hat gemacht, daß er Sie liebt. Damit ist Alles gesagt, denn es ist unmöglich, daß irgend ein Weib ihm widersteht, wenn es der König liebt. Ich verzeihe Ihnen also, ich bitte Sie nur, Ihre Seele ganz nur mit dem Einen Gedanken zu erfüllen, daß es Ihre

Pflicht ist, den König glücklich zu machen. Das war es, was ich Ihnen zu sagen hatte, weiter nichts. Leben Sie wohl!

Sie wollte gehen, aber Laura hielt sie an dem Saum ihres Kleides zurück. Oh Majestät, rief sie flehend, hören Sie mich an, verlassen Sie mich nicht in diesem grausamen Wahn, mit dieser schmachvollen Vermuthung. Denken Sie nicht, daß ich so sehr entartet, so ganz jeder Weiblichkeit entäußert bin, daß ich sogar den Gesetzen der Kirche und der Sitte nicht mehr zugänglich wäre. Oh glauben Sie mir nur, daß der Gemahl meiner Königin mir heilig ist! Wenn ich wirklich, wie Ew. Majestät es vermeinen, das Unglück hätte, den König anders als mit der wünschelosen, ergebenen Liebe einer treuen Unterthanin zu lieben, so würde ich doch lieber sterben, als irgend Etwas thun und sogar nur denken, was gegen die geheiligten Rechte Eurer Majestät verstieße. Unglücklich und schuldbelastet wie ich bin, sollen Ew. Majestät mich doch nicht für eine Verbrecherin halten. Nein, Majestät, ich bin nicht die Geliebte des Königs! Niemals hat mich Sr. Majestät mit irgend einem Wort, einem Blick ausgezeichnet, niemals habe ich für ihn etwas Anderes empfunden, als die gehorsamste und respektvollste Unterwürfigkeit.

Ach, sagte die Königin traurig, Sie verleugnen ihn, Sie haben nicht einmal den Muth, stolz zu sein auf ihre Liebe. Sie müssen sich also sehr schuldig fühlen!

Mein Gott, mein Gott, sie glaubt mir nicht, jammerte Laura, ganz verzweiflungsvoll ihre Hände zu Gott emporringend.

Nein, ich glaube Ihnen nicht, Laura, denn ich ich habe gesehen, wie Sie zusammenzuckten, und erblaßten, als die Königin Sie vorher dieser Liebe zu Ihrem Sohne beschuldigte, aber ich habe nicht gehört, daß Sie Sich zu rechtfertigen suchten!

Ich wußte ja nicht, daß die Königin-Mutter von ihrem Sohne Friedrich sprach, murmelte Laura tief erröthend, und so leise, daß die Königin sie nicht verstand.

Läugnen Sie also nicht mehr, fuhr Elisabeth fort, bekennen Sie sich zu einer Liebe, um die alle Frauen der Erde Sie beneiden werden, und welche ich Ihnen vergebe! Glauben Sie nicht, was Ihnen die Königin sagte. Ich habe nichts von Ihnen zu fordern, denn mir fehlt gar nichts, ich weine nicht, und klage nicht, ich verbringe nicht, wie sie sagte, meine Nächte schlaflos und in Thränen, ich jammre nicht um ein verlornes Lebensglück. Nein, ich bin zufrieden und ganz ausgesöhnt mit meinem Geschick, vorausgesetzt, daß ich

den König glücklich weiß! Aber wenn dies eines Tages nicht mehr der Fall wäre, wenn Sie dieser großen und erhabenen Pflicht, ihn glücklich zu machen, untreu werden könnten, dann, Laura, dann nehme ich diese Verzeihung, welche ich Ihnen heute gewähre, zurück, dann werde ich vor Ihnen stehen, als Ihr zürnendes und strafendes Gewissen, dann werde ich unerbittlich sein, dann werde ich Ihnen fluchen, wie ich jetzt versuchen will, Sie zu segnen! Leben Sie wohl!

Nein, nein, Sie dürfen nicht gehen, rief Laura, tiefgerührt von dem Edelmuth und der Seelengröße Elisabeths. Ich klammere mich an Sie, ich umfasse Ihre Füße, und flehe zu Ihnen: Glauben Sie mir doch! Haben Sie doch ein wenig Mitleid, ein wenig Erbarmen mit meiner Qual! Mein Gott, ich leide ohnedies genug. Es bedarf nicht dieser furchtbaren Anklage, um mich zu strafen für eine Liebe, die, wenn auch strafwürdig und unglücklich, doch nicht verbrecherisch und sündenvoll ist! So wahr ein Gott über uns ist, und mich hört: es ist nicht der König, welchen ich liebe! Sie wenden Ihr Antlitz von mir, Sie glauben mir noch immer nicht? Oh Majestät —

Plötzlich verstummte Laura, und ein süßer Schauer durchrieselte ihre ganze Gestalt. Sie hatte die Stimme

des Geliebten vernommen, es schien ihr, als habe Gott ihn zu ihrer Rettung herbei gesandt, um sie zu reinigen von dem schmachvollen Verdacht, der auf ihr lastete.

Die Salonthüre hinter ihr ward geöffnet, und Prinz August Wilhelm erschien auf der Schwelle. Als er eintrat, war sein Antlitz heiter und sorglos, denn er war gekommen, die Königin-Mutter zu begrüßen, von welcher man ihm gesagt hatte, daß sie in diesem Salon sich befinde, freilich hatte man hinzugefügt, daß die Königin befohlen, Niemand anzumelden. Aber die Königin hatte ihren Söhnen immer das Vorrecht gewährt, unangemeldet zu ihr eintreten zu dürfen.

Prinz Wilhelm wollte heute wie immer von diesem Vorrecht Gebrauch machen, er wollte es um so mehr, als man ihm gesagt hatte, daß das Fräulein von Pannewitz bei der Königin sei.

Er trat daher, wie gesagt, mit heiterm und sorglosem Antlitz in den Salon, und öffnete schon die Lippen zu einer scherzenden Begrüßung, als er die seltsame und unerwartete Scene vor sich gewahrte.

Laura, auf ihren Knieen liegend, mit bleichem, schmerzdurchzucktem Antlitz, und vor ihr die Königin stolz aufgerichtet, und gar nicht bemüht, das junge

Mädchen aus ihrer knieenden, demüthigen Stellung aufzurichten.

Das war ein Anblick, welchen der stolz und zärtlich Liebende nicht zu ertragen vermochte. Das wilde, leicht reizbare und heftige Blut der Hohenzollern erwachte in ihm, und trieb in hitzigen Zornes-wellen zu seinem Haupt empor, daß er aller Ueberlegung und aller Zurückhaltung vergaß.

Mit einem einzigen Sprung war er neben ihr, und sie mit leidenschaftlicher, übermäßiger Gewalt vom Boden emporhebend und in seine Arme ziehend, sagte er mit blitzenden Augen und vor Zorn zitternder Stimme: was geht hier vor? Was bedeutet diese seltsame Situation? Warum weinen Sie, Laura? Warum liegen Sie auf Ihren Knieen, Sie, welche so heilig sind, so unschuldig und rein, daß alle Welt vor Ihnen knieen und Sie anbeten sollte? Und Sie Madame, wie können Sie es dulden, daß dieser Engel sich vor Ihnen in den Staub wirft? Womit haben Sie sie zu kränken gewagt? Was thaten Sie ihr, daß dieses edle Antlitz von Thränen überfluthet ist? Oh Madame, ich fordere eine volle und genügende Rechenschaft, ich fordere sie im Namen der Gerechtigkeit, der Ehre und der

Liebe, denn Laura ist meine Braut, und ich habe also wohl ein Recht, sie zu vertheidigen!

Ach, jetzt wird sie mich nicht mehr einer ehebrecherischen Liebe beschuldigen! flüsterte Laura, sich ganz kraftlos an den Geliebten anklammernd.

Ihre Braut! sagte die Königin mit einem traurigen Lächeln. Ach, wie jung sind Sie, und wie vertrauensvoll, daß Sie an die Möglichkeit eines solchen Bundes glauben, mein Bruder.

Sie wird meine Gemahlin werden, rief der Prinz glühend, das habe ich ihr und mir geschworen, und ich werde Wort halten, so wahr ein Gott über uns ist und mich hört! Ich habe Muth, allen Stürmen zu trotzen und allen Gefahren meine Stirn zu bieten. Ich scheue nicht das Urtheil der Welt und des Königs, meines Bruders. Unsere Liebe ist rein und ehrbar, sie hat also nicht nöthig, sich zu verhüllen und schamvoll ihr Haupt zu verschleiern, sie darf sich frei vor Gott, dem König und der ganzen Welt bekennen. Gehen Sie also immerhin, Madame, gehen Sie, um dem König zu wiederholen, was ich hier gesagt, verrathen Sie ihm immerhin eine Liebe, welche irgend ein Zufall Ihnen ohne Zweifel enthüllt hat und um derentwillen Sie dieses edle theure Wesen beleidigt

und gekränkt haben müssen, da ich sie weinend vor Ihnen auf den Knieen fand!

Es ist wahr, ich habe sie beleidigt, sagte die Königin sanft, ich zweifelte an ihren Worten und ihren Betheuerungen. Aber das Fräulein selber wird wissen, daß diese Beleidigung eine unwillkührliche war und daß ich mich in einem Irrthum befand, den nicht ich, sondern die Königin-Mutter verschuldet hatte!

Wie, meine Mutter weiß also auch um unsere Liebe? fragte der Prinz erstaunt.

Sie glaubt, oder vielmehr, sie ist überzeugt, daß das Fräulein von Pannewitz den König liebe und von ihm geliebt werde. Deshalb war es, daß sie dieselbe mit Vorwürfen überhäufte und ihr befahl, sich dem Grafen Voß, der bei dem König um das Fräulein geworben, zu vermählen.

Der Prinz drückte seine still weinende, halb ohnmächtige Geliebte mit leidenschaftlicher Gewalt an seine Brust. Ach, sie wollen Dich mir entreißen! Aber meine Arme werden Dich halten und meine Brust wird der Schild sein, welcher Dich beschützt, meine Geliebte. Nein, zittere nicht, meine Laura und weine auch nicht. So, wie wir hier vereint sind, Arm in Arm, werden wir jetzt dem König gegenüber treten,

so werde ich Dich meiner Mutter und dem ganzen Hofe zeigen und zu ihnen sagen: Das ist meine Verlobte. Ich habe ihr meinen Schwur ewiger Treue gegeben und nimmermehr werde ich ihn brechen!

Halten Sie ein, um Gotteswillen schweigen Sie, rief die Königin. Lassen Sie nicht Ihre Mutter Ihre Worte hören und vor allen Dingen wagen Sie es nicht, dem König ein Wort Ihres traurigen Geheimnisses zu verrathen! Sobald Sie es ausgesprochen haben, sind Sie verloren, und des Königs unerbittliche Strenge wird Sie Beide treffen.

Sie werden ihm also nicht sagen, was Sie hier gehört? fragte der Prinz erstaunt. Sie könnten den Muth haben, ein Geheimniß vor Ihrem Gemahl zu verbergen?

Oh, sagte die Königin mit einem traurigen Lächeln, mein ganzes Leben, Denken und Empfinden ist für ihn ja ein Geheimniß, ich werde also dieses neue Geheimniß dem andern hinzufügen! Nein, mein Bruder, ich werde Sie nicht verrathen, weder meinem Gemahl, noch Ihrer Mutter. Sorgen auch Sie nun, daß Niemand dieses traurige und unselige Bündniß erfahre, das Ihnen Beiden leider noch viel Kummer und Schmerzen bereiten wird! Seien Sie vorsichtig

und klug. Lassen Sie die Königin-Mutter immer in dem Wahne, es sei der König, welchen Laura liebe, sie wird desto weniger argwöhnisch sein gegen Sie und ihre Augen werden minder scharf sein, als sonst! Dadurch wird Ihnen vielleicht zuweilen eine unbelauschte Unterredung, ein Moment des ungestörten Beisammenseins möglich werden, und das ist in Ihrer Lage immer ein Glück und eine Lebensfreude. Nun aber hören Sie noch eine Bitte. Reden Sie niemals zu mir von dieser Liebe, welche mir der Zufall verrathen und welche ich von diesem Augenblick an, mich bemühen werde, zu vergessen. Wollen Sie mich niemals daran erinnern, daß ich ein Verhältniß kenne, das in den Augen des" Königs und Ihrer Mutter jedenfalls ein strafbares und unverzeihliches ist und von dem es meine Pflicht wäre, sofort Anzeige zu machen. So lange Sie glücklich sind, das heißt, so lange Sie Ihre Liebe unter den Schutz des Geheimnisses stellen können, werde ich nichts sehen, nichts wissen von Ihrem Bunde! Aber eines Tages, wenn die Stürme und das Verderben über Sie Beide hereinbrechen, dann kommen Sie zu mir. Dann sollen Sie, mein Bruder, eine treue Schwester, dann sollen Sie, armes unglückliches Mädchen, eine Freundin in mir finden,

welche Ihnen die Arme öffnet, welche mit Ihnen weinen wird um ein verlorenes Glück.

Oh, meine Königin, wie edel, wie großmüthig sind Sie! rief Laura, die dargereichte Hand der Königin an ihre Lippen drückend. Aber Elisabeth Christine duldete diese demüthige Liebesbezeugung nicht; sie zog das junge Mädchen in ihre Arme und drückte einen zärtlichen Kuß auf ihre heißen, zitternden Lippen.

Unter Denen, welche weinen und leiden, giebt es keinen Rang und keinen Standesunterschied, sagte sie. Ich bin für Sie nicht die Königin, sondern die Schwester, welche Ihre Schmerzen versteht und sie theilt! Wenn Sie müde sind vom einsamen Weinen und von Ihren verschwiegenen Schmerzen, dann kommen Sie zu mir nach Schönhausen. Sie werden da keine Zerstreuungen und keine lauten Freuden finden, aber einen dunklen, schweigenden Garten, in dessen mächtigen Baumesgipfeln man zuweilen die tröstende und friedenathmende Stimme Gottes zu vernehmen meint, Sie werden da stille und schattige Plätze finden, wo man unbeachtet weinen kann, und eine Freundin, welche Sie niemals um die Ursache ihrer Thränen fragen wird.

Ich werde kommen! flüsterte Laura mit von Thrä-

nen erstickter Stimme. Ach, ich weiß wohl, daß ich sehr bald dieses Trostes bedürfen werde, denn mein Glück wird schnell zu Ende gehen!

Und darf auch ich zu Ihnen kommen, meine edle, großmüthige Schwester? fragte der Prinz.

Ja, sagte sie mit einem Lächeln, Sie dürfen kommen, aber immer nur dann, wenn Laura nicht bei mir ist! Und jetzt, ich beschwöre Sie um Ihrer eigenen Sicherheit willen, jetzt lassen Sie uns dieses Gespräch abbrechen. Trocknen Sie Ihre Augen, Fräulein von Pannewitz, und versuchen Sie zu lächeln. Dann gehen Sie, ich bitte Sie, hinunter in den Garten, um meine Damen zu rufen. Sie aber, mein Bruder, kommen Sie mit mir zu Ihrer Mutter, welche dort in Ihrem Kabinet ist.

Nein, sagte der Prinz heftig, ich kann sie jetzt nicht sehen. Ich würde nicht die Kraft haben, ruhig und gleichgültig zu erscheinen, und die Qualen zu verbergen, welche meine Brust durchwühlen.

Oh, mein Bruder, seufzte die Königin, wir Fürsten haben nicht das Recht, unsere Schmerzen zu zeigen. Es ist das traurige Vorrecht unseres Standes, alle unsere Gefühle unter einem Lächeln zu verschleiern. Kommen Sie! Die Königin, welche eben voll

Zorn und Unwillen ist, wird Sie dennoch mit einem Lächeln empfangen, und wir, welche traurig sind und leiden, wir werden auch lächeln. Kommen Sie!

Nur ein Wort noch lassen Sie mich meiner Laura sagen, bat der Prinz, und indem er das junge Mädchen, welche ihre Thränen verschluckt und ihren Kummer in ihr Herz zurückgedrängt hatte, durch den Salon zu der Ausgangsthür geleitete, legte er seinen Arm um ihre schlanke und zarte Gestalt und drückte einen Kuß auf ihr schwarzes, glänzendes Haar.

Laura, flüsterte er leise, Laura gedenkst Du noch Deines Schwurs? Wirst Du treu und fest bleiben? Werden die Drohungen meiner Mutter Dich stark und muthig finden? Wirst Du Dich nicht beugen, Dich nicht so weit erniedrigen lassen, die Hand dieses Grafen Voß, welche Dich mir entreißen will, anzunehmen?

Sie blickte mit strahlendem, entschlossenem Ausdruck zu ihm empor. Man kann mich tödten, aber man kann mich nicht zwingen, mir selber untreu zu werden, sagte sie.

Er legte wie segnend, seine Hand auf ihr schönes, edles Haupt und lächelte sie an. Die ganze Geschichte ihrer edlen, keuschen und heiligen Liebe

lag in diesem Lächeln und in dem Blick, mit welchem sie es erwiderte.

Weißt Du auch, fragte er weiter, daß Du mir versprochen, mir zuweilen eine Zusammenkunft dort in dem Treibhaus zu bewilligen?

Ich weiß es! flüsterte sie tief erröthend.

Nun denn, Laura, in einigen Tagen werden wir uns trennen müssen! Der König will incognito eine Lustreise machen und hat mich aufgefordert, ihn zu begleiten, ich muß also gehorchen.

Ach, mein Gott, man will Sie von mir entfernen, ich werde Sie niemals wieder sehen! seufzte Laura, die Hand des Geliebten an ihren Busen drükkend, als wolle Sie ihn zurückhalten und ihn verhindern, zu gehen.

Wir werden uns wiedersehen! sagte er vertrauensvoll. Aber um den Muth zu haben, Sie zu verlassen, müssen Sie mir den Trost gönnen, Sie vorher zu sehen und von Ihnen Abschied zu nehmen. Hören Sie mich also! Der Tag unserer Abreise ist noch nicht bestimmt, sobald er es ist, werde ich hierher kommen, und es meiner Mutter in Ihrem Beisein erzählen. Am Abend vor unserer Abreise aber werde

ich in dem Treibhause sein und Sie dort erwarten. Werde ich Sie vergeblich erwarten, Laura?

Nein, flüsterte sie leise, ich werde dort sein! — Und gleichsam entfliehend vor ihren eigenen Worten, eilte sie vorwärts, dem Gartensalon zu.

Der Prinz sah ihr mit einem entzückten Lächeln nach, dann wandte er sich um, seiner Schwägerin den Arm zu bieten und sie zur Königin-Mutter zu begleiten.

Aber die junge Königin war nicht mehr da. Sie hatte nicht Zeugin und gewissermaßen Mitschuldige dieser Unterredung der beiden Liebenden sein wollen und hatte es daher vorgezogen, sich allein zu der Königin-Mutter zu begeben.

Der Prinz, dem ersten, ungestümen Drange seines Herzens nachgebend, war schon im Begriff, dem Fräulein von Pannewitz nachzueilen und sie in den Garten zu begleiten, als man draußen den lauten Ruf der Wache und das Wirbeln der Trommeln vernahm.

XV.

Eine Soirée bei der Königin-Mutter.

Der König kommt! flüsterte August Wilhelm und er schritt seufzend nach dem Kabinet der Königin-Mutter; aber die Thür desselben öffnete sich schon, und die beiden Königinnen eilten heraus, um sich nach dem Gartensalon zu begeben uud dort den König zu bewillkommen. Das Antlitz beider Damen war unruhvoll und tiefbewegt. Sophie Dorothea empfand eine Art Scheu und Angst vor dem Begegnen mit ihrem Sohne, der vielleicht in den gerötheten Augen seiner Geliebten die Geschichte der verflossenen Stunde lesen und darüber zürnen möchte, daß man seine Geliebte weinen gemacht. Sie mußte es sich gestehen, daß sie vielleicht zu weit gegangen, zu sehr sich von ihrem Zorne habe bemeistern lassen und das machte sie befangen und sorgenvoll.

Elisabeth Christine aber war nicht unruhvoll, sondern nur tiefbewegt, ihr Herz klopfte nur sehnsuchtsvoll diesem Wiedersehen mit ihrem Gemahl entgegen, den sie seit dem Huldigungstage nicht wiedergesehen, mit dem sie seit der verhängnißvollen und traurigen Unterredung jener Nacht kein Wort wieder gesprochen hatte, denn nicht ein einziges Mal hatte der König an dem Huldigungstage an sie das Wort gerichtet, nur einmal hatte er ihre Hand gefaßt, und das war gewesen, als er sie nach der Huldigung in den Kreis des versammelten Hofes geführt und mit lauter, feierlicher Stimme gesagt hatte: „Sehen Sie, daß ist Ihre Königin!“ *)

Beide Damen waren so bewegt, so ganz erfüllt von ihren eigenenen Gedanken, daß sie, eilig den Salon durchschreitend, kaum den Prinzen gewahrten, der zur Seite getreten war, um sie vorüber zu lassen. Die Königin-Mutter nickte ihm zerstreut und stumm einen flüchtigen Gruß zu, dann wandte sie sich wieder an Elisabeth, welche kaum die Geduld hatte, den langsamen und gemessenen Schritt der Königin inne

---

*) Preuß, Geschichte Friedrichs d. Gr. Thl. I. pag. 151.

zu halten und nicht vorwärts zu eilen dem ersehnten Gemahl entgegen.

Wenn diese Pannewitz sich bei ihm beklagt, sagte Sophie Dorothea, so werden wir eine furchbare Scene haben.

Sie wird sich nicht beklagen, erwiderte Elisabeth.

Oh, um so schlimmer, sie wird also die Großmüthige spielen wollen, rief die Königin erbittert, das werde ich ihr noch weniger vergeben, als eine Anklage.

Eben öffneten sich die Thüren, und der König, gefolgt von seinem Hofstaat und dem der beiden Königinnen, trat in den Salon. Sofort änderte sich der Ausdruck in den Zügen der beiden Damen, keine Miene an ihnen verrieth mehr Sorge oder Unruhe; Beide hatten sie eine heitere Stirn und ein harmloses Lächeln, mit welchem sie den König begrüßten.

Der König eilte seiner Mutter entgegen und sich tief vor ihr verneigend, küßte er zärtlich ihre dargereichte Hand, indem er sie mit herzlichen und ehrfurchtsvollen Worten begrüßte. Dann wandte er sich zu seiner Gemahlin und machte ihr eine steife und

ceremonielle Verbeugung. Aber er streckte die Hand nicht aus nach der ihren, er sprach kein Wort.

Elisabeth Christine erwiderte seine steife, ceremonielle Verbeugung und indem sie dabei das Haupt neigte, zerdrückte sie eine Thräne, welche sich unwillkührlich in ihre Augen gedrängt hatte.

Das Gesicht der Königin-Mutter aber war jetzt wieder strahlend und triumphirend. Der König wußte noch nichts, es kam also nur darauf an, ihn zu verhindern, daß er mit Laura allein und unbeobachtet sprechen könne. Ihr Auge schweifte hinüber zu den Hofdamen da drüben und sie bemerkte sehr wohl das junge Mädchen, welches mit ernstem, ruhigem und unbefangenem Gesicht sich mit dem Prinzen August Wilhelm unterhielt. Ah, ich werde es schon zu verhindern wissen, daß der König sie allein spricht, dachte die Königin frohlockend und ganz zufrieden damit, daß ihr zweiter Sohn das Hoffräulein so angelegentlich, wie es schien, unterhielt.

Von jetzt an war Sophie Dorothea so heiter und strahlend, daß ihre frohe und geistreiche Laune sogar den König, ihren Sohn zu animiren schien. Es war ein Sternfunkeln von pikanten Witzen herüber und hinüber, ein Wettkampf geistreicher Bonmots und san-

glanter Scherze, bei der die Königin ihrem Sohne nichts nachgab und ihn zuweilen noch zu überbieten schien. Die Königin Elisabeth stand traurig und schweigend daneben und wenn zuweilen der Blick des Königs ganz zufällig ihr Angesicht streifte, so schien es ihr, daß dieser Blick verachtungsvoll und abstoßend sei, dann erbleichten ihre Wangen noch mehr und nur mit Mühe hielt sie das stereotype Lächeln um ihre Lippen fest.

Die Königin-Mutter schlug ihrem Sohn und der Königin einen Spaziergang in den Garten vor, dann wollte man zurückkehren und sich in die erleuchteten Säle begeben zu einem improvisirten Ball, da die Hoftrauer noch ein feierliches und vorbereitetes Ballfest untersagte.

Aber weshalb wollen wir in den Garten gehen, um dort Blumen zu suchen, während wir hier deren so viele, und so liebliche sehen? fragte der König laut, indem sein lächelnder Blick den glänzenden und schönen Kreis der Hofdamen überflog, welche Alle unter dem Blick des Königs tief errötheten und die Augen verschämt zu Boden senkten.

Sechs Augen folgten mit einem aufmerksamen, beobachtenden Ausdruck diesem Blick des Königs.

Er hat Laura kaum angesehen, dachte die Königin-Mutter, erleichtert aufathmend.

Er hat mich gar nicht beachtet, dachte Elisabeth Christine seufzend.

Sein Auge hat nicht einen Moment auf einer der Damen geruht, dachte der Baron von Pöllnitz, es ist also klar, daß er keine von ihnen bevorzugen will! Ich werde also mit meiner schönen Doris reüssiren.

Der König, welcher mit seinem Vorschlag indeß nur die Absicht gehabt hatte, seiner Mutter, deren leidender Fuß und deren immer zunehmende Körperschwere ihr das Gehen beschwerlich machte, eine Unbequemlichkeit und Mühe zu ersparen, führte die Königin-Mutter zu dem, an der Hauptwand des Salons befindlichen Divan, indem er zugleich mit einer stummen Verbeugung seiner Gemahlin die linke Hand darreichte und sie zugleich mit seiner Mutter zu ihrem Sitz geleitete.

Sophie Dorothea, welche heute jede Bewegung, jede Miene ihres Königlichen Sohnes beobachtete, gewahrte dieses grausame Schweigen, welches derselbe gegen seine Gemahlin beobachtete, sehr wohl, und

sie empfand Mitleid mit dieser armen, blassen, stummen Königin.

Die Königin-Mutter neigte sich daher zu dem König, der hinter ihr mit dem Hut in der Hand an der Rückwand des hohen Divans lehnte.

Mein Sohn, flüsterte sie leise, ich glaube, Sie haben heute noch nicht ein einziges Wort an Ihre Gemahlin gerichtet.

Des Königs Antlitz verfinsterte sich. Madame, sagte er leise, aber mit rauhem, strengem Ton, Madame, Elisabeth Christine ist meine Königin, aber nicht meine Gemahlin!

Und als fürchte er eine weitere Erörterung winkte er den Marquis Algarotti und den Grafen Chazot herbei, um sie an seiner Unterhaltung mit den Königinnen Theil nehmen zu lassen.

Plötzlich näherte sich den beiden Königinnen eine Dame, welche man nicht vorher im Kreise der Damen gesehen, und welche da sie eben erst angekommen zu sein schien, daher berechtigt war, sich den Königinnen vorzustellen.

Diese Dame war von einer auffallenden Bläße, welche durch ihren ganz schwarzen, von keiner Blume, keinem Schmuck erhellten Anzug nur noch greller her-

vortrat. Ihre Augen, welche tief in ihren Höhlen lagen, strahlten in einem fieberhaften, schmachtenden Feuer, ihre schmalen, von einem schmerzlichen Lächeln umspielten Lippen waren fest aufeinander gepreßt, als wollten sie einen Schrei oder einen Seufzer zurückdrängen.

Niemand hätte in dieser so bleichen, so majestätisch und sanft daherschreitenden Frau den einstigen Tourbillon, die lebenslustige, übermüthige und heitere Frau von Morien wieder erkannt, niemand hätte ahnen können, daß ihre sonst so frische, rosige und üppige Schönheit in wenigen Monaten einen so ernsten, erhabenen und traurigen Character annehmen könnte.

Es war heute das erste Mal, daß Frau von Morien am Hofe der Königin-Mutter erschien, und sie war kaum erst genesen, wie man sagte, von einer langen und gefährlichen Krankheit. Niemand wußte zu sagen, welches die Natur dieser Krankheit gewesen sei, und die stets medisirenden und spottlustigen Hofleute flüsterten darüber mancherlei höhnische und zweideutige Bemerkungen.

Man sagte, die Frau von Morien sei nur an der zurückgetretenen Liebe des jungen Königs krank, sie leide nur an einer Erkältung, welche indeß nicht

sie, sondern nur den König getroffen habe, man versicherte, sie leide an einer ganz neuen und eigenthümlichen Schwindsucht, welche aber nicht ihre Lungen, sondern ihr Herz angreife, und nur eine Wiederholung der Krankheit sei, an welcher Dido gelitten seit der grausame Aeneas sie verlassen habe.

Die Königin Mutter empfing diese bleiche, schöne Frau sehr freundlich und gnädig, sie reichte ihr die Hand zum Kuße dar, und lächelte sie gütig an.

Es ist eine Ewigkeit her, daß ich Sie nicht gesehen habe, Baronin, sagte sie. Es scheint, Sie wollen Sich unsichtbar machen, und vergessen ganz daß wir uns freuen, Sie zu sehen.

Majestät sind sehr gnädig mich daran zu erinnern, sagte Frau von Morien leise. Der Tod hätte es mich fast vergessen gemacht, und sicher hätte ich mir auch heute nicht erlaubt mit meinem bleichen, traurigen Gesicht Ew. Majestät zu nahen, wenn nicht Ihr ausdrücklicher Befehl mich dazu ermuthigt hätte.

Es lag Etwas in dem sanften leidenden Ton der Frau von Morien, welches Mitleid einflößte, und selbst den Unmuth der jungen Königin entwaffnete. Es war zum ersten Male seit jenem Fest in Rheinsberg, daß Elisabeth Christine diese Frau, um welche sie so

viel gelitten, so viel geweint hatte, wieder sah, und diesem bleichen, leidenden, schmerzdurchfurchten Angesicht gegenüber vergab sie ihr alle ihre Schmerzen, denn mit dem Instinct einer Liebenden, errieth die Königin alle die furchtbaren Leiden ihrer Nebenbuhlerin, begriff sie, daß Frau von Morien an ihren eigenen Schmerzen, ihrer eigenen Qual litt, daß sie sich verzehrte im Gram über eine verschmähete, und unerwiederte Liebe! Denn der König hatte gar keinen Blick, keinen Gruß mehr für die „bezaubernde Leontine", er schien ihre Anwesenheit gar nicht bemerkt zu haben, und setzte das Gespräch mit Algarotti und Chazot ruhig fort, ohne nur die tiefe und ehrfurchtsvolle Verbeugung der Frau von Morien der Beachtung und der leisesten Erwiederung werth zu halten.

Elisabeth Christine, wie gesagt, empfand Mitleid mit dieser armen, bleichen Frau. Sie reichte ihr die Hand zum Kuße, und richtete an sie einige freundliche, gütige Worte, welche das Herz der schönen Morien erbeben machten, und ihr die Thränen in die Augen drängten.

Der König, obwohl er ihr gegenüber stand, schien Frau von Morien noch immer nicht zu sehen.

Ich habe Ew. Majestät auch einige Neuigkeiten zu melden, sagte er, sich an die Königin-Mutter wendend. Wir sind im Begriff uns Berlin in einen Tempel der Wissenschaft und der Kunst umzuwandeln, und es zu einem Sitz der Gelehrsamkeit und des Wissens zu machen. Auch sollen die Musen, wenn sie einmal Lust haben vom Olympos herniederzusteigen, immer in Berlin gastfreundliche Aufnahme finden. Denn hören Sie nur die große Neuigkeit! Voltaire wird in diesem Herbst nach Berlin kommen uns zu besuchen, und Maupertius, der große Gelehrte, welcher der Welt die Gestalt der Erde zuerst gezeigt hat, wird als Präsident der Akademie der Wissenschaften hierher kommen, und bei uns seinen bleibenden Aufenthalt nehmen. Auch Vaucanson, der es versteht, ein wenig die Geheimnisse unsers Herrgotts zu belauern, und eine Ente geschaffen hat, welche selbst Gott keine Schande machen würde, auch Vaucanson wird kommen, und den berühmten Eulert aus Petersburg werden wir bald den Unsrigen nennen.

Das Alles ist sehr schön und sehr herrlich, sagte Sophia Darothea lächelnd, nur fürchte ich, Ew. Majestät werden, wenn Sie so viele Gelehrte, Künstler und Dichter um sich versammeln, darüber uns arme,

unwissende Frauen ganz vergessen, und uns von ihrem gelehrten Hofe verbannen!

Das hieße also, das Glück, die Schönheit, die Freude und die Grazien verdammen, Madame, und solchen Barbarismus werden Sie dem Sohn meiner edlen und erhabenen Mutter nicht zutrauen, erwiederte der König lächelnd. Was sollen die Künste wohl beginnen ohne die Frauen! Selbst die katholische Kirche ist so klug gewesen, zu begreifen um daß die Menschheit in ihre Netze einzufangen, es ihr nicht genügen könnte an der Trimurti von Vater, Sohn und heiligem Geist, sondern sie hat noch eine Frau zu ihrem Beistand herbeigerufen, und den drei Männern noch das Weib, die Schönheit und die unbefleckte, höchst geheimnißvolle Jungfräulichkeit als den feinsten und pikantesten, sinnberauschendsten Duft der Wunderblume ihrer Religion hinzugefügt! Nun, und was wären die großen Maler gewesen ohne die Frauen, ohne ihre schönen und bezaubernden Geliebten, die sie in heilige Jungfrauen verwandelten und aus den üppigen Weiblein keusche Madonnen und Magdalenen machten, vor welchen die klugen Menschenkinder noch heute auf die Kniee sinken in Anbetung vor dem ewig Weiblichen und geheimnißvollen Jungfräulichen! Ach, wie viele

Madonnen hat Raphael nicht aus seiner Lais Fornarina heraus gemalt, und wie schön hat es Correggio verstanden sein blutvolles, strotzendes Weib in eine schmachtende Magdalena umzuwandeln. Aber ich muß gestehen, daß ich das dem Correggio gar nicht Dank weiß, und daß es mir lieber wäre, er hätte uns ein von Schönheit, Grazie und Lebensfreude strahlendes Weib gemalt! Denn ich meinestheils habe einen wahren Degout vor diesen weinenden und seufzenden Magdalenen, welche, nachdem sie erschöpft sind von den irdischen Liebschaften, der Veränderung halber mit dem Himmel buhlen, und dem lieben Gott dieselben Liebesschwüre geloben, die sie tausend Mal andern Männern dargebracht, und tausend Mal gebrochen haben! Nun, wenn ich der liebe Gott wäre, würde ich diese seltsamen Heiligen nicht annehmen, denn ich meinestheils, ich hasse diese bleichen, in Thränen schwimmenden, seufzenden und abgezehrten Schönheiten, und das Comödienspiel ihrer Schmerzen würde mich niemals erweichen können.

Und jetzt, während der König so sprach, wandte er zum ersten Male den Blick hinüber nach Frau von Morien, und sein Auge ruhte lange mit einem kalten, durchbohrenden Ausdruck auf ihr.

Sie hatte jedes Wort, welches er gesprochen, gehört, und jedes dieser Worte war wie ein kalter vergiftender Dolch in ihr Herz gedrungen. Sie fühlte, obwohl sie die Augen niedergeschlagen hatte, daß seine Blicke auf ihr ruhten, sie war sich der zermalmenden Gewalt dieser Blicke bewußt, obwohl sie sie nicht sah. Aber sie hatte doch die Kraft, nicht aufzuschreien, nicht in Thränen auszubrechen, sondern ruhig und lächelnd fast auf die Fragen der Königin Elisabeth zu antworten, welche diese indeß nur in der gutmüthigen Absicht an sie gerichtet hatte, daß Frau von Morien die harten und grausamen Worte des Königs nicht hören sollte.

Eine große Ueberraschung haben Sie noch zu erwähnen vergessen, mein Sohn, sagte die Königin-Mutter, welche wünschte, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, und es von dem gefährlichen religiösen Gebiet abzulenken. Sie haben noch nichts davon gesagt, daß Sie dieser guten, neugierigen Stadt Berlin auch zwei deutsche und eine französische Zeitung geschenkt haben, und doch versichere ich Ihnen, daß ich immer den Tag, wo diese Zeitungen erscheinen, mit wahrer Ungeduld erwarte, und mich ganz vertiefe in diese so neue und überraschende Lecture, welche die

Politik zu einer anmuthigen Plauderei für Jedermann macht, und uns die kleinen Begebenheiten des Tages alle getreulich referirt!

Nun, hoffen wir, daß diese Rüdiger'sche und Haud'sche Zeitungen uns dereinst auch große Begebenheiten des Tages werden zu referiren haben, sagte der König ernst, dann aber wieder einen heitern Ton annehmend, fuhr er fort: aber wir vergessen ganz, daß Ew. Majestät den Damen ein kleines Ballfest versprochen hat, und sehen Sie nur, wie ungeduldig unsere kleinen Prinzessinnen nach uns herüber sehen, und mit welchen zorningen Blicken meine kleine Amalie mich zu durchbohren trachtet, weil ich sie so lange genöthigt habe, wie eine ehrbare Dame auf ihrem Fauteuil zu sitzen, während sie sich doch so sehr sehnt als lustiger Zephir umherzuflattern. Nun, kommen Sie, meine theure, kleine Prinzessin Schwester und damit Sie aufhören mir zu zürnen, bitte ich Sie, mir den ersten Tanz zu schenken.

Der König reichte seiner Schwester die Hand dar, und führte sie in den Tanzsaal, wohin die Königinnen und der Hof ihnen folgte.

Jetzt ohne Zweifel wird er eine Gelegenheit suchen, die Pannewitz zu sprechen, dachte die Königin-

Mutter, wir werden also unser Vorkehrungen treffen müssen.

Sie winkte ihren zweiten Sohn, den Prinzen August Wilhelm an ihre Seite.

Mein Sohn, sagte sie, ich habe Dich um eine Gefälligkeit zu bitten.

Oh, Ew. Majestät wissen, daß Sie mir nur zu befehlen haben!

Ich weiß, daß Du ein guter Sohn bist, der gern bereit ist seiner Mutter zu dienen. Höre also! Ich habe wichtige Gründe zu wünschen, daß der König heute nicht, wenigstens nicht lange allein mit meinem Hoffräulein Laura von Pannewitz sich unterhalte. Weshalb ich dies vermeiden will, erkläre ich Dir ein ander Mal. Ich bitte Dich also dem Fräulein von Pannewitz ein wenig den Hof zu machen, und möglichst wenig von ihrer Seite zu weichen. Sollte der König sich ihr nahen, so wirst Du Dir das Ansehen geben, seine zornigen und verabschiedenden Blicke nicht zu sehen, sondern ganz unbefangen Dich in das Gespräch mischen, und nicht von des Fräuleins Seite weichen, bis der König sich entfernt hat. Willst Du dies für mich thun, mein Sohn?

Ich werde genau die Befehle meiner Königlichen

Mutter erfüllen, sagte der Prinz vollkommen ernsthaft. Nur mache ich Ew. Majestät darauf aufmerksam, daß man alsdann sagen wird, ich mache dem Fräulein von Pannewitz den Hof.

Nun, laß sie es sagen, mein Sohn, das Fräulein ist jung und schön, und macht Deinem Geschmack Ehre. Laß also den Hof sagen, was er will, wir Beide werden uns darüber nicht beunruhigen! Aber eile, eile jetzt mein Sohn, denn mir scheint, der König will sich eben dem Fränlein nahen.

Der Prinz verneigte sich vor seiner Muttter und eilte mit heimlicher Freude im Herzen, ihren Befehlen zu genügen, und sich an die Seite der schönen Laura zu begeben.

Die Königin-Mutter welche jetzt vollkommen beruhigt war, begab sich mit ihrer Schwiegertochter und den befohlenen Cavalieren an den Spieltisch, während der König im Tanzsaal verweilte, und fast mit jeder der anwesenden Damen eine Tour aufführte. Nur mit Frau von Morien tanzte er nicht, nur an ihr ging er immer achtlos vorüber, und nicht ein einziges Mal begegnete sein Blick ihrem Auge, das ihn überall hin mit einem zärtlichen, flehenden, traurigen Ausdruck verfolgte.

So traurig? flüsterte Frau von Brandt, welche sich strahlend von Schönheit und Heiterkeit an ihre Seite setzte und eben mit dem König getanzt hatte.

Frau von Morien reichte ihr mit einem Seufzer die schmale durchsichtige Hand dar. Liebe Freundin, flüsterte sie leise, Sie hatten Recht, ich hätte nicht hierher kommen sollen, ich habe mich für stärker gehalten, als ich bin. Ich glaubte, meine Trauer würde ihn rühren, und ihm wenigstens Mitleid einflößen.

Mitleid, lachte Frau von Brandt. Die Männer haben niemals Mitleid mit den Frauen, sie verstehen nur anzubeten, oder zu verachten, sie heben uns entweder auf einen Altar, oder werfen uns in den Staub, und zertreten uns unter ihren Füßen! Man muß daher bedacht sein, meine theure Freundin, den Altar, auf welchen sie uns hinstellen, nach und nach so hoch zu bauen, daß ihre Arme uns nicht erreichen, und nicht hinunter stürzen können.

Sie haben Recht, seufzte Frau von Morien. Ich hätte vorsichtiger, klüger und kälter sein sollen. Aber was wollen Sie! Ich liebte ihn, und glaubte an sein Herz.

Sie glaubten an das Herz eines Mannes! Ach, welches Weib kann sich rühmen, diesen Abgrund wohl

verschlossen zu haben, und den Schlüssel dazu immer zu besitzen!

Ja wohl, das Herz des Mannes ist ein Abgrund, sagte Frau von Morien traurig. Sie legen anfangs Blumen darüber hin, und wir glauben in einem Paradiese zu ruhen, aber wenn die Blumen verwelkt sind, tragen sie uns nicht mehr, und wir stürzen hinab in diesen Abgrund mit zerschellter Brust, um zu leiden und zu sterben.

Frau von Brandt legte lächelnd ihre von Brillanten blitzende Hand auf die Schulter ihrer Freundin, und sah ihr mit einem schelmischen Ausdruck in das traurige, blasse Angesicht.

Liebe Morien, sagte sie, man darf nicht alles Unrecht auf die Männer werfen, wenn ein Tag kommt, wo sie sich von ihrer Liebe frei machen. Die Schuld liegt eben so sehr an den Frauen, wenn sie ihre Macht mißbrauchen oder dieselbe nicht zu benutzen wissen. Es ist nicht genug zu lieben und geliebt zu werden. Neben der Liebe muß man auch die Politik der Liebe besitzen! Diese Politik ist nothwendig. Die Frauen, welche sich nicht auf die Regierung des Herzens, welches sie lieben, verstehen, werden ihre Herrschaft über dasselbe bald verlieren! So ist es Ihnen

ergangen, meine theure Freundin! Sie sind in Ihrer Liebe zu sehr Frau, und zu wenig Politikerin, und Diplomatin gewesen. Sie haben sich Ihrem Gefühl zu sehr hingegeben, und statt daß Sie Ihrerseits klüglicher Weise durch Widerstand hätten reizen sollen, sind Sie entgegen gekommen, und sind durch Widerstand, den sie fanden, gereizt, endlich in diesen Abgrund gestürzt, in welchem Sie, Arme, Ihre Gesundheit und Kraft für den Augenblick verloren haben. Aber das darf nicht so bleiben! Sie sollen aus diesem Abgrund wieder stolz, triumphirend und glücklich empor schreiten. Ich will Ihnen die Hand dazu bieten, ich will Sie unterstützen! Während Sie seufzen, will ich für Sie denken, während Sie weinen, will ich für Sie sehen!

Frau von Morien schüttelte traurig ihr Haupt. Sie werden nur sehen, daß er mich niemals sieht, daß er mich ganz vergessen hat.

Aber wenn ich das sehe, werde ich meine Augen schließen um es nicht zu sehen, und wenn Sie es sehen, so müssen Sie um so heiterer lächeln, um so siegreicher umher schauen. Theuerste Freundin, was hat denn die Liebe aus Ihnen gemacht? Wo ist ihre Coquetterie geblieben, und Ihre Weisheit? Mein Gott Sie sind wieder ein junges Mädchen geworden, und

schwärmen, wie ein Kind, für ihre erste Liebe! Aber wie zärtlich man immer sein mag, muß man doch in seiner Liebe nicht untergehen, und nicht aufhören, persönlich zu sein. Man muß nicht blos ein reizendes Etwas sein, rosig anzuschauen, und geschmückt mit Spitzen, wie das Kissen, auf welchem man von seiner Liebe träumt! Man muß außer dem Weibe auch immer noch die Coquette bleiben, und in einer Ecke unsers zärtlichen und hingebenden Herzens muß sich immer doch die Tigerin verbergen, welche lauert, und ihre Krallen bereit hat, um den, welchen sie liebt, zu packen, und zu zerreißen, wenn er etwa es wagen möchte, ihr zu entspringen! Hören sie also auf, die schmachtende in Thränen zerfließende Magdalena zu sein, und werden Sie ein wenig wieder die rachsüchtige, grausame Tigerin. Sie haben überdies ja außer Ihrer Liebe noch ein so glänzendes Ziel! Denken Sie doch, Ordensritterin des Frauenbundes der Tugend zu werden, das Kreuz der Sittsamkeit an Ihre keusche Brust zu heften, welch' ein erhabenes Ziel! Und Sie werden es erreichen. Ich bringe Ihnen die sicherste Gewähr dafür. Ein eigenhändiges Schreiben der Kaiserin, wie Sie es gewünscht hatten. Sie sehen, Ihre Bedingungen werden getreulich erfüllt. Die Kaiserin schreibt Ihnen und versichert

Sie ihrer Gnade, sie versichert Ihnen daß sie den beabsichtigten Tugendorden nächstens wird in's Leben treten lassen! Sie wissen, was dieses „Nächstens" bedeutet. Der König hat sich von seiner Gemahlin nicht scheiden lassen, deshalb bekommen Sie das Kaiserliche Handbillet. Helfen Sie nur noch, daß der Prinz August Wilhelm die Prinzessin von Braunschweig heirathet, und Sie werden Großkreuzritterin des österreichischen Tugendordens werden. Da, nehmen Sie vor allen Dingen den Brief der Kaiserin.

Und Frau von Brandt versenkte ihre Hand in die Tasche ihres faltigen Atlaskleides, um den Brief hervorzuziehen, als sie plötzlich zusammenschrak, und erblaßte.

Mein Gott, flüsterte sie ganz athemlos, dieser Brief ist nicht mehr in meiner Tasche, und doch weiß ich gewiß, daß ich ihn hineingesteckt habe. Noch kurz zuvor ehe ich hier zu Ihnen herging, griff ich in meine Tasche, und habe ganz deutlich das Kaiserliche Siegel gefühlt. Der Brief war da, ich weiß es ganz sicher. Wo ist er geblieben? Wer hat ihn mir entwandt? Aber nein, dies ist nicht möglich, dies kann nicht sein! Ich muß ihn wieder haben. Er muß noch in meiner Tasche sein! —

Zitternd vor Angst, in athemloser Hast zog Frau von Brandt alle die kleinen Dinge, welche sie in ihrer Kleidertasche geborgen, daraus hervor, um zu sehen, ob dieser unselige Brief nicht vielleicht sich in ihrem goldgestickten Taschentuch, oder in den Falten des großen Fächers, oder in dem offenen Etui ihres Riechfläschchens verkrochen habe. Sie dachte gar nicht daran, daß irgend Jemand sie beobachten, und ihre Unruhe und ihre Angst sehen könnte, und gewiß auch achtete Niemand auf sie, denn Jeder war zu sehr mit sich und seinem eigenen Vergnügen beschäftigt. —

Im Saale drehten und wirbelten die Paare im heitern Tanz umher, die Musik schmetterte dazu ihre Fanfaren, und ihre zugleich melancholischen und übermüthigen Weisen. Alles um sie her war Bewegung, Leben und Lust. Wer hätte sie also beobachten sollen?

Aber Frau von Brandt suchte noch immer vergebens, sie schüttelte vergebens das Taschentuch auseinander, sie untersuchte vergebens das Etui des Flacons, und schlug den großen Fächer auseinander, — der Brief war nirgends zu finden.

Eine unsägliche Unruhe und Angst bemächtigte sich ihrer, sie wußte selber nicht weshalb! Hatte sie den Brief verloren, oder hatte man sie absichtlich des-

selben beraubt? Plötzlich erinnerte sie sich, daß sie vorhin, im Gespräch mit dem Baron von Pöllnitz, ihren Fächer hervorgezogen hatte, um sich ein wenig Kühlung zuzufächeln. Vielleicht hatte sie dabei das Briefchen mit hervorgezogen, vielleicht hatte Pöllnitz es aufgehoben, und suchte die Frau von Morien, um es ihr zu übergeben.

Sie ließ ihre Augen angstvoll im Saal umherschweifen, um Pöllnitz zu suchen. —

Frau von Morien indeß hatte die Angst und Sorge ihrer Freundin gar nicht bemerkt, oder wenigstens doch lange schon vergessen. Sie war wieder versunken in ihre traurigen Träumereien, ihre Augen waren wieder gebannt an das schöne und strahlende Antlitz des jungen Königs; sie beneidete jede dieser Damen, der er im Tanz die Hand reichte, an die er ein freundliches Wort, ein gnädiges Lächeln richtete. Aber jetzt, seit einiger Zeit schaute sie vergebens nach dem König umher, wie Frau von Brandt nach dem Herrn von Pöllnitz.

Ich sehe ihn gar nicht mehr, flüsterte sie traurig.

Wen? fragte Frau von Brandt, noch einmal in gedankenloser Angst ihre Tasche, ihren Fächer und ihr Mouchoir untersuchend.

Den König, sagte Frau von Morien, ganz verwundert, daß ihre Freundin nur noch darnach fragen konnte. Er muß den Tanzsaal verlassen haben. Vor kurzer Zeit noch sah ich ihn im Gespräch mit Pöllnitz, und jetzt —

Mit Pöllnitz, unterbrach sie Frau von Brandt hastig, und ihr Auge suchte wieder angstvoll umher nach Pöllnitz, wie das Auge der Frau von Morien nach dem König.

Plötzlich stieß diese einen leisen Schrei aus, und eine dunkle Gluth überflog ihr vorher so bleiches Gesicht. Sie hatte den König gesehen, und ihre Augen waren sich begegnet, denn des Königs scharfer, beobachtender Blick war fest und unverwandt auf sie gerichtet gewesen.

Der König stand seitwärts von ihnen in der Fensternische, halb verborgen von den schweren, lang herabfallenden seidenen Fenstervorhängen, und sah immer noch fest und unverwandt hinüber nach den beiden Damen da drüben.

Ich sehe den König, murmelte Frau von Morien.

Und ich sehe Pöllnitz, welcher neben ihm steht, sagte Frau von Brandt, welcher der Richtung des Blickes ihrer Freundin gefolgt war. Sie schob eilig

das Mouchoir und das Etui wieder in ihre Tasche, und schlug ihren Fächer auseinander, um dahinter ihr unruhiges, erglühtes Angesicht zu verbergen, denn die scharfen, beobachtenden Blicke des Königs machten sie ängstlich und sorgenvoll.

Lassen Sie uns einen Gang durch den Saal machen, theuerste Morien, sagte Frau von Brandt aufstehend. Die Hitze hier erstickt mich. Auch möchte ich gern ein wenig umherschauen nach dem Briefe, den ich vielleicht irgendwo verloren habe, und wohl noch wiederfinden kann.

Welchen Brief? fragte Frau von Morien gleichgültig.

Ihre Freundin sah sie erstaunt an. Mein Gott, Sie haben also gar nicht gehört, was ich Ihnen sagte?

Oh doch, Sie sagten, daß Sie mir ein Handschreiben der Kaiserin von Oesterreich zu übergeben hätten. —

Nun, und dieses Schreiben habe ich verloren, hier im Saal verloren!

So wird es Jemand finden, und es, da es vermuthlich an mich adressirt ist, mir wiedergeben.

Liebe Morien, ich bitte Sie um Gotteswillen, seien Sie nicht so ruhig und gleichgültig. Es handelt sich hier um eine sehr ernste und wichtige Sache. Wenn

ich diesen Brief wirklich verloren, und nicht etwa doch auf meinem Zimmer vergessen habe, so sind wir in Gefahr Beide verdächtig zu werden, und in den Augen des Königs für Spione Oesterreichs zu gelten!

Frau von Morien war jetzt, da der König genannt worden, ganz voller Aufmerksamkeit und Theilnahme.

Aber wird man denn diesen Brief lesen können? fragte sie. War er nicht versiegelt?

Ja, er war versiegelt! Aber merken Sie wohl, er war versiegelt mit dem Privatsiegel der Kaiserin, und ihr Name stand rings um das österreichische Wappen. Man wird also, ohne den Brief zu öffnen, doch wissen, daß er von der Kaiserin von Oesterreich ist und man wird Verdacht schöpfen. Hören sie weiter. Dieser Brief war eingeschlagen in ein Papier, welches zwar keine Aufschrift hatte, aber einige Worte enthielt, die nicht bloß Sie, sondern auch mich compromittiren müßten, wenn man weiß, daß dieses Papier an mich gerichtet war.

Und was stand in diesem Papier? fragte Frau von Morien, angstvoll hinüberblickend nach dem König, welcher noch immer mit Pöllnitz in der Fenster-

nische stand und seine großen stechenden Blicke auf die Damen gerichtet hatte.

Es standen darin nur folgende Worte: Beifolgendes Billet, theure Freundin, haben Sie die Güte, an seine Adresse zu befördern. Sie sehen, die Kaiserin hält Wort, thun auch wir es und vergessen wir nicht, was wir versprochen! Eine glücklich gestiftete Ehe ist ein, nicht allein Gott, sondern auch den Menschen wohlgefälliges Ding, und verhilft der Einen von Ihnen zur Tugend, der Andern zum Schmuck.

Und dieser Brief war unterzeichnet?

Nein, er war nicht unterzeichnet, aber wenn er in die Hände des Königs käme, weiß dieser doch, von wo er kommt, denn der König kennt die Handschrift des Grafen Mannteuffel.

Kommen Sie, kommen Sie, lassen Sie uns suchen, sagte Frau von Morien, jetzt selber ängstlich und unruhevoll. Wir müssen diese unseligen Papiere wieder haben. Kommen Sie.

Sie nahm den Arm ihrer Freundin und ging mit ihr hinunter in den Saal, indem Beide nun überall am Fußboden ihre Blicke umherschweifen ließen und angstvoll späheten, ob sie nicht irgendwo auf dem braunen, getäfelten Parquet etwas Weißes bemerken könnten.

Sie haben Recht, sagte der König, aus der Fensternische hervortretend und den Damen mit den Augen folgend, Sie haben Recht, Pöllnitz, Sie suchen Beide, und es war also wirklich die Frau von Brandt, an welche der Umschlag dieses Briefes gerichtet war. Lassen wir sie suchen, sie werden so wenig etwas finden, wie die elftausend thörichten Jungfrauen. Aber hören Sie jetzt wohl, Baron, was ich Ihnen sagen will: Diese ganze Angelegenheit bleibt ein Geheimniß, von welchem Niemand, hören Sie wohl, Niemand etwas erfahren soll. Sie werden vergessen, daß Sie diesen Brief gefunden und ihn mir übergeben haben, oder Sie werden sich erinnern, daß es nur ein Traum gewesen ist, weiter nichts!

Ja, Ew. Majestät, sagte Pöllnitz lächelnd, ein Traum wie ihn Eckardt träumte, als er vermeinte, ein Haus in der Jägerstraße zu besitzen und das doch auch, als er erwachte, Eurer Majestät gehörte.

Sie sind ein Narr! sagte der König lächelnd, dem Baron zunickend und den beiden Königinnen entgegen gehend, welche jetzt ihre Spielparthie beendet hatten und in den Saal zurückgekehrt waren.

Die Königin-Mutter ging ihrem Sohn mit Lebhaftigkeit entgegen und reichte ihm freundlich lächelnd

ihre Hand dar. Sie wollte jetzt ihr Vorhaben ausführen und ihr, dem Grafen Rhedern gegebenes Wort erfüllen. Sie zweifelte gar nicht, daß der König, welcher so ehrfurchtsvoll und ergeben gegen sie war, ihr diese Bitte, welche sie an ihn richten wollte, erfüllen und dann der Hof auf's Neue Zeuge sein werde ihres großen Einflusses und ihrer unbedingten Gewalt über den König.

Sie stand mit ihrem Sohn und seiner Gemahlin gerade unter dem großen Kronleuchter in der Mitte des Saals, neben ihr sah man die regierende Königin und die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses. — Es war ein interessantes Bild, diese vom scharfen Licht des Kronleuchters gerade beleuchtete Gruppe zu sehen, diese Gesichter zu beobachten, welche alle einander so ähnlich und doch in ihrem Ausdruck so verschieden von einander waren, dieselben Blüthen Eines Stammes und doch so sehr von einander abweichend in Größe, Gestalt und Form.

Die Hofleute standen in dichtgedrängten Schaaren ehrfurchtsvoll schweigend umher und betrachteten aufmerksam dieses königliche Familienbild, das wie in eine Glorie von Licht getaucht, sich strahlend und hell aus ihrer Mitte emporhob.

Ew. Majestät, sagte die Königin mit ihrer vollen, silberhellen Stimme, ich habe Ihnen heute noch eine Bitte vorzutragen.

Der König verneigte sich ehrfurchtsvoll und küßte die dargereichte Hand seiner Mutter. Oh, Majestät, sagte er, Sie wissen wohl, daß Sie nicht zu bitten, sondern zu befehlen haben.

Sophie Dorothea lächelte stolz und nickte dem König freundlich zu. Ich danke Ihnen für dieses Wort, mein Sohn. Hören Sie also. Mein Hofmarschall, der Graf Rhedern, gedenkt sich zu verheirathen. Ich habe ihm versprochen, ihm zu seiner Vermählung die Einwilligung Eurer Majestät zu verschaffen.

Wenn meine Königliche Mutter mit der Vermählung ihres Hofmarschalls einverstanden ist, so bin ich es natürlich auch, vorausgesetzt, daß die erwählte Braut des Grafen aus einem guten und ansehnlichen Hause ist. Was ist die Braut für eine Geborene?

Die Königin machte ein etwas verlegenes Gesicht. Majestät, sagte sie lächelnd, sie ist gar keine Geborene.

Des Königs Stirn verfinsterte sich ein wenig. Sie ist also nicht dazu geboren, Gräfin zu werden, sagte er, und Ihr Hofmarschall thäte besser, über diese Thorheit zu schweigen, als sich von mir eine

Weigerung zu holen. Ich hasse die Mesalliancen und werde dergleichen an meinem Hofe nicht dulden.

Diese, mit lauter und strenger Stimme gesprochenen Worte übten in dem Familienkreise des Königs eine sehr verschiedene Wirkung, man sah die Gesichter erbleichen und Andere erröthen, diese nahmen eine bestürzte Miene an, jene eine freudige. — Sophie Dorothea war es, welche erröthete vor Vergnügen, denn diese Worte des Königs befreiten sie von der Furcht, daß er sich von seiner Gemahlin möchte scheiden lassen, um eine illegitime Ehe mit dem Hoffräulein von Pannewitz zu schließen, und die Königin-Mutter war selber eine zu ehrbare und tugendhafte Frau, um an die Möglichkeit einer Maitressenwirthschaft am preußischen Hofe zu glauben. Sie war also für den Moment vollkommen beruhigt, und die Liebe des Königs zur schönen Laura erschien ihr jetzt wie eine dichterische Laune, welche vorübergehen würde, weiter nichts!

Anders wirkten die Worte des Königs auf den Prinzen August Wilhelm. Seine heitere Stirn verfinsterte sich, seine Züge nahmen einen schmerzlichen und zugleich drohenden Ausdruck an, er war im Begriff zu sprechen und im Namen der Humanität und

der Liebe gegen dieses harte und strenge Wort des Königs zu opponiren, als Elisabeth Christine, welche neben ihm stand und ihn mit angstvoller Theilnahme beobachtet hatte, ihm leise zuflüsterte: Schweigen Sie, mein Bruder, und sein Sie besonnen!

Der Prinz athmete hoch auf und sein Blick flog, Trost suchend, hinüber nach dem Kreise der Hofdamen. Laura von Pannewitz grüßte ihn mit den Augen und erröthete zugleich über ihre eigene Kühnheit. Der Prinz, gestärkt durch den zarten Gruß seiner schönen Geliebten, nahm wieder eine ruhige und gleichgültige Miene.

Die Königin-Mutter indeß war durch die Worte ihres Sohnes noch nicht besiegt, ihr Stolz sträubte sich gegen eine solche schnelle Niederlage, Angesichts ihrer Familie und ihres Hofes. Zudem hatte sie dem Grafen Rhedern ihr Königliches Wort gegeben, und sie mußte es also erfüllen.

Sie versuchte es noch einmal mit freundlicher Bitte die Zustimmung des Königs zu der Vermählung des Grafen Rhedern zu erhalten. — Aber der König blieb unbeugsam.

Sophie Dorothea, gereizt und auf's Aeußerste getrieben durch diesen Widerstand gegen ihren Willen,

ward nur um so hartnäckiger in dem Bestreben, denselben durchzusetzen. Sie hatte noch einige letzte Reservetruppen zurückbehalten, und sie beschloß diese jetzt in das Feld zu führen.

Ew. Majestät haben ohne Zweifel vollkommem Recht, sagte sie, Ihren Adel vor unwürdigen Mesalliancen bewahren zu wollen, aber es giebt doch einzelne Ausnahmsfälle, wo man, zum Besten des Adels selbst, einige Nachsicht üben sollte. — Und indem Sophie Dorothea sich näher zu ihrem Sohn hinneigte, fuhr sie leiser fort: Graf Rhedern ist vollkommen ruinirt, und muß zu Grunde gehen, wenn Sie ihn verhindern, diese reiche Partie zu machen.

Jetzt ward der König aufmerksam und theilnahmvoll. Ist denn das Mädchen so sehr reich? fragte er.

Immense reich, Sire! Sie bringt dem Grafen eine Mitgift von einer Million Thaler. Es ist eine Tochter des reichen Seidenfabrikanten Orguelin!

Ach, des Orguelin. Er ist ein sehr braver Mann, und hat durch seine Fabriken viel Geld in's Land gebracht, sagte der König sichtbar erweicht, und milder gestimmt.

Es wäre also sehr zu bedauern, wenn dieses Geld

dem Lande wieder sollte entzogen werden, fuhr die Königin ihre letzte Mine springen lassend, fort.

Wie meinen Sie das, Majestät? fragte der König lebhaft.

Diese Madamoiselle Orguelin hat, Dank ihrer Million, mehrere Bewerber, und augenblicklich wirbt außer dem Grafen noch ein junger Kaufmann aus Holland um sie, der bereits die Einwilligung des Vaters erhalten hat, und auch die der Tochter bekommen wird, wenn der Graf Rhedern ihm nicht den Vorrang abzugewinnen weiß.

Das darf nicht sein, rief der König rasch, diese Orguelin darf den Holländer nicht heirathen, diese eine Million Thaler darf nicht außer Landes gehen!

Doch würden Ew. Majestät dieses Mädchen nicht verhindern können sich nach ihrem Willen zu verheirathen, und den Vater nicht, ihr eine, seinem Vermögen angemessene Mitgift zu geben.

Der König schwieg einen Augenblick und schien zu überlegen. Dann sagte er lächelnd: Majestät, Sie sind eine zu ausgezeichnete Advokatin für Ihren Klienten, als daß man Ihnen widerstreben könnte. Ich

gebe also nach! Der Graf Rhedern hat meine Einwilligung zur Vermählung mit der Orguelin. —

Aber das genügt leider noch nicht, Sire, sagte die Königin mit ihrem anmuthigsten Lächeln. Es ist da noch eine kleine Bedingung, ohne deren Erfüllung diese stolze Millionärin dem Grafen ihre Hand nicht geben will.

Ah, sehen Sie da. Diese kleine Bourgeoise macht noch ihre Bedingungen, wenn ein Graf sie heirathen will!

Ja, Majestät! Sie will nur dann die Gemahlin des Grafen werden, wenn der Graf die Zusicherung geben kann, daß seine Gemahlin an unserm Hofe empfangen, und ihrem neuen Range gemäß behandelt werde.

Wirklich, rief der König mit einem ironischen Lächeln. Diese Millionärin hält es wirklich für ein schätzenswerthes Ding an unserm Hofe zu erscheinen.

Es scheint, Sire, als wenn ihr dies ein größeres Glück deucht, als der Besitz eines gräflichen Gemahls.

Der König blickte nachdenkend vor sich hin, dann hob er das Auge wieder, und sah seine Mutter mit einem strahlenden, schalkhaften Lächeln an. Nun denn

meine Mutter, sagte er, Sie wissen wohl, daß ich Ihnen nichts abzuschlagen vermag, und da Sie es wünschen, soll diese Mademoiselle Orguelin, wenn sie vermählt ist, als neugebackene Gräfin an meinem Hofe empfangen werden. Aber Gunst für Gunst, Bitte für Bitte. Ich verspreche Ihnen, die neugebackene Gräfin Rhedern zu empfangen, wenn Sie mir versprechen, dafür den Grafen Réal an Ihrem Hofe zu empfangen!*)

Den Grafen Réal! rief die Königin unwillig. Ew. Majestät wissen —

Ich weiß, unterbrach sie der König sich verbeugend, ich weiß, daß der Graf Réal von eben so gutem Adel ist, als es die Gräfin Rhedern sein wird, und daß er, wie diese, mehrere Millionen besitzt, die ich durch Anerkennung seines Grafentitels dem Lande gesichert habe. Wir sind also einverstanden, nicht wahr? Die Gräfin Rhedern wird an meinem Hofe so gut empfangen, wie der Graf Réal an dem Ihrigen?

Er reichte der Königin die Hand dar, sie legte widerstrebend die ihrige hinein. Ah mein Sohn, flüsterte sie, Sie haben mich grausam überlistet!

---

*) Thiébault, II. pag. 57.

Der König lächelte. Madame, wir erhalten dadurch unserm Lande drei Millionen, und die wiegen doch am Ende schwerer, als einige vermoderte gräfliche Ahnen. Das Preußen der Zukunft wird durch seinen Adel in den Schlachten siegen, aber durch seine Industrie wird es groß werden, reicher und mächtiger, als durch gewonnene Schlachten!

XVI.

Unter den Linden.

Die Linden von Berlin, jetzt die glänzendste, größte und schönste der Straßen dieser weithingelagerten großen Stadt, war im Jahre 1740 noch eine sehr öde, sehr wüste und stille Gegend. Friedrich der Erste, der prachtliebende König, von dem Sophie Charlotte auf ihrem Todtbette, als man ihr sagte, wie sehr der König über ihren Hingang trauern würde, lächelnd sagte: „Er wird sich zerstreuen mit der Sorge, mir ein prachtvolles und Königliches Leichenbegängniß zu veranstalten, und wenn bei dieser Ceremonie nichts mangelt, sondern Alles recht glänzend ist, so wird er getröstet sein!“, Friedrich der Erste hatte diese Linden anpflanzen lassen, um seiner Gemahlin die Straße nach Lützelburg, dem Lustschloß, welches er ihr geschenkt, und das nach ihr „Charlottenburg“ genannt ward,

angenehmer und schattiger zu machen und ihr ein wenig diese öde und wüste Sandfläche zu verbergen, welche sich zu beiden Seiten der Bäume vom Zeughaus bis zum Thiergarten hin befand. Denn diese Vorstadt, welche sich von dem Zeughaus und dem Festungsgraben, der sich unmittelbar neben demselben befand und queer über die Straße hin, an dem Kronprinzlichen Palais nach der Behrenstraße hinfließend, bis zum Thiergarten sich erstreckte, war damals noch öde und leer. Der Festungsgraben begrenzte die eigentliche Stadt Berlin, seitwärts von demselben auf der Stelle, wo jetzt das Mittelportal des Universitätsgebäudes sich befindet, stand damals ein kleines, unscheinbares Thor, genannt „das neue Thor" und durch dieses gelangte man in den neu angelegten Theil von Berlin, in die Dorotheenstadt, welche indeß nur von Handwerkern und armen Leuten bewohnt ward. Der ganze Platz aber zwischen dem Festungsgraben, dem Neuen Thor und den weit entfernt liegenden Häusern der Behrenstraße bis zum Anfang der Lindenallee war damals nur eine ungeheure Sandmasse, deren wüster Anblick oft genug schon den König, als er noch Kronprinz war und das kleine Palais bewohnte, welches unmittelbar hinter dem Festungsgraben sich befand, verstimmt

und geärgert hatte. Nichts war da zu sehen, als Schutthaufen, Sand und Steingerölle und wo jetzt in stolzer Majestät Paläste sich hinstrecken, Denkmäler den Ruhm großer Feldherrn verkünden, das Opernhaus und die katholische Kirche stehen, da war damals nur eine Oede und Wüste. Freilich hatte Friedrich Wilhelm der Erste schon Vieles dazu gethan, diese traurige und armselige Gegend zu verschönern und sie mehr den Palästen, welche in ihrer unmittelbaren Nähe hinter dem Festungsgraben sich befanden, angemessen zu machen, aber der Eifer der Berliner selbst war dem Bestreben des Königs wenig zu Hülfe gekommen. Niemand mochte sich freiwillig entschließen in diesem öden und abgelegenen Theil der Stadt sich anzubauen und diese wenigen, stattlichen und palastähnlichen Gebäude, welche hier und dort zur Seite der Linden sich erhoben, war nur auf besonderen Befehl des Königs, oder auf Königliche Kosten entstanden. Einige reiche, begüterte Herren vom Adel hatten auch, um dem Könnig gefällig zu sein und seiner Bauluft zu schmeicheln, hier einige große Gebäude aufgeführt, die sie indessen nicht bewohnten und die sehr vereinzelt und verwaist sich unter den kleinen, unscheinbaren, hüttenähnlichen Häusern ausnahmen. Eins dieser großen und statt-

lichen Häuser war indeß nicht von einem Grafen Dohna oder Baron von Plessen erbaut, sondern es gehörte dem sehr ehrwürdigen und berühmten Hofkleidermacher Pricker, und seit einigen Tagen prangte ein neues glänzendes Schild über seiner Hausthür; auf diesem Schilde las man mit großen, glänzenden Buchstaben: „Hofkleidermacher Ihro Majestät der Königin-Mutter und Ihro Majestät der regierenden Königin.“ Aber dieses große Haus mit seiner prunkvollen goldenen Inschrift war auch wieder nur von kleinen, unscheinbaren, elenden und schmutzigen Häusern umgeben, in denen kleine Handwerker und heruntergekommene Kaufleute wohnten, wie dieses kleine Haus bewies, das sich unmittelbar neben dem großen Pricker'schen befand und welches das früher schon weiter beschriebene Wohnhaus der armen Frau Schommer, der einstigen Doris Ritter und ihrer unglückseligen Familie war.

Eine leise, selten unterbrochene Stille herrschte in diesem öden Stadttheil von Berlin und nur die Equipagen der Königlichen Familie und des Adels sah man oft rasch vorüberrollen, wenn der König zu irgend einem Fest in Charlottenburg seinen Hof und seinen Adel eingeladen hatte.

Auch heute kam eine Königliche Equipage den Weg vom Schlosse daher gefahren und rollte über den öden Platz hinter dem Festungsgraben nach den Linden hin. Aber hier hielt sie an und vier Herren entstiegen derselben. Es war der König, gefolgt von dem Hofbaumeister und Major von Knobelsdorf, dem Kammerherrn von Pöllnitz und dem neuen Polizeimeister und Armenverwalter Jordan.

Der König, unter dem ersten Baum der hier beginnenden Linden-Allee stehend, überschaute mit ernsten, gedankenvollen Blicken den großen, öden Platz, welcher vor ihm lag und sein heller, flammender Blick flog mit blitzartigem Leuchten herüber und hinüber.

Diesen Augiasstall mußt Du mir reinigen, Knobelsdorf, sagte er, an ihm sollst Du Dich als Hercules bewähren. Nun, die Kraft hast Du dazu, und das Geld werde ich Dir geben. Wir wollen uns hier Beide ein Denkmal errichten und aus dem Nichts dieser Sandwüste wollen wir ein glänzendes Etwas machen. Wir wollen hier Paläste bauen und Tempel der Wissenschaft, der Kunst und der Religion! Es fehlt uns zur Zeit noch so ziemlich Alles, um Berlin geeignet zu machen zu einem Sitz der Musen. Kno-

belsdorf muß dafür sorgen, daß wir ihnen bequeme Häuser bereit halten!

Und die Musen werden auch ohnedies sehr bereitwillig sein zu kommen, sagte Pöllnitz mit seiner zierlichsten Verbeugung, finden sie doch hier den Götterjüngling Apollo wieder, dem es ohne Zweifel im Himmel ein wenig zu langweilig geworden und der deshalb sich herabgelassen, einmal irdischer König zu werden.

Der König zuckte leicht die Achseln. Hören Sie, Pöllnitz, sagte er, Sie wären ganz dazu geeignet, ein Lehrbuch für Kammerherren und Hofschranzen zu schreiben, aus dem Jedermann lernen könnte, wie man den Fürsten am honigsüßesten schmeicheln und vor ihnen am graziösesten fuchsschwänzeln kann. Warum schreiben Sie nicht ein solches Buch?

Majestät, um ein Buch zu schreiben, muß man ein stilles, verschwiegenes Studierzimmer in einem eigenen, würdigen und noblen Hause haben, das man sich ganz nach seinem Behagen und seiner Bequemlichkeit und Laune einrichtet. Da ich aber zur Zeit noch nicht ein solches Haus besitze, so kann ich auch nicht das von Ew. Majestät befohlene Buch schreiben.

Der König lachte. Nun, vielleicht erübrigt Ihnen Knobelsdorf hier noch eine kleine Sandwüste, sagte er, um darauf Ihr Tusculum zu bauen. Aber zuvor wollen wir den Palast der Königin-Mutter und noch etliche Tempel und Hallen bauen! Was meinst Du, Jordan, wäre dieser Platz nicht ganz geeignet, um alle diese schönen Dinge in's Leben treten zu lassen, von welchen wir in Rheinsberg so oft geträumt? Könnten wir hier nicht unsere Akropolis, unsere Zeus- und Minerventempel bauen?

Damit alle Welt es bestätigt finde, was man jetzt schon vermuthet, sagte Jordan lächelnd, daß nämlich Ew. Majestät kein rechter Christ, sondern eigentlich ein Heide ist, der mehr der Religion der alten Griechen, als der neuen Kirchenväter anhange!

Sagt man das? Nun man hat nicht ganz Unrecht, wenn man meint, daß ich keine sonderliche Passion für das Pfaffenthum und die christliche Kirche habe. Christus hat diese Kirche nicht erbaut, sondern die schlauen Priester und einen recht niedlichen Hausirhandel mit ewiger Seligkeit haben sie darin etablirt. Ich mag nicht feilschen und handeln und aus kleinem Detailgeschäft kaufen, sondern nehme lieber alles aus dem Hauptgeschäft und kaufe en gros. Deshalb

wende ich mich lieber gleich an den großen Lagerherrn aller Seligkeit und alles Glückes, an Gott selber und umgehe die kleinen Mäkler, die Priester. Ah, Knobelsdorf, Du sollst mir hier einen Tempel errichten, wie ich ihn mir lange schon geträumt. Sieh, der Platz ist groß genug um Alles daraus zu machen, was die Phantasie nur erdenken, das Geld nur bezahlen und das Talent nur ausführen kann. Einen Tempel Gottes sollst Du mir hier bauen, groß und mächtig soll er sein von außen, herrlich und erhaben von innen.

Also hier soll der Palast Ihro Majestät der Königin-Mutter nicht stehen? fragte Knobelsdorf, als der König schwieg.

Nein, hier nicht. Dieser Platz hat eine andere Bestimmung, von der ich Euch heute Abend näher unterrichten und von Euch erfahren will, ob sie Euren Beifall hat. Ah, ich wittere schon, daß mein streitsüchtiger Jordan wieder einige Einwendungen wird machen wollen. Eh bien, nous verrons! Jetzt wollen wir weiter gehen, um eine Stelle für das Palais der Königin zu suchen.

Wenn Ew. Majestät erlauben, sagte Pöllnitz, während der König mit seinen drei Begleitern lang-

sam die Mittel-Allee der Linden hinunter ging, wenn Ew. Majestät erlauben, möchte ich so frei sein, Ihnen einen, wie mir scheint sehr passenden Platz zu diesem Hotel vorzuschlagen. Er befindet sich am Ende der Linden-Allee, am Eingang in den Park, würde eine sehr schöne Lage haben und Platz, sich nach Belieben auszudehnen.

Zeigen Sie uns die Stelle, befahl der König vorwärts schreitend.

Hier ist sie, Majestät, sagte Pöllnitz, als sie jetzt am Ende der Linden angekommen waren. Sehen Sie nur, Majestät, die Natur selber scheint diese Stelle zu verwerfen und sie durchaus der Stadt anweisen zu wollen, denn die Linden sind hier verdorrt und abgestorben und der Wald beginnt erst einige Tausend Schritte weiter.

Es ist wahr, sagte der König lächelnd, Platz ist da, um hier ein Palais anzulegen. Was meinst Du, Knobelsdorf, wollen wir hier den Bau aufführen?

Wir müßten damit beginnen, alle diese kleinen Häuser dort drüben abzutragen, Majestät. Dazu wäre alsdann erst nothwendig, daß Ew. Majestät dieselben ankauften und dazu wieder bedürfte es der Genehmigung der Hauseigenthümer, welche durch sol-

chen schleunigen Verkauf freilich obdachlos werden würden.

Obdachlos. Seit Jordan der Vater der Armen geworden, giebt es keine Obdachlosen mehr, sagte der König, seinen geliebtesten Freund mit einem zärtlichen Augenwinken grüßend. Dieser Platz scheint mir in der That geeignet zu sein. Hier auf dieser Seite könnte das Palais stehen, dort jenseits errichten wir vielleicht ein prachtvolles öffentliches Gebäude, vielleicht für unsere Bibliothek und in der Mitte dieser beiden Gebäude den Platz abschließend und zusammenfügend, muß sich alsdann ein erhabenes Thor im schönsten, griechischen Styl erheben. Den Wald dahinter wollen wir in einen schönen Park umwandeln, mit schattigen Alleen, geschmackvollen Blumenpartien, marmornen Statuen, glänzenden Teichen und murmelnden Bächen darin.

Oh, man muß eben Friedrich sein, um auf dieser öden Stelle solchen Feentraum für möglich und ausführbar zu halten, rief Jordan lächelnd. Ich meinestheils sehe hier nichts als Sand und dort drüben einen Wald mit vielen kleinen, verkrüppelten Bäumen.

Der König lächelte. Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben, sagte er. Nun Knobelsdorf

haben wir hier Platz zu unserem großen, projectirten Bau?

Vollkommen, Majestät. Und wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollten, mir die nöthigen Gelder anzuweisen, so kann der Bau beginnen.

Wie viel denkst Du, daß wir nöthig haben?

Wenn Alles so ausgeführt werden soll, wie Ew. Majestät beabsichtigen, mindestens eine Million.

Sei's darum. Eine Million ist nicht zu viel, um der Königin-Mutter eine Freude zu bereiten.

Aber, sagte Pöllnitz, wollten Ew. Majestät nicht vorher die armen Hausbesitzer da drüben mit ihrem Geschick bekannt machen und sie durch ein gnädiges Wort über das Aufgeben ihres Hausrechtes trösten? Sehen Ew. Majestät nur wie sie Alle mit verwunderten, fragenden Gesichtern verstohlen hinter den Gardinen ihrer Fenster zu uns herüber schauen. Oh, Majestät, es wohnen hier sehr arme und sehr unglückliche Leute. Der Regen trieb mich vor einigen Tagen in eins dieser Häuser und seitdem bin ich melancholisch geworden, denn ich habe niemals so viel Jammer und Noth gesehen. Da waren hungernde Kinder, ein vor Gram fast sterbendes Weib und ein Trunkenbold von Mann, der die letzte Habe seiner unglückseligen Fami-

lie in Branntwein und Bier verwandelt. Wahrlich, als ich das sah, hätte ich wohl eine Viertelstunde König sein mögen, um wie die Sonne dieses traurige düstere Haus mit einem Strahl von Glück zu durchleuchten und die Thränen dieser Unglücklichen zu trocknen.

Nun in der That, das muß ein herzzerreißender Anblick sein, wenn selbst Pöllnitz davon gerührt und melancholisch werden kann, rief der König, dessen edles und schönes Gesicht jetzt von einer sanften Trauer umdüstert war. Komm, Jordan, wir wollen in dieses Haus eintreten und Du sollst mir helfen dieses Unglück zu lindern. Du Knobelsdorf, magst indessen Dir eine Zeichnung dieses Platzes entwerfen und Deine Anlagen machen. Zeigen Sie uns den Weg, Pöllnitz!

Endlich erreicht, dachte Pöllnitz, während er dem König voran queer über den Platz dahin schritt. Oh, wahrhaftig, es war nicht leicht den König hieher zu bringen. Aber ich denke wohl, daß mein Plan gelingen soll. Doris Ritter wird uns ohne Zweifel erwarten, sie wird meine Worte überlegt haben und ihrer natürlichen weiblichen Coquetterie nachgebend, wird sie meinen Rath befolgt und von den Gewän-

dern Gebrauch gemacht haben, die ich ihr gestern Abend schickte.

Sie standen jetzt vor dem kleinen düstern Hause des Materialisten Schommer und Pöllnitz bedeutete den König mit einer tiefen Verbeugung, daß sie zur Stelle seien.

Wirklich, das ist ein trauriger und melancholischer Anblick, dieses Haus, sagte der König. Es sieht aus wie der Aschenkrug einer armen Wittwe.

Und bei Gott, es sind schon viele Thränen darin geweint, sagte Pöllnitz mit sehr gut gelungener Sentimentalität.

Die Thür des Ladens war nur angelehnt. Der König stieß sie auf und trat mit seinen beiden Begleitern in diesen öden, düstern Laden ein, der die letzten armseligen Reste des einstigen Kaufgeschäftes enthielt.

Niemand kam ihnen entgegen, Niemand fragte nach ihrem Begehr, eine lautlose Stille umgab diese drei Herren, welche ihre neugierigen verwunderten Blicke in dem Laden umherschweifen ließen.

Erlauben Ew. Majestät, daß ich in jenes Zimmer dort gehe und die Frau rufe, sagte Pöllnitz. Man hat ohne Zweifel das Anschlagen der Glocke nicht gehört.

Nein, wir wollen selber gehen, sagte der König ernst. Es ist wohl gut und nützlich auch einmal die Armuth in ihrem traurigen und unbemerkten Versteck aufzusuchen und ich glaube, daß man Vieles da lernen und begreifen kann, was man Niemals in Schlössern und Palästen erfährt.

Oh, mein König, sagte Jordan gerührt, von heute an wird das Volk Sie nicht mehr seinen König, sondern seinen Vater nennen.

Der König schritt rasch auf die von Pöllnitz bezeichnete Thür zu und öffnete sie, hinter ihm her kamen die beiden Cavaliere, ehrfurchtsvoll hinter dem König stehen bleibend und über seine Schulter neugierige Blicke in das Zimmer vor ihnen werfend.

Der König hatte die Schwelle überschritten, dann war er stehen geblieben, um sich in diesem Zimmer umzuschauen, dessen ärmliche und dürftige Einrichtung ihm eine Art schreckensvollen Widerwillen einflößte, dessen dumpfe und dicke Luft seine Brust wie mit einem Alp beschwerte.

Ist es möglich in einer solchen Höhle des Elends zu wohnen, murmelte der König dumpf vor sich hin.

Ja, es ist möglich, antwortete eine leise höhnische

Stimme. Wenn man im Elend heimisch ist, kann man in solcher Höhle wohnen.

Der König wandte sich fast erschrocken nach jener Seite hin, von welcher die Stimme kam. Er hatte, geblendet von dem trüben Dämmerlicht des Zimmers, noch gar nicht diese Frau gesehen, welche da im äußersten Winkel des langen schmalen, nur von einem Fenster erhellten Zimmers saß.

Sie hatte ihre Hände im Schooß gefalten und saß unbeweglich da. Ein ärmliches, schwarzes Gewand umhüllte ihre schlanke, hohe Gestalt und gab ihr ein noch traurigeres, düsteres Ansehen. Ihr Antlitz war todesbleich, aber von einem seltenen schönen Oval, ihr Haar, das in dicken Flechten ihr Haupt umgab war von einem hellen leuchtenden Blond und legte sich fast wie ein Heiligenschein um ihr blasses, klares Angesicht, das von dem wunderbaren, flammenden Schein ihrer Augen wie von zwei Sternen durchleuchtet ward.

Nun, dachte Pöllnitz, sie hat zwar die Gewänder die ich ihr schickte, nicht angelegt, aber mir scheint, daß sie doch eine geschickte Coquette ist und sich sehr gut auf ihren Vortheil versteht. Sie ist wirklich schön und interessant anzuschauen. Wie ein marmornes Marienbild in einer armen Dorfkirche.

Der König stand noch immer und schaute mit seltsamen, sinnenden Blicken hinüber nach dieser Frau, die ihrerseits ihre großen Augen unverwandt auf ihn gerichtet hatte, als wollte sie in seinem Antlitz seine Gedanken lesen.

Aber dieses Antlitz blieb ruhig, unbewegt und kalt. Hatte der König diese Frau erkannt? Klangen die verhallten Melodien seiner frühen Jugend in ihm wieder und lauschte er eben ihren süßen, wehmuthsvollen Tönen? Weder Pöllnitz noch auch Doris Ritter vermochten das in diesem schönen, stolzen und zugleich milden Antlitz zu lesen.

Jordan unterbrach jetzt das allgemeine Stillschweigen.

Stehen Sie auf, gute Frau, sagte er milde, es ist der König, welcher vor Ihnen steht.

Sie erhob sich langsam von ihrem Sitz, aber ihre Miene verrieth nicht die mindeste Ueberraschung und Freude.

Der König! sagte sie. Was will der König in der Höhle der Armuth und des Elends?

Die Armuth mildern und das Elend, wenn es unverschuldet ist, sänftigen, sagte der König milde.

Sie trat ihm rasch einige Schritte entgegen und machte eine Bewegung, als wolle sie ihm die Hand darreichen. Es ist unverschuldet, sagte sie, aber selbst ein König kann es nicht sänftigen.

Laßt es mich wenigstens versuchen. Sagt, womit ich Euch helfen kann.

Sie schüttelte traurig das Haupt. Wenn es der König Friedrich, der Sohn Friedrich Wilhelm's des Ersten nicht weiß, so weiß ich es auch nicht.

Ihr seid arm, Ihr leidet vielleicht sogar Noth?

Ich weiß nicht. Es ist möglich, sagte sie zerstreut. Wer kann unter so vielerlei Schmerzen und Qualen wissen, ob das Eine Verzweiflung, Gram und Entsetzen, das Andere Noth, Hunger und Entbehrung sei.

Ihr habt Kinder?

Ja, sagte sie in sich erschauernd, ich habe Kinder und diese, das weiß ich, leiden Noth, denn sie haben mich oft um Brot gebeten und ich habe ihnen keins geben können.

Warum sorgt ihr Vater nicht für sie? Oder lebt er nicht mehr?

Er lebt, aber nicht für uns! Er ist weiser, wie ich und ertränkt seinen Gram, während ich ihn an

meinem Herzen nähre und mich von ihm, wie von einer Schlange zernagen lasse!

Ihr habt also nichts, um das Ihr mich bitten mögt? fragte der König mit fast zürnender Stimme und eine Wolke beschattete seine edle Stirn.

Sie sah ihn wieder mit ihren großen, durchbohrenden Augen lange und forschend an. Nein, sagte sie dann rauh, ich habe nichts zu bitten.

In diesem Augenblick ward die Thür heftig aufgerissen und die beiden Kinder Karl und Anna kamen herein, anfangs hastig und laut nach ihrer Mutter rufend, dann aber verstummend und sich scheu zu ihrer Mutter schleichend, als sie die Fremden gewahrten.

Doris Ritter aber ward von der Erscheinung ihrer Kinder wie bezaubert und umgewandelt. Ihre vorher so harten Züge hatten jetzt einen milden sanften Ausdruck angenommen, das kalte Marmorangesicht war jetzt von einem Strahl der göttlichen Liebe durchleuchtet.

Sie nahm mit einer leidenschaftlichen Bewegung die Hände ihrer beiden Kinder und trat mit ihnen dicht vor den König hin. Doch, Majestät, sagte sie, ich habe etwas zu bitten. Für meine Kinder habe ich

zu bitten. Sie sind unschuldig und rein wie die Engel Gottes! Möge das Unglück und die Schmach ihrer Aeltern nicht auch ihre Häupter belasten. König Friedrich, erbarmen Sie Sich meiner Kinder.

Und ganz Leidenschaft, ganz Gluth und Schmerz sank das unglückliche Weib, ihre Kinder mit sich niederziehend, zu den Füßen des Königs nieder.

Der König blickte mit sinnenden ernsten Mienen zu ihr nieder, dann wandte er das Auge, dessen Glanz jetzt minder hell und leuchtend war, auf Jordan hin.

Jordan, sagte, er und der weiche Ton seiner Stimme war heute noch weicher und schmelzender, Jordan, Dir übertrage ich die Sorge für diese Kinder. Von heute an sind sie Deine Pflegebefohlenen.

Die unglückliche Mutter richtete sich entsetzt empor und schloß ihre Kinder in ihre Arme mit einem so schmerzensbangen, schreckensvollen Ausdruck, wie ihn die rührende und edle Statue der griechischen Niobe trägt.

Oh, Sie wollen mir doch meine Kinder nicht entreißen? fragte sie. Nein, nein, ich habe nichts gesagt, nichts gebeten. Wir bedürfen keiner Gnade und keiner Hülfe! Wir wollen zusammen hungern, zusammen leiden, nur trennt uns nicht. Oh, sie werden

aufhören mich zu lieben, sie werden ihre Mutter verachten, ihre Mutter, welche nur lebt von ihrem Anschauen, welche inmitten ihrer Schmerzen und ihrer Qualen jeden Tag Gott auf ihren Knieen dankt, daß er mir diese Kinder gegeben hat, deren Anblick mich vor Verzweiflung und Selbstmord bewahrt hat.

Das sind sehr wilde und gottlose Worte, welche Ihr da sprecht, sagte der König unwillig. Ihr solltet beten, daß Gott Euer Herz weich und demüthig mache. Arm zu sein, Hunger zu leiden und einen Trunkenbold zum Manne zu haben, ist freilich ein Unglück, aber es läßt sich ertragen, wenn man ein reines Gewissen hat. Eure Kinder sollen aber nicht von Euch getrennt werden. Ihr sollt für sie freien Schulunterricht und Kleidung haben. Auch werde ich sehen, was ich für Euch thun kann. Und somit Gott befohlen.

Und der König, leicht mit dem Kopfe nickend, wandte sich der Thür zu, aber indem er's that, legte er auf den Tisch, der am Fenster stand, einige Goldstücke hin.

Doris hatte jede seiner Bewegungen verfolgt und beobachtet. Mit einer wilden Bewegung stürzte

sie jetzt vorwärts und die Goldstücke vom Tische aufnehmend reichte sie sie dem König dar.

Majestät, sagte sie mit flammenden Blicken, Majestät, ich habe nur für meine Kinder gebeten, nicht aber für mich gebettelt. Mit einigen Goldstücken lassen sich meine Qualen nicht abkaufen.

Des Königs Antlitz nahm jetzt einen strengen, erhabenen Ausdruck an, sein Auge schleuderte einen vernichtenden, zerschmetternden Blick auf das kühne Weib, welches es wagte, ihm so gegenüber zu treten, er hatte schon die Lippen zu einem heftigen Zorneswort geöffnet, aber er bezwang sich und ein Ausdruck unbeschreiblicher Güte und Milde erhellte jetzt wieder wie ein Sonnenstrahl sein edles Königliches Angesicht.

Ich gab das Gold nicht Euch, sondern Euren Kindern, sagte er. Ihr dürft sie ihres Eigenthums nicht berauben. Wenn Ihr selber eines Tages der Hülfe bedürft und begehrt, dann wendet Euch an mich. Ich werde dann nur an Eure Armuth, nicht aber an Euren Hochmuth gedenken. Sagt mir also Euren Namen, damit ich mich erinnern kann.

Das blasse Weib blickte erstaunt und forschend zu ihm auf. Meinen Namen? fragte sie sinnend und wie zu sich selber gewandt. Der König Friedrich will

meinen Namen wissen? Ich heiße, — ich heiße Anna Schommer!

Und wie sie mit einem eigenthümlichen, stolzen Lächeln so sprach, legte sie die Hand auf das Haupt ihrer kleinen Tochter Anna, als wolle sie sich an ihr stützen um nicht umzusinken.

So stand sie, halb zusammengebrochen und doch aufgerichtet, mit erhobenem Haupte, während der König mit seinem Gefolge der Thür zuschritt. Ihr Knabe, der seine staunenden Blicke immerfort auf den König gerichtet hatte, schlich ihm jetzt nach und wagte es, leise sein Gewand zu berühren.

Seine Mutter sah es und den rechten Arm drohend erhebend, während sie mit dem linken herabhängenden sich noch immer auf das Kind stützte, rief sie mit lauter, drohender Stimme: Rühre ihn nicht an, mein Sohn! Die Könige sind heilig!

Friedrich, schon auf der Schwelle der Thür stehend, wandte sich noch einmal um. Der Sonnenstrahl, welcher sich schüchtern und zitternd durch die grünen, bestaubten Fensterscheiben drängte, traf gerade sein Antlitz und ließ es noch strahlender und heller aus dem dunklen Hintergrunde der Thür hervortreten. Sein großes mächtiges Auge ruhte fragend und for-

schend und mit seltsamem Leuchten auf dieser bleichen Frauengestalt, die mit erhobenem Arm einer zugleich verwünschenden und flehenden Niobe ähnlich, ihm gegenüber stand. Ein unbeschreibliches, zugleich trauriges und sanftes Lächeln flog über die Züge des Königs hin und erhellte sein Gesicht, wie das sanfte Abendroth eines untergehenden Tages.

Aber der König sprach kein Wort, sich langsam wieder umwendend, trat er durch die Thür zurück und verließ mit seinen Begleitern eilig und stumm den düstern Laden.

Doris Ritter stieß ein dumpfes Aechzen aus, als sie ihn nicht mehr sah, ihre Hand glitt kraftlos von dem Haupt des Kindes fort und hing schlaff an ihrer Seite nieder. Das Kind achtete nicht darauf, es fühlte sich nur wie von einer Fessel befreit uud schlüpfte eilig hinaus, um dem König nachzuschauen.

Das arme Weib blieb allein. Allein mit ihren Schmerzen und ihren qualvollen Erinnerungen. Lange stand sie unbeweglich, lautlos, wie in tiefer innerer Erstarrung da, dann drang ein dumpfes Stöhnen aus ihrer Brust hervor, dann brach sie zusammen wie eine vom Blitz zerschmetterte Trauerweide. Und er hat mich nicht einmal erkannt! schrie sie, heulte sie zum

Himmel empor. Um ihn leide ich Schmach und Elend, und er geht achtlos an mir vorüber und er wirft mir wie einem Hunde die Brosamen seiner Wohlthätigkeit von seiner reichbesetzten Tafel hin. Lange lag sie so, zerbrochen, bebend und vor sich hinstarrend am Boden. Dann plötzlich fuhr sie empor und richtete sich hoch und stolz auf. Ihre Augen leuchteten, eine fieberhafte Röthe flammte auf ihren Wangen, drohend hob sie die geballte Faust gen Himmel empor. Er hat mich auch heute nicht erkannt, sagte sie feierlich. Aber eines Tages soll er mich erkennen und das wird an dem Tage sein, an welchem ich mich an ihm rächen werde für mein zerfetztes, zerpeitschtes und verfluchtes Leben! Oh, oh, er ist ein König und ich bin ein armes Weib, aber der Stachel eines vergifteten Insects genügt, um einen König zu tödten, denn auch ein König ist nur ein Mensch! Ja, Rache will ich nehmen, Rache für mein vergiftetes Dasein!

XVII.

Die Berliner Kannegießer und der französische Schneider.

Draußen indeß hatte die Scene sich sehr verändert. Die langsam die Straße herabfahrende Königliche Equipage hatte die Bewohner der Häuser auf die Anwesenheit des Königs aufmerksam gemacht und Jedermann war auf die Straße hinabgeeilt, den jungen, schönen König zu sehen und zu begrüßen. Weiber und Männer, Kinder und Greise bewegten sich in buntem Gemisch durcheinander und Jedermann fragte und forschte bei seinem Nachbar, weshalb der König wohl hieher gekommen und was es zu bedeuten habe daß jener dicke Herr dort, der sich auf die eiserne Barrière der Linden gesetzt hatte, so eifrig diesen wüsten Platz mit den kleinen, ärmlichen Häusern zeichnete und wo der König jetzt sein möge, da doch seine Equipage ihn hier zu erwarten scheine.

Selbst der erhabene und stolze Herr Pricker hatte es nicht unter seiner Würde gehalten, hinabzusteigen auf die Straße und gefolgt von seinen Gesellen und Lehrburschen vor seiner Thüre sich aufzustellen.

Man sagt, der König sei in das Haus des Materialisten Schommer gegangen, sagte einer seiner Gesellen zu ihm, welcher eben auf Kundschaft ausgegangen war und sich unter das gaffende, lautlos wartende Volk gemischt hatte.

Herr Pricker schüttelte mit ernster Gravität sein Haupt. Man wird ihn irre geführt, oder nicht verstanden haben, denn ohne Zweifel wollte der König doch zu mir kommen und mir seinen Besuch machen, eine Ehrenbezeugung, welche in meiner Familie nichts Neues und Ueberraschendes ist. Kein einziger der Regenten des Hauses Hohenzollern hat es bis jetzt versäumt, dem Hause Pricker seinen Besuch zu machen. Es ist das eine schöne Gewohnheit der Hohenzollern, die ohne Zweifel auch der jetzige König nicht außer Acht lassen will damit man —

Ein lautes Jubelgeschrei des Volkes unterbrach den würdigen Herrn Pricker. Der König war auf die Straße getreten und das Volk begrüßte ihn mit

Vivatrufen und Jauchzen und schwenkte seine Hüte empor und warf jubelnd die Mützen in die Luft.

Herr Pricker, welcher mit stillem Behagen sah, daß der König sich der Seite zuwandte, auf welcher sein Haus sich befand, trat rasch einige Schritte vor und stellte sich mit einem verbindlichen Lächeln gerade neben dem Wege des Königs auf.

Aber der König achtete nicht auf ihn, er erwiderte die Grüße des Volkes heute mit minder gnädigem Lächeln und freundlichem Grüßen, eine Wolke lagerte auf seiner Stirn und sein Auge war trübe. Ohne den lächelnden, sich verbeugenden Herrn Pricker nur anzusehen, ging er an ihm vorüber, nach seiner Equipage, die gerade vor dem Hause des Hofkleidermachers wartete. Der König stieg hastig ein, seine Cavaliere folgten ihm und in rascher Eile brauste der Wagen davon. Das Volk rief ihm seine jauchzenden Abschiedsgrüße nach und folgte mit neugierigen, theilnahmsvollen Blicken dem in der Ferne verschwindenden Wagen.

Warum jubelt dieses arme, närrische Volk? murrte Herr Pricker achselzuckend, der jetzt, da der König ihn nicht gegrüßt, sehr verstimmt und aufgebracht war. Was wollen sie mit diesem albernen

Geschrei und diesem Hüteschwenken sagen? Der König hat sie mit so verdrießlichem Gesicht angesehen, als wären sie störendes Gewürm, das ihn belästigte, nicht einmal hat er gelächelt. Wie verstimmt er ist, das bewies schon, daß er selbst mich, den Hofkleidermacher seiner eigenen Gemahlin, gar nicht bemerkte und doch hatte er seine Equipage gerade vor meiner Thür halten lassen und es war seine Absicht mich zu besuchen, was er nun in seiner verdrießlichen Zerstreutheit ganz vergessen hat.

Das Volk fing an sich zu verlaufen, nur hier und da sah man noch einzelne Gruppen stehen, in denen man mit ernster, eifriger Neugierde sich über den möglichen Zweck der Anwesenheit des Königs zu berathen schien.

Unfern von Herrn Pricker und seinen Gesellen standen einige würdige, ernste Bürger, angethan mit langen Röcken, an denen große elfenbeinerne Knöpfe sich befanden und wohlgeschmückt mit einem langen Zopf, der gravitätisch hervorschaute unter dem dreieckigen Hute, welcher das glatt angestrichene gepuderte Haar bedeckte.

Herr Pricker, sie jetzt gewahrend, begrüßte sie freundlich und winkte sie zu sich. Gott grüße Euch,

würdige Freunde und Gevattern! Seid Ihr auch gekommen, den König zu begrüßen?

Wir gingen gerade des Weges und da sind wir stehen geblieben, den König zu begrüßen!

Ein sehr schöner junger Herr!

Ein sehr kluger, gelehrter junger König!

Und doch! —

Ja, und doch! —

Ja, das ist auch meine Meinung, Gevattern, seufzte Herr Pricker.

Die vielen Neuerungen und Verordnungen. Man bekommt einen Schreck, wenn man es liest.

Jeden Tag giebt es etwas Anderes, Unerwartetes.

Ja, ja, es ist nicht mehr, wie in der alten guten Zeit, sagte Herr Pricker, nicht mehr wie unter dem Hochseligen. Ach, das war noch ein würdiges, ehrbares Leben, da wußte man doch an jedem Tage, wie der folgende sein mußte und würde. Wer heute hungerte, wußte, daß er es morgen auch thun würde, wer heute reich war, wußte, daß er es morgen auch sein würde. Es war ein ehrbares, strenges und tugendhaftes Dasein, Sitte und Zucht herrschte überall, der König war der beste Ehemann und Vater und

ging uns Allen mit einem erhabenen Beispiel der Zucht und Sitte voran.

Es ist wahr, man riskirte zuweilen, geschlagen zu werden, sagte ein Anderer, und wenn man das Unglück hatte, groß zu sein, war man in Gefahr unter die Garde gesteckt zu werden. Aber das war auch Alles. Sonst aber lebte man friedlich und unangefochten einen Tag wie den andern dahin, rauchte sein Pfeifchen, trank seinen Krug Bier und auch in diesen beiden Beschäftigungen konnten wir den König als unser Ideal und Vorbild betrachten.

Aber jetzt!

Ja, jetzt! Da wechselt Alles, wie der Wind so rasch. Wer gestern arm war, wird heute reich, wer gestern reich war, wird heute verstoßen und zum armen Manne gemacht, wie das dem Geheimrath Eckardt geschehen. Ich arbeitete für ihn und er war ein guter Kunde von mir, denn er gebrauchte sehr viel Handschuhe, beinahe ein Dutzend jeden Monat. Diesen guten Kunden habe ich nun auch durch die Neuerungswuth der jetzigen Regierung verloren.

Aber verdient hatte es der Eckardt wohl, Gevatter, sagte der dicke Bierbrauer bedächtig. Er schindete das Volk, das ist wahr und war überhaupt ein hoch-

müthiger, aufgeblasener Kerl, der Niemanden, sogar mich nicht grüßte. Ich hab's ihm gegönnt, daß ihm der neue König das schöne Haus in der Jägerstraße wieder weggenommen hat, es war Gerechtigkeit darin.

Aber der hochselige König hatte es ihm doch verehrt und man hätte doch den letzten Willen des Hochseligen ehren müssen.

Ja, das ist wahr, man hätte den Willen des Hochseligen ehren müssen, betheuerten Alle mit ernster Gravität.

Oh, wir werden noch Vieles erleben müssen! seufzte Herr Pricker. Solltet Ihr es wohl glauben, meine Freunde, daß man damit umgeht, uns unsern ehrbaren Zopf zu nehmen und uns dafür den leichtfertigen, windigen und wahrhaft unsittlichen Haarbeutel aufzuschwatzen?

Das ist unmöglich! Das darf nicht sein! Nimmermehr werden wir das thun, rief der Chor mit wahrhaft griechischem Pathos.

Sie wollen uns französische Moden geben, fuhr der Sprecher Pricker fort, französische Moden und französische Sitten. Ach, ich sehe noch einen Tag kommen, wo wir hier französische Handschuhmacher und Schuster, französische Friseure und Bierbrauer,

sogar französische Kleidermacher haben werden. Ich sehe noch einen Tag kommen, wo man ungestraft wird Schilder mit französischen Inschriften über den Ladenthüren aufhängen und wo Niemand mehr durchgeprügelt wird, wenn er seine ehrliche deutsche Sprache mit französischen Redensaren untermischt und verunreinigt. Ach, ach, der jetzige König wird nicht wie der Hochselige, zwei Mädchen darum verhaften lassen, weil sie „charmant" gesagt, er wird nicht mit eigener hoher Hand die jungen Bursche durchprügeln, welche sich einfallen lassen, im französischen Anzuge auf der Straße zu erscheinen, wie der Hochselige das so oft gethan. Alles, Alles wird anders werden, aber nicht besser, nur französischer.

Ja, sollte man es wohl glauben, rief der dicke Bierbrauer, daß man sogar daran denkt, das Lieblingsgetränk des Hochseligen, das seinem Sohn doch jedenfalls heilig und ehrwürdig sein sollte, in seiner Achtung und Würde zu schmälern? Es wird kein Bier mehr am Hofe getrunken, sondern nur noch französischer Wein, und wer jetzt modern und hoffähig sein will, der wendet sich naserümpfend vom Bierkrug ab, und trinkt dafür lieber schlechten, verfälschten Wein. Ja, sogar Kaffee wird Mode werden, und der Kaffeewirth

in dem Lustgarten, der doch bis jetzt nur für die Königliche Familie und einige reiche Leute vom Hofe Kaffee kochen durfte,*) hat jetzt nicht allein die Erlaubniß für Jedermann Kaffee zu kochen, sondern jeder Schankwirth darf das thun, und ihn an seine Kunden und Stammgäste verkaufen.

Und habt Ihr denn schon gehört, fragte der Handschuhmacher düster, daß auch die beiden einzigen Speisewirthe und Garköche in Berlin, der Nicolai im Herrenhause, und der St. Vincent, ihre Nebenbuhler haben werden, und nicht mehr die einzigen sein werden, bei denen man für sein Geld sich einmal ein gutes Mittageſſen kaufen kann?**) Es sind bereits zwei französische Garköche hier angekommen, und der eine hat in der Friedrichstraße, der andere in der Königstraße eine Garküche eröffnet, was sie „Restauration" nennen.

Ja, seufzte der Schuhmacher, ich ging gestern hin, und aß aus Neugierde bei dem französischen Koch in der Friedrichstraße. Ach, meine Freunde, ich hätte weinen können vor Wuth, denn es war leider schöneres und besseres Essen, wie wir es jemals bei Nicolai oder

---

*) Preuß, Friedrich d. Gr. Jugendjahre. pag. 328.
**) Ebendaselbst.

bei St. Vincent bekommen können, und noch dazu hatte ich weniger dafür zu bezahlen.

Es ist himmelschreiend. Ein Franzose kommt hierher und macht besseren und billigeren Mittagstisch, als ein eingeborner Berliner, seufzte Herr Pricker. Ich sage Euch, ich sage Euch, wir werden Alle noch viel Kummer zu erdulden haben, und selbst mein Ehrentitel schützt mich nicht vor bittern Demüthigungen und tiefen Ehrenkränkungen, denn es kann noch kommen, daß —

Herr Pricker verstummte, und starrte mit weitaufgerissenen Augen nach der Mitte der Straße hin, seine Freunde und Gevattern folgten der Richtung seines Blickes, und auch ihre Augen erweiterten sich jetzt und auch ihre Blicke glühten vor Neugierde und Erstaunen.

Und in der That, es war kein ganz gewöhnlicher Anblick, welcher sich den ehrbaren Bürgern darbot. Auf der Straße bewegte sich ein von zwei müden, dampfenden Pferden gezogener Wagen langsam vorwärts, ein Wagen, von eleganter und neumodischer Erscheinung, wie sie am Hofe jetzt beliebt und aus Frankreich herüber gekommen waren; es war keine Kutsche, und kein Stuhlwagen, sondern Beides zusammen, halb Kutschwagen und halb Stuhlwagen, einer der beliebten eleganten Wagen, genannt Chaise. Das lederne Verdeck

war herunter geschlagen, und man konnte also sehr wohl den ganzen Inhalt des Wagens überschauen.

Auf dem Vordersitz befanden sich drei Personen. Die erste von ihnen war ein Mann von ernster, gravitätischer Haltung, erhaben anzuschauen und ehrfurchtgebietend. Ein schwarzer Sammetrock mit kleinen silbernen Knöpfen umhüllte seine schlanke zierliche Gestalt, dessen Aermel und Brusttheil mit zierlichen Spitzenkrausen verziert waren. Sein schon etwas graues, ungepudertes Haar war nur in einem Haarbeutel zusammengefaßt, an dem eine Schleife von enormer Größe befestigt war. Ein kleiner dreieckiger Hut von außerordentlicher Zierlichkeit und Kleinheit schwebte auf dem Toupée seiner seitwärts herabringelnden Locken, und beschattete ein wenig diese Stirn, welche den Ernst und die Erhabenheit eines Jupiters verrieth.

Neben ihm saßen zwei Frauengestalten, die mittlere eine ältere, ernstblickende Dame, die andere ein junges schönes Mädchen, mit lächelnden Lippen, mit glühenden schwarzen Augen und rosigen Wangen. Der elegante und zierliche Anzug der Frauen wich indessen auch sehr ab von der ehrbaren, ernsten und sittigen Tracht der Berliner Frauen. Die Kleider waren von bunten, lebhaften Stoffen, mit weiten Spitzen verzierten

offenen Aermeln, mit langen Schooßtaillen, deren weiter vorderer Ausschnitt bei der einen die Schönheit und Frische des Halses und Busens, bei der andern die Schönheit und Kostbarkeit eines Guipuretuches, das den Hals bedeckte, sehen ließ. Ungeheure Toupées von gepudertem Haar bedeckten ihre Häupter, auf denen ganz oben auf der Spitze kleine Sammthütchen schwebten, mit lang herabwallenden Bändern verziert.

Auf dem Rücksitz des Wagens befanden sich drei andere junge Mädchen in gleichem, nur minder reichem und kostbarem Costüm. Diesem ersten Wagen folgte ein zweiter, welcher sechs junge Männer enthielt, alle in französischer Tracht, Alle mit lebhaften Augen neugierig umherschauend und so laut lachend, daß die ernsten und ehrwürdigen Bürger, welche vor Herrn Prickers Hause standen, sehr wohl jedes Wort, welches sie sprachen, hören konnten, — nur daß sie es leider nicht verstanden.

Franzosen, murmelte Herr Pricker mit einem leichten Schauder.

Franzosen, murmelten die Freunde ihm nach, und starrten, wie er hinüber nach dieser seltsamen und neuen Erscheinung.

Aber wie? Wer stand denn da neben dem ersten

Wagen, der jetzt grade vor Herrn Prickers Hause anhielt? Wer sprach denn da mit dem jungen schönen Mädchen, das sich lächelnd zu ihm aus dem Wagen beugte, und ganz vertraulich mit ihm schäkerte und lachte? Wie? War dieser junge Mann wirklich der Sohn und Erbe des Herrn Pricker? War er es, der mit diesen Fremdlingen sprach, und sogar französisch mit ihnen sprach?

Ja, ja, Herr Pricker konnte sich nicht darüber täuschen, es war sein Sohn, es war Wilhelm, der Erbe seines Namens.

Wie? Euer Sohn spricht französisch? fragte der Handschuhmacher mit vorwurfsvollem Ton.

Er wünschte es so sehr, seufzte Herr Pricker achselzuckend. Ich mußte schon darein willigen, ihm einen französischen Sprachlehrer zu halten.

Jetzt kam Wilhelm, welcher seinen Vater gesehen hatte, eilig über die Straße daher. Die Augen des jungen Mannes glühten, eine lebhafte Freude strahlte aus seinem schönen, frischen Angesicht, sein ganzes Wesen war Erregung, Leidenschaft und Bewegung.

Vater, sagte er, komm schnell mit mir! Dieser Fremde möchte Dich so gern auf einen Moment sprechen. Denke Dir doch, welches Glück! Ich kam die

Straße von Charlottenburg daher, als ich diesen Reisenden begegnete. Sie redeten mich französisch an, und fragten nach dem besten Gasthof in Berlin. Ein Glück, daß ich sie verstand und ihnen sogleich die Stadt Paris empfehlen konnte. Ach, Vater, welch ein wunderschönes liebreizendes Mädchen das ist, und wie freundlich und ungenirt. In ganz Berlin giebt es kein so schönes Mädchen, wie diese Blanche. Ich bin schon eine halbe Stunde neben dem Wagen hergegangen, und wir haben geplaudert und gelacht, wie langjährige Freunde, denn als ich erfuhr wer sie seien, und weshalb sie nach Berlin kämen, da sagte ich ihnen gleich wer mein Vater sei, und da ward der alte Herr gleich ganz freundlich und herablassend, und seine Tochter ganz vertraulich und lustig. Komm nur, Vater, komm, Herr Pelissier sehnt sich sehr Deine Bekanntschaft zu machen.

Ich verstehe aber kein Französisch, sagte Herr Pricker, der sich, trotz seines Widerwillens gegen die Franzosen, doch von dieser Ungeduld ihn kennen zu lernen, sehr geschmeichelt fühlte.

Ich werde Dolmetscher sein, Vater. Komm nur, denn auch Du wirst erstaunen, wenn Du hörst, wer dieser Herr Pelissier ist.

Und Wilhelm zog seinen Vater mit hastiger Ungeduld nach dem Wagen hin.

Herrn Pricker's Freunde und Gevattern standen starr und unbeweglich vor Neugierde da, und erwarteten in athemloser Ungeduld die Rückkehr des Freundes.

Endlich kam Herr Pricker, aber eine seltsame Veränderung war mit ihm vorgegangen. Sein Gang war unsicher und schwankend, sein Antlitz war farblos, seine Lippen zitterten, und eine tiefe Falte beschattete seine Stirn.

Er stellte sich jetzt seinen Freunden gegenüber, und sah sie mit starren, wilden Blicken an. Eine Pause trat ein. Aller Herzen klopften stürmisch, eine ungeheure Spannung malte sich auf allen Gesichtern.

Endlich öffnete Herr Pricker die zitternden Lippen, endlich sprach er, aber seine Stimme war dumpf und hohl. —

Es sind Franzosen, ja, Franzosen sagte er. Es ist der neue französische Kleidermacher, den der König hat herberufen lassen. Er kommt mit sechs französischen Gesellen, und wird für den König, die Prinzen und Hofherren arbeiten. Aber er ist nicht bloß Herrenkleidermacher, sondern auch Damenschneider, und seine Frau und Tochter, sind die berühmtesten Kleidermache-

rinnen von Paris, sie haben sich auch noch drei Gesellinnen mitgebracht, und denken, daß die Königinnen, die Prinzessinnen und der ganze Hof bei ihnen arbeiten lassen wird.

Aber das geht nicht, schrien die Gevattern. Wir haben unsere Zunftgesetze. Keine Frau darf das Schneiderhandwerk betreiben.

Oh doch, doch, rief Herr Pricker, unheimlich lachend. Der König hat ihnen ein Privilegium ertheilt, und ihnen die Erlaubniß gegeben. Ja, ja, es wird jetzt Alles Anders, schöner und besser. Der König beruft französische Kleidermacher her, und mich, mich wollen diese Ungeheuer um Rath fragen. Von mir wollen sie wissen, wie sie sich hier den zünftigen Meistern gegenüber benehmen sollen. Mich, den Hofkleidermacher Pricker will der neuherberufene französische Kleidermacher um Rath fragen. Ha, ha, ha! Ist das nicht zum Lachen?

Und Herr Pricker brach in ein lautes, wildes Lachen aus, das seine Freunde schaudern machte, dann sank er bewußtlos seinem Gevatter, dem Handschuhmacher in die Arme.

Sein Sohn Wilhelm, welcher seinen Vater hatte

zusammensinken sehen, kam eilig herbeigerannt, ihm zu helfen und ihn in sein Haus zu tragen.

Herr Pelissier mit seinem Jupiterblick, schaute stolz von der Höhe seines Wagens hinüber nach dem ohnmächtigen Schneider.

Der gute Meister hat die Besinnung verloren, sagte er mit einem olympischen Lächeln. Ich verarge es ihm nicht, denn er sieht seinen Ruin vor Augen. Er ist ein verlorner Mann, denn wie könnte er, ein deutscher, unbekannter Schneider es wagen, mit Pelissier, dem berühmten Pelissier, dem Sohn des berühmten Leibschneiders von Louis Quatorze zu rivalisiren. Ah, das wäre eine Vermessenheit und Dummheit, die ich selbst einem deutschen Gehirn nicht zutraue.

Herr Pelissier winkte gravitätisch dem Kutscher weiterzufahren, und der Zug bewegte sich langsam und würdevoll die Linden weiter hinauf.

XVIII.

Das doppelte Rendezvous.

Das kleine Hoffräulein Louise von Schwerin ging in rathloser Ungeduld in ihrem Zimmer auf und ab. Sie hatte die Thür hinter sich verriegelt, denn sie wollte ganz sicher sein, von Niemand überrascht, von Niemand beobachtet werden zu können, sie wollte noch einmal dieses mysteriöse Billet lesen, das sie heute in dem Strauß gefunden, welcher in ihrem Fenster lag, noch einmal ungestört den Inhalt desselben überlegen.

Dieses Billet war von Fritz Wendel, dem schönen Gärtner, das wußte sie, denn von ihm kamen die herrlichen Blumenbouquets, die sie hier in Monbijou, wie früher in Rheinsberg immer auf dem Sims ihres Fensters fand und also konnte auch nur Er dieses Billet hinein gelegt haben. Es war ein ganz kurzes, lakonisches Billet, es enthielt nichts als die dringende

Bitte, heute Abend um sieben Uhr in das Gewächshaus und dort in die dunkle Grotte zu gehen, wo sie ein wichtiges und gefährliches Geheimniß erfahren solle.

Was kann dies für ein Geheimniß sein? fragte Louise sich selber, nachdem sie wieder und immer wieder dieses wortkarge Briefchen gelesen. Denkt er vielleicht, fuhr sie mit einem schelmischen Lächeln fort, denkt er vielleicht, daß seine Liebe für mich ein Geheimniß ist? Gefährlich freilich ist sie für ihn, und für mich, aber ein Geheimniß ist sie nicht. Denn daß er mich liebt, das ist gewiß. Aber es muß süß sein, sich das endlich einmal sagen zu lassen, endlich einmal ganz still und unbelauscht mit dem Geliebten zusammen zu sein, und endlich von seinen Lippen diese Bekenntnisse zu hören, die man bis dahin nur in seinen glühenden Augen gelesen. Und ist es nicht unleidlich, so lange auf diese Liebeserklärung warten zu müssen? Ist es nicht grausam, zwei Monate schon einander so nahe zu sein, und doch niemals einen Moment finden zu können, wo man sich sehen und sprechen kann? Immer eingeschnürt zu sein in dieses kalte, langweilige Hofleben, immer umgeben von Spionen, Aufpassern und Laurern? Niemals allein, niemals frei zu sein? Ist es nicht zum Sterben, einen Liebhaber zu haben, und ihm noch niemals einen Kuß

haben verweigern zu können, weil er noch niemals die Gelegenheit gehabt hat, einen zu fordern? Mein Gott, und sie sagen, daß es ein so wunderbares, zauberhaftes Gefühl ist, zum ersten Male in den Armen des Geliebten zu ruhen, zum ersten Male von ihm geküßt zu werden. Ich will das kennen lernen, ich muß das kennen lernen, damit sie nicht immer sagen können, ich sei ein Kind, welches gar nicht mitsprechen könne, welches gar keine Erfahrungen habe. Ich will meine Erfahrungen machen, ich will mein Liebesverhältniß haben so gut wie alle andern Damen, nur daß meins viel romantischer, viel ungewöhnlicher ist. Mein Gott, von einem Kammerherrn, einem Grafen, oder Baron geliebt zu werden, das ist etwas so Gewöhnliches. Aber von einem Gärtner angebetet zu werden, von einem Jüngling, der schön ist wie ein Gott, und nur den einen Fehler hat daß er niedrig geboren ist, das ist neu, das ist pikant. Ah, die Frau von Brandt verhöhnte mich noch gestern mit meiner Unschuld und Dummheit, sie spottete darüber, daß ich noch niemals geküßt worden, noch niemals eine verstohlene Umarmung gehabt habe, welches doch der schönste Genuß sei im Leben einer Frau, und alle Hofdamen lachten über mich, als sie das sagte, und sie nannten mich

eine ungebackene Semmel, welche noch gar nicht im Feuer gewesen, noch gar keine Hitze kennen gelernt habe.

Sie sollen nicht mehr über mich lachen! rief Louise wie ein eigensinniges Kind mit dem Fuß auf den Boden stampfend, und mit Thänen des Zorns in den Augen. Niemand soll mehr über mich lachen und spotten können, und wenn sie's thun, so will ich Ihnen sagen können, ich habe meinen Liebhaber, so gut wie Ihr Alle, ich habe auch meine Rendezvous, so gut wie Ihr habe ich eine Liebeserklärung empfangen, und in den Armen meines Geliebten geruht. Ja, ja, das will ich ihnen erwidern können, und darum ist es noth=wendig, daß ich dieser geheimnißvollen Einladung folge, und darum werde ich heute Abend um acht Uhr in das Gewächshaus gehen. —

Aber indem sie das sagte, durchrieselte sie ein kalter Schauder, und ihr Herz stand still, um sie dann fast zu ersticken mit seinen hämmernden Schlägen. Sie ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab, ein glühender Kampf erhob sich in ihrem Innern. Eine leise Stimme ertönte in ihr und warnte sie vor der Gefahr eines solchen Schrittes, es war ihr, als sähe sie das bleiche traurige Antlitz ihrer fernen Mutter, als höre sie ihre liebe, bittende Stimme, welche zu ihr

sprach: „Gehe nicht hin, Louise, denn wenn Du gehst, bist Du verloren, und um Deine Reinheit und Unschuld ist es gethan!“ — Der gute Genius breitete noch einmal seine Schwingen über sie aus, und wollte sie retten und behüten. Aber da war diese andere Stimme, welche mit so süßverlockenden Schmeichelworten zu ihr sprach, da war dieses schöne Jünglingsangesicht mit den großen glühenden Augen, welche so flehend auf sie gerichtet waren, da war dieser diabolische Reiz das Verbotene zu thun, das Unerlaubte, Gefährliche zu wagen, das Geheimnißvolle, Unbekannte, Zauberhafte kennen zu lernen.

Louise verschloß der warnenden Stimme ihrer zagenden Jungfräulichkeit das Ohr, ihr guter Genius hatte keine Gewalt mehr über sie. Ihrem Dämon war sie verfallen.

Ich werde hingehen! flüsterte sie ganz entschlossen, und ihre Augen flammten in einem seltsamen Feuer und eine glühende Purpurröthe stand auf ihren zarten, kindlichen Wangen. Ich werde hingehen und nichts soll mich davon zurückhalten.

Sie war jetzt ganz entschlossen, ganz mit sich selbst einig, und doch war sie voll geheimer Furcht, voll instinctartigen Schreckens, doch dachte sie zuweilen

ganz hoffnungsvoll, irgend ein unerwartetes Ereigniß, ein unvermuthetes Hemmniß, würde sie zurückhalten von ihrem gefährlichen Wege.

Aber dieses Hemmniß kam nicht, der Zufall begünstigte ihr Verderben. Die Königin Sophie Dorothea wollte heute ihrer Königlichen Schwiegertochter in Schönhausen einen Besuch machen, aber nicht mit dem Prunk einer Königin, sondern ganz ohne Ceremoniel, ganz vertraulich und einfach. Es sollten daher nur zwei der Hofdamen sie begleiten, und die Königin hatte dazu sich die beiden ältesten und befreundetesten erwählt, mit denen sie am unbefangendsten plaudern, am harmlosesten über den engen, ärmlichen und beschränkten Haushalt der regierenden Königin spotten konnte, ohne fürchten zu müssen, verrathen zu werden. Weder Louise von Schwerin, noch auch Laura von Pannewitz sollte die Königin begleiten, und Sophia Dorothea fühlte sich ganz froh, daß sie heute einige Stunden wenigstens nicht dieses traurige, schöne und sanfte Gesicht, diese von stiller Schwermuth umschleierten Augen Laura's sehen sollte, daß sie nicht genöthigt war, ihre sanfte melodische Stimme zu hören, die immer in leisen Klageliedern erbebte, und die strenge ungeduldige und leidenschaftliche Königin zur Verzweiflung brachte mit

ihren unausgesprochenen Elegien, und ihrer stillen Resig=nation. Der König war heute nach Potsdam gegangen, und da er also nicht in Berlin anwesend, war es nicht nöthig Laura zu bewachen. Auch glaubte die Königin fast nicht mehr an diese Liebe, von der sie sich vergeblich bemüht hatte, irgend eine Spur, ein äußeres Merkzeichen zu erkennen. Der König vielmehr schien die schöne Laura gar nicht zu beachten, nur einmal seit jenem Tage hatte er mit ihr gesprochen, und das war gewesen, um sie ein wenig zu verspotten über ihr bleiches und schmachtendes Aussehen, und sie neckend zu fragen, ob es vielleicht eine unglückliche Liebe sei, welche sie so bleich gemacht? — Seit jenem Tage glaubte die Königin nicht mehr an ein Liebes=verhältniß des Königs und der schönen Laura, und sie hatte sagar der Frau von Brandt heimliche Vor=würfe darüber gemacht, daß sie ihr eine Unwahrheit gesagt, und ihr das Mährchen einer solchen Liebe des Königs aufgebürdet habe.

Frau von Brandt hatte darauf mit einem ge=heimnißvollen Lächeln erwidert: Majestät, ich sagte nicht, daß es der König sei, welcher Laura liebe, Ew. Majestät glaubten es zu errathen und ich widersprach Ihnen nicht.

Und warum nicht, wenn Sie doch wußten, daß es nicht der König sei, welchen Laura liebte? hatte die Königin heftig gefragt.

Weil ich mit einem heiligen Schwur gelobt hatte, den Namen ihres Geliebten nicht zu nennen. Ist es nicht der König, desto besser für meine arme Laura. Doch wage ich es Ew. Majestät auf's Neue zu beschwören, meine arme Freundin von ihrer unglückseligen Liebe zu heilen, indem Sie sie mit dem Grafen Voß vermählen.

Die Königin war fest entschlossen dies zu thun, und deshalb wollte sie heute nach Schönhausen zur jungen Königin, um mit ihr vereint die wirksamsten Mittel zur Erreichung dieses Plans zu verabreden.

Immer noch dachte Louise von Schwerin, es sei dennoch möglich, daß die Königin-Mutter ihren Entschluß ändern, und auch sie zu ihrer Begleitung befehlen möchte; sie fürchtete und hoffte es zugleich. Sie würde geweint haben, wäre es geschehen, und dennoch fühlte sie, daß es zu ihrem Besten sein würde.

So, zwischen Bangen und Hoffen, Zweifeln und Fürchten verging die Zeit; da rollte ein Wagen von

dem Schloßhof. Louise hörte das laute Rufen der Wachen, und das Trommelwirbeln.

Es war die Königin, welche nach Schönhausen fuhr. Louise von Schwerin war also frei, war unbeachtet, und nichts konnte sie mehr verhindern zu ihrem Rendezvous zu gehen.

Und sie ging. Mit bebenden Schritten, mit hochklopfendem Herzen schlüpfte sie durch die dunkelnden Alleen des Gartens dahin, und mit dem Schlag der siebenten Stunde trat sie in das Gewächshaus ein. Alles war still darin und lautlos, eingehüllt in ein süßes Dämmerlicht, und durchzogen von köstlichem Orangenduft, welcher die Sinne betäubte, und ihren Kopf schwindeln machte, wie ein sanfter Opiumrausch.

Leise, unhörbar schlüpfte Louise die blühende, duftende Halle hinunter, athemlos vor Erwartung und innerer Angst trat sie in die dunkle Felsengrotte ein, und die Augen noch geblendet von der plötzlichen Dunkelheit, sank sie zitternd und betäubt auf die künstliche Rasenbank nieder, die dort unter Schlinggewächsen und blühenden Farrenkräutern in der Mitte der Grotte angebracht war.

Gott sei Dank, flüsterte sie leise, Gott sei Dank ich bin allein. Es ist Niemand hier. Ich werde we-

nigstens Zeit haben, mich zu erholen, und einen Entschluß zu fassen. Oh, ich fürchte mich so sehr, ich hätte nicht kommen sollen. Wer weiß, ob nicht irgend ein Anderer dieses Billet geschrieben, ob es nicht ein Scherz ist, welchen die Hoffräulein sich mit mir gemacht, um mich nachher zu verhöhnen. Mein Gott, so ist es gewesen, und ich bin eine Thörin zu glauben, daß Er es wagen sollte, mich um ein Rendezvous zu bitten! Er ist viel zu schüchtern, viel zu demüthig, um so etwas zu wagen. Es sind die Hoffräulein gewesen, und ich war so dumm in ihre Falle zu gehen. Aber noch ist es Zeit, noch kann ich fliehen, denn Niemand ist hier, Niemand hat mich kommen sehen.

Sie wollte aufstehen, sie wollte wirklich fliehen, aber es war schon zu spät. Zwei Arme legten sich sanft um ihre Gestalt, und zogen sie auf ihren Sitz zurück.

Louise fühlte ein schauderndes Entsetzen und doch zugleich ein süßes Entzücken ihre ganze Gestalt durchrieseln, sie wollte sich losmachen, aber sie fühlte sich von diesen männlichen starken Armen nur noch fester gehalten, und an eine Brust gedrückt, deren lautes und stürmisches Klopfen ein Echo in ihrem eigenen Herzen fand, ihr schüchterner, angstvoller Blick begegnete seinen

glühenden, flammenden Augen, die mit fascinirender Gewalt auf ihr ruhten.

Louise ließ mit einem bangen Aechzen ihr schwankendes Haupt rückwärts sinken. Jetzt brannten zwei glühende Lippen auf den ihren, und verwirrten, betäubten sie mit ihrem feurigen Kuß.

Aber die mädchenhafte kindliche Scheu weckte sie aus diesem ersten Taumel ihrer Sinne, sie fand noch den Muth in sich, dieser Gefahr sich entreißen zu wollen, sich mit stürmischer Gewalt loszumachen aus den umschlingenden Armen.

Lassen Sie mich, sagte sie athemlos, mit zitternden Lippen, in denen sie jeden Pulsschlag ihres Herzens fühlte. Lassen Sie mich! Halten Sie mich nicht zurück. Ich will gehen. Ich darf hier nicht länger bleiben. Wie dürfen Sie es wagen, mich so zu überfallen, und so mein Erschrecken zu mißbrauchen. Wie sind Sie hierher gekommen und was wollen Sie hier?

Und Louise, welche hatte gehen wollen, blieb dennoch stehen, um seine Antwort zu hören.

Wie ich hierher gekommen bin? sagte der schöne Gärtner mit schüchternem, unterwürfigem Ton. Ich habe vier Wochen jede Nacht gearbeitet an diesem

Wege, der mich unbemerkt hierher führen könnte. Wie ein Maulwurf habe ich in der Tiefe der Erde mir einen Weg gebohrt, und während Alles schlief, und träumte, wachte und arbeitete ich, aber ich träumte mit wachenden Augen, und es war ein seliger Traum, denn er ließ mich den Tag sehen, wo mein schwieriges Werk vollendet sein, und ich von Niemand gesehen, hierher gelangen, und hier einen Engel finden würde, den ich anbete, dem ich jeden Tag und jede Stunde meines Lebens geweiht habe. Sehen Sie dort Fräulein, dort hinter jenem großen Orangenbaum jene Oeffnung. Das ist der Weg zu meinem Paradiese, den ich mir selbst gegraben habe. Durch diese Oeffnung gelange ich zu einer kleinen in die Erde gegrabenen Treppe, die in den kleinen Kellerraum führt, welcher sich unter dem Gewächshaus befindet, und von diesem Kellerraum führt eine ähnliche Treppe wieder hinauf zu einer Fallthür, durch welche man grade in mein Zimmer gelangt, das sich in dem unteren Geschoß des Gärtnerhauses befindet. Sie sehen also, daß es einer ziemlichen Zeit, und vieler Anstrengungen bedurfte um mir diesen Weg zu bahnen.

Louise war neugierig bis zu dem Rande der Oeffnung gegangen, welche in die Tiefe hinabführte. Mehr

als alle glühende Worte wirkte das Anschauen dieses um ihretwillen geschaffenen Weges auf sie. Es bedurfte wahrlich einer starken und mächtigen Liebe, um dieses Riesenwerk ganz allein, und ohne Hülfe zu Stande zu bringen. Aber das junge Mädchen wollte die Verwirrung ihres eigenen Herzens noch bekämpfen, sie suchte ihre Rührung unter neckendem Spott zu verbergen.

Wahrlich, ein dunkler, geheimnißvoller Weg, sagte sie, der indessen von Jedem, welcher mit einem Licht diese Grotte erhellt, gefunden werden kann, und Sie wissen, daß Ihre Majestät die Königin es liebt, zuweilen Abends dieses Treibhaus erleuchten zu lassen, um mit ihrem Hofe den Thee hier zu nehmen.

Niemand wird diesen Weg finden, sagte der junge Gärtner, indem er mit dem Fuß den hölzernen Kübel in welchem der Orangenbaum stand, vorwärts schob. Dieser gab mit einem leisen Aechzen dem Drucke nach, und schien sich, wie um sich selber zu drehen.

Sehen Sie, Fräulein, jetzt verbirgt dieser Baum mein Geheimniß. Er steht auf einem Brett, an dem ich eine Drehschraube befestigt habe. Jetzt ist mein Weg abgeschnitten, und wenn jetzt Jemand käme —

Oeffnen Sie, ich bitte, öffnen Sie —

Ich werde es thun, wenn Sie mir versprechen, mich nicht sogleich zu verlassen.

Ich verspreche es, nur schieben Sie den Baum wieder zurück.

Fritz Wendel that es, dann wandte er sich rasch wieder dem jungen Mädchen zu, und sie in seine starken Arme emporhebend, trug er sie wieder zu der Rasenbank hin, sie sanft darauf niederlassend, um dann vor ihr niederzuknieen, und demüthig, wie ein Sclave sein Haupt vor ihr zu beugen, und ihre Füße zu küssen.

Sie sind meine Herrin und Gebieterin, sagte er, ich lege mich zu Ihren Füßen nieder, wie Ihr Sclave, und will von Ihnen mein Schicksal empfangen. Sie sollen mich entweder zu einem Gott erheben, oder mich auf ewig in den Staub treten. Wenn Sie sagen: stehe auf, ich liebe Dich, so werde ich die Kraft haben der ganzen Welt zu trotzen, so werde ich mir Ruhm, Ehre und Ansehen erkämpfen, um eines Tages vor Gott und aller Welt Ihre Hand und Ihre Liebe fordern zu können. Wenn Sie sagen: bleibe wo Du bist, zu meinen Füßen, Du bist an Deiner Stelle und ich verachte den elenden Gärtner, der es wagt ein hochgebornes Fräulein zu lieben, wenn Sie so sagen, so werde

ich sterben, um nicht wahnsinnig zu werden. Denn ich fühle, daß mein Gehirn keine Kraft haben würde, um diesem fürchterlichen Schlage zu wiederstehen, und ich möchte lieber sterben, indem ich Sie segne, als vielleicht in Wahnsinn Ihrer Grausamkeit fluchen.

Er schwieg, und hob sein schönes, erregtes Antlitz flehend zu ihr empor. Aber Louise fand nicht die Kraft zu sprechen, sie lauschte wie trunken dieser neuen, nie gehörten Musik seiner Stimme, seiner Worte, sie war wie berauscht von diesem Zauber seiner gewaltigen, Alles überwindenden, vor keinem Hemmniß zurückbebenden Liebe.

Sie antworten mir nicht? sagte er seufzend. Ach, ehe Sie mich verdammen, überlegen Sie wenigstens, denken Sie daran, daß dieses Herz, welches Sie zertreten wollen, für Sie einen Schatz von Liebe, von Anbetung und Hingebung birgt, wie Sie ihn nirgends wieder finden werden. Für Andere werden sie immerhin eine schöne, anmuthige, liebreizende Dame sein, um deren Liebe man wirbt, und die man heirathet, wenn sie einwilligen will, aber um deretwillen man nicht stirbt, wenn sie Nein! sagt. Für mich sind Sie mehr als ein Weib, mehr als die schöne, bezaubernde und liebreizende Dame! Für mich sind Sie die Gott-

heit, welche das Werde! über mich aussprach, welche meinen, in Nacht versenkten Geist aus seiner Dunkelheit aufschreckte, und ihm die Sehnsucht nach dem Licht, nach der Erkenntniß und dem Wissen erweckte. Oh, Sie wissen gar nicht, was Alles Sie schon aus mir gemacht haben, was Alles Sie noch aus mir machen können, wenn Sie mich lieben. Ich war ein unwissender, armer Gärtnerbursche, als ich Sie zum ersten Male sah, nichts liebend als meine Blumen, eine Sprache kennend, und kein Buch verstehend, als dieses große Buch der Natur, welches in einer so einfachen, Jedermann verständlichen und dennoch so göttlichen Sprache geschrieben ist. Aber als ich Sie sah, Louise, da fühlte ich, daß dieses Wissen der Natur nicht genügend sei, um das Auge zu Ihnen erheben zu können. Zum ersten Male schämte ich mich meiner Armuth, erröthete ich über meine Unwissenheit. Seitdem Louise, ist mein Leben eine fortgesetzte Arbeit, ein ununterbrochenes Studium gewesen. Ich konnte die äußere Armuth nicht bannen, aber doch die innere Armuth meines Geistes, und das habe ich gethan, so viel ich es vermochte. Ich habe Alles, was ich erwarb, dazu angewendet, mir dafür Lehrer zu halten, welche mich unterrichten, ich habe immer daran gedacht,

daß jeder auch noch so kleine Fortschritt im Wissen ein Sandkorn sei, das ich in den Abgrund werfe, welcher mich von Ihnen trennt, um ihn nach und nach damit auszufüllen und zu Ihnen hinüber zu schreiten. Ich wollte nicht unwissend sein, damit Louise sich meiner nicht zu schämen habe, und jetzt Louise, bin ich so weit, daß ich zu Ihnen sagen kann: Gebieten Sie über mich! Sagen Sie, wohin ich mich wenden, was ich ergreifen soll, um Sie eines Tages verdienen zu können, vorausgesetzt, daß Sie Liebe, Geduld und Muth genug haben, um auf mich warten zu wollen, vorausgesetzt, daß Sie meine Liebe nicht verwerfen, und verspotten wollen.

Ach, sagte sie seufzend, was hülfe es, wenn ich Sie nicht verwerfen wollte, da doch meine vornehme uud stolze Familie, da doch der König niemals darein willigen würde, mich Ihnen zur Frau zu geben.

Oh der König! sagte Fritz Wendel nachlässig. Es gäbe vielleicht ein Mittel, den König zu bewegen, daß er's thut. Ein Geheimniß, für das man von ihm sich diese Einwilligung, für das man sich Ehre und Ansehen verdienen könnte.

Ah, das Geheimniß, welches Sie mir hier entdecken

wollten? fragte Louise mit der Neugierde eines Kindes. Oh, sagen Sie, was ist das für ein Geheimniß?

Sie werden es sogleich erfahren. Hören Sie nur, flüsterte der junge Mann, indem er sich leise von seinen Knieen erhob und neben Louise auf der Rasenbank niederglitt.

Hören Sie, flüsterte er, aber verrathen Sie uns nicht durch ein lautes Wort, einen Aufschrei!

Ich höre Schritte, flüsterte Louise. Mein Gott, wenn man uns hier fände!

Oh, fürchten Sie nichts. Sehen Sie dorthin, Louise.

Louise folgte der Richtung, die seine erhobene Hand ihr bezeichnete. Dort drüben unter dem Lorbeerbaum saß jetzt Laura von Pannewitz, und vor ihr kniete der Prinz August Wilhelm, mit seligem Lächeln zu ihr emporschauend, und ihre Hände mit Küssen bedeckend. Laura, meine Braut, meine Geliebte, sagte er leise, wann wird der Tag kommen, wo alle Schranken fallen, wo Du Mein sein wirst, mein für alle Ewigkeit!

Dieser Tag wird kommen, wenn ich gestorben sein werde, sagte Laura mit einem schwermüthigen Lächeln. Ja, mein Prinz, wenn ich todt sein werde,

dann werde ich frei sein, um Sie zu lieben, für Sie zu beten, frei, um mit meinem Geiste Sie zu umschweben, als Ihr guter Genius über Ihnen zu wachen, und vor jedem Unheil Sie zu schützen. Oh, wäre ich doch erst todt, um diese edle, und köstliche Mission erfüllen zu können!

Louise war so ganz Auge und Ohr, so ganz erfüllt von dieser neuen und unerwarteten Scene, daß sie gar nicht bemerkte, wie Fritz Wendel seinen Arm um ihre Gestalt legte, und sie näher und fester an sein Herz drückte.

Sehen Sie da, flüsterte er leise, er ist ein hochgeborner Prinz, und sie nur ein armes Fräulein, und doch liebt er sie, und doch nimmt sie seine Liebe an, und fürchtet nicht, daß ihr Schmach und Schande daraus entstehen könnte.

Louise legte mit einer ungeduldigen Bewegung ihre Hand auf seinen Mund und flüsterte: Schweigen Sie, und lassen Sie mich hören.

Fritz Wendel bedeckte diese Hand mit seinen Küssen, und Louise entzog sie ihm nicht, denn sie lauschte mit angehaltenem Athem, mit hochklopfendem Herzen auf das leidenschaftliche, zärtliche und doch keusche und unschuldige Liebesgespräch der beiden Liebenden.

Aber es kam doch ein Moment, wo Laura, hingeriffen von der Gluth ihres eigenen Gefühls, bezaubert von der zärtlichen, leidenschaftlichen Sprache ihres Geliebten, ihre Zurückhaltung und ihren Stolz vergaß, in des Prinzen Arme sank, und seine Küsse duldete und erwiderte, und mit stammelnden Lippen die Schwüre der Liebe, der ewigen Treue ihm zurückgab, die er unter feurigen Umarmungen und Küssen in ihr Ohr flüsterte.

Louise fühlte wie sie das sah, ihr Blut, wie in glühenden Feuerströmen durch ihre Adern stürzen, eine süße Betäubung faßte ihr ganzes Wesen. Sie lehnte den Kopf an die Schulter des Geliebten und schloß die Augen, sie wehrte ihm nicht, als er sie so fest an sein Herz zog, wie dort der Prinz seine Laura, als er seine Lippen so fest auf die ihrigen preßte, daß sie zu ersticken meinte unter seinen Küssen.

Aber dieses so keusche, so zärtliche und unschuldige Liebespaar kam Louisens Unerfahrenheit und Betäubung zu Hülfe. Inmitten ihrer Verwirrung und des Taumels ihrer Sinne hörte sie doch die sanfte und melodische Stimme Laura's, welche ihren Geliebten mit aller Angst und allem Stolz einer reinen Liebe beschwor, Erbarmen zu haben mit seinem und ihrem

Herzen, nicht zu wollen, daß sie schamvoll vor sich selber erröthen müsse, und nicht mehr den Muth habe, Gott ihre Liebe und ihre Schmerzen zu gestehen.

Sie war wunderschön, wie sie so ihm gegenüber stand, die Arme über der Brust gefaltet, als wollte sie diese Arme fesseln, daß sie sich nicht ausstreckten, den Geliebten zu umfangen, die zugleich in Zärtlichkeit und in Thränen schwimmenden Augen zu ihm aufschlagend und ihn so schüchtern und so liebevoll zugleich anschauend.

Versprechen Sie mir, nie wieder so mir zu nahen, flüsterte sie. Versprechen Sie mir, daß Sie meiner Schwäche schonen, und mein ach, nur allzuzärtliches, Herz nicht wieder in Versuchung führen wollen. Rein muß unsere Liebe bleiben, wenn sie stark sein soll, und nur wenn wir Gottes Auge nicht zu fürchten haben, können wir zu ihm flehen um seinen Beistand, können wir im Unglück Trost finden in unserer Liebe und in unserer Unschuld. Oh, mein Geliebter, das Unglück trägt sich leichter, wenn es unverschuldet ist, lassen Sie uns also das Recht, über unserer Liebe zu weinen und sie vor Gottes Thron niederzulegen, wenn die Menschen sie verwerfen und verdammen wollen.

Niemand soll das wagen, Laura, Niemand soll meine Braut, meine einstige Gemahlin mit geringschätzenden Blicken ansehen können, denn ich werde da sein, Sie mit meinem Leben und meinem Blut zu vertheidigen. Aber ich verspreche Ihnen, Laura, was Sie fordern. Ich werde mein Herz bezwingen, und meinen glühenden Wünschen Schweigen auferlegen. Ich werde niemals mehr Sie in meine Arme schließen, außer in meinen Träumen, ich werde niemals mehr Ihre Lippen küssen, außer mit meinen Blicken. Aber ein Tag wird kommen, wo Sie selber diesen Fluch von mir nehmen, von dieser Verdammniß mich erlösen werden, und das wird der Tag sein, Laura, an welchem Sie vor Gott und aller Welt meine Gemahlin sein werden.

Laura reichte ihm mit einem unaussprechlichen Blick die Hand hin. Ich danke Dir, mein Geliebter, sagte sie mit einem süßen, zauberhaften Lächeln, welches den Prinzen so sehr entzückte, wie nur ein Kuß es vermocht hätte. Ich danke Dir, mein Geliebter, und jetzt laß uns scheiden.

Scheiden? Du weißt, daß wir uns in Wochen nicht wiedersehen werden. Daß ich dazu verurtheilt bin, den König auf seiner Vergnügungsreise zu be-

gleiten? Ach, eine Vergnügungsreise, welche mich von Dir entfernt, während es für mich nur Ein Vergnügen giebt, Dich zu sehen, an Deiner Seite zu sein.

Gehen Sie immerhin, sagte sie lächelnd. Wir Beide können uns ja doch niemals verlieren und niemals vergessen. Ich sehe Sie immer vor mir, wenn Sie auch nicht bei mir sind, ich bin immer bei Ihnen, wenn Sie mich auch nicht sehen.

Ach, ich sehe Dich immer, ich höre Dich immer, Laura, ich denke Dich immer, und spreche mit Dir, wenn Du auch nicht da bist.

Nun also! Werden wir da jemals getrennt sein? Folgen Sie immerhin dem König auf seiner Vergnügungsreise und seien Sie selber vergnügt, denn unsere Seelen sind immer bei einander, und unsere Herzen verstehen sich doch.

Sie reichte ihm ihre Hand dar, die er an sein Herz drückte, dann gingen sie Beide, Hand in Hand und lächelnd einander anschauend, den Salon hinab.

Luise hatte sich längst von ihres Geliebten Armen freigemacht und ihn von sich gestoßen. Jetzt, als die Beiden sich entfernten, stand auch sie auf und wollte gehen.

Fritz Wendel suchte sie zurückzuhalten, aber Louise hatte aus den Worten Laura's Kraft gesammelt, ihrem eigenen Herzen zu widerstehen. Wenn Sie es noch einmal wagen, mich zu umarmen, sagte sie, werden Sie mich niemals wiedersehen und ich werde niemals wieder hieher kommen.

Aber der erfahrenere und klügere junge Mann merkte sehr wohl, welche große Gunst sie ihm, ohne vielleicht daran zu denken, schon gewährte. Er hatte sie noch nicht gebeten, wieder zu kommen, und sie sagte es ihm fast schon zu.

Ich werde es nicht mehr wagen, Sie zu berühren, sagte er demüthig. Werden Sie alsdann kommen?

Louise lächelte. Nun, sagte sie, ich muß schon kommen, um diesen schönen und rührenden Roman des armen Fräulein von Pannewitz weiter zu verfolgen und dessen Entwicklung kennen zu lernen.

Aber nicht wahr, fragte er, ihre herabhängende Hand ergreifend und an ihre Lippen drückend, nicht wahr, dieser Roman kann uns eines Tages nützlich werden? Wenn das Fräulein von Schwerin eines Tages meine zärtliche, demüthige und muthige Liebe annimmt, und mir das stolze Glück gönnt, ihr Gatte

werden zu sollen, dann wird mir der König für dieses große Staatsgeheimniß seine Einwilligung nicht versagen.

Mein Gott, fragte Louise erschrocken, Sie könnten so grausam sein, das Geheimniß dieser beiden armen Liebenden dem König zu verrathen?

Wenn ich dadurch die Hand meiner angebeteten Geliebten erkaufen kann, so werde ich es thun. Ach, ich würde um Ihren Besitz meine Seligkeit hingeben, weshalb also sollte ich anstehen, ein Geheimniß zu verrathen, daß man mir nicht anvertraut hat, sondern das ich auf meinem Wege gefunden habe?

Arme Laura, seufzte Louise, du hattest wohl Recht, zu sagen, daß es für Dich das Beste wäre, zu sterben und unsichtbar Deinen Geliebten zu umschweben. Man wird Dir nicht das Glück gönnen, es sichtbar zu thun!

Ende des zweiten Bandes.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Druck von A. Bahn & Co. in Berlin, Schleuse 4.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mühlbach, Luise,

Friedrich der Große und sein Hof historischer Roman

Bd.: [1,]2

Berlin (1853)
P.o.germ. 1817 d-1,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124828-8